MASTER NEGATIVE
NO. 93-81625-1

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

HEINROTH, JOHANN CHRISTIAN AUGUST

TITLE:

DIE LUGE; EIN BEITRAG ZUR ...

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1834

Master Negative #

93-81625-1

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

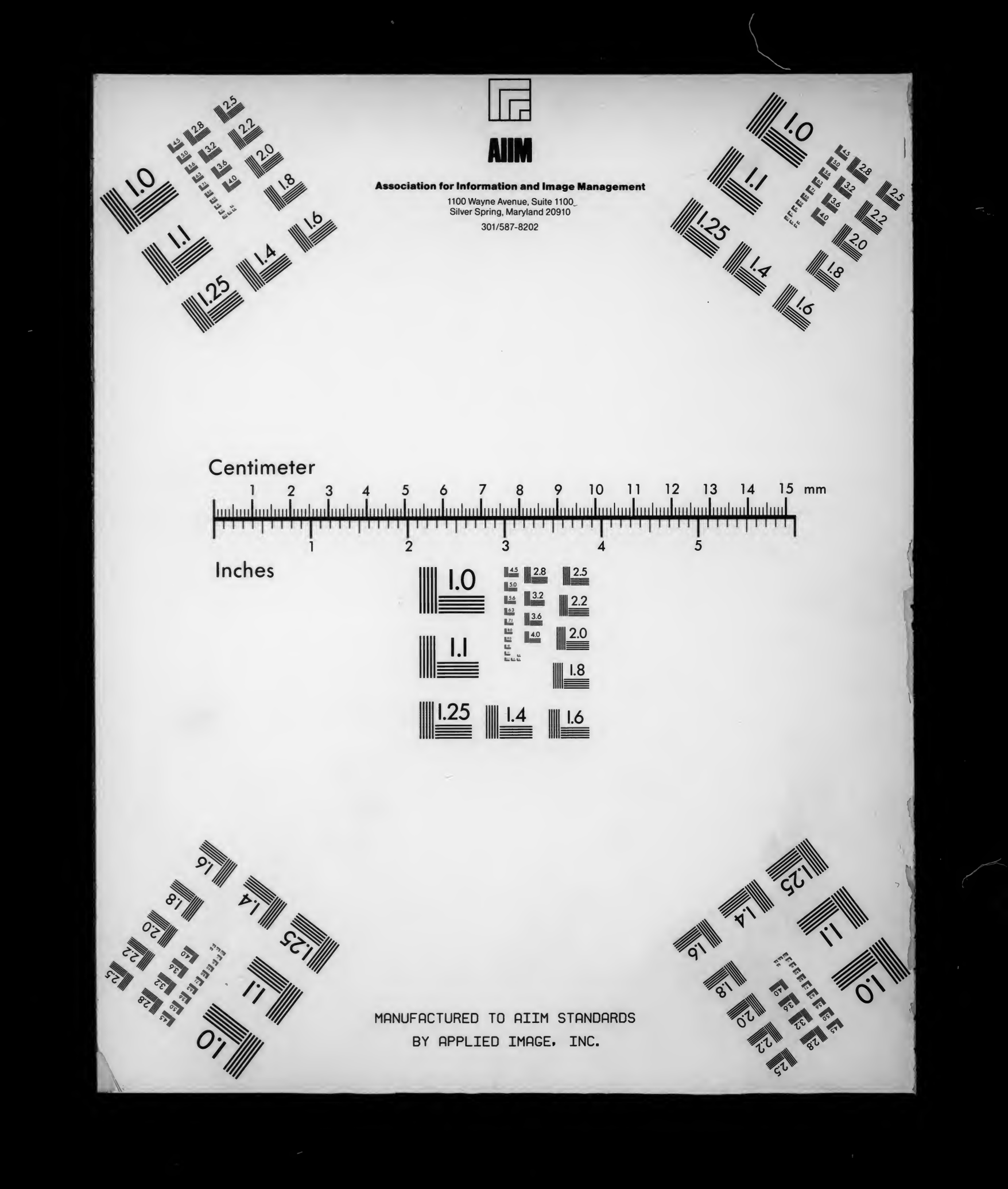
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

177.3 Heinroth, Johann Christian
H36 ~~Friedrich~~, August. 1773-1843.
Die lüge; ein beitrag zur seelen
krankheitskunde, für ärzte, geistliche,
erzieher, u. s. w.
Leipzig, 1834. 0 12+500p.
142532

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 8/2/93 INITIALS GAP
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

177.3 H36
Columbia University
in the City of New York
Library
Special Fund
1898
Given anonymously

Die

Lüge.

Ein Beitrag

zur

Seelenkrankheitskunde,

für Aerzte, Geistliche, Erzieher u. s. w.

von

Johann Christian August Heinroth,

Doctor der Philosophie und Medizin, Königlich Sächsischem Hofrath,
Professor der psychischen Heilkunde an der Universität zu Leipzig
u. s. w.

Leipzig,
Friedrich Fleischer.

1834.

Dr. Meyer

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

26 Apr. 99. H.B.

Seinem verehrten Freunde

dem Herrn Criminal-Director

Dr. Julius Eduard Hitzig

in

Berlin

261587

FEB 7 1933 Harnessville 48

widmet dieses Buch

als ein geringes Zeichen

seiner treuen Ergebenheit

der Verfasser.

Sie haben, mein theurer Freund, in Ihrem langen criminalistischen Geschäftsleben so viele Lügen hören und lesen müssen, daß es wirklich Ihre Geduld auf die Probe setzen heißt, zu verlangen, daß Sie auch noch Etwas „Ueber die Lüge" lesen. Inzwischen, ich weiß, Sie können ihren Freunden nichts abschlagen. Hiezu kommt noch, daß Sie, als eifriger Freund der Wahrheit, es gern sehen, wenn der Lüge ihr Recht widerfährt. Daß dieß geschehe, war mein

Zweck bei dieser Schrift. Nehmen Sie also dieselbe zur Hand, als eine Erinnerung an unsere gemeinschaftlichen Bestrebungen, und als ein Denkmal unserer gleichen Gesinnung.

Leipzig, im August
1833.

Unveränderlich

der Ihrige

Heinroth.

Inhaltsanzeige.

Vorwort.

Zur Einleitung.

Ein Blick auf göttliche Kraft und menschliche Schwäche. S. 1 — 36.

Erster oder psychologischer Theil.
Die Lüge im Menschen.

Erstes Kapitel. Geistiges oder moralisches Wesen im Menschen.

§. 1. Geistiges oder moralisches Wesen überhaupt. S. 39 — 40.
§. 2. Das menschliche Bewußtseyn. S. 40 — 47.
§. 3. Vernunft. S. 47 — 55.
§. 4. Glaube. S. 55 — 70.
§. 5. Gewissen. S. 70 — 78.
§. 6. Persönlichkeit. S. 78 — 84.

Zweites Kapitel. Natürliches oder selbstisches Wesen im Menschen.

§. 1. Das menschliche Selbst. S. 85 — 93.
§. 2. Das Gesetz der Selbsterhaltung. S. 93 — 99.
§. 3. Das Gesetz der Selbstverläugnung. S. 99 — 105.
§. 4. Das menschliche Selbst mit sich im Streite. S. 105 — 113.
§. 5. Erzeugung des Bösen im menschlichen Selbst. S. 113 — 118.
§. 6. Die Selbstigkeit als das eigentlich Böse im Menschen. S. 118 — 124.

Drittes Kapitel. Psychologie der Lüge.

§. 1. Das menschliche Selbst vor dem Gewissen. S. 125 — 130.
§. 2. Wahrheitsscheu und Wahrheitsflucht. S. 130 — 136.
§. 3. Die Geburt der Lüge. S. 136 — 151.
§. 4. Das Wesen der Lüge. S. 151 — 161.
§. 5. Zweck der Lüge. S. 162 — 169.

§. 6. Innere Wirkungen und Folgen der Lüge. S. 169 — 181.
§. 7. Charakteristik der Lüge nach ihren Arten und Graden. S. 181 — 192.

Zweiter oder anthropologischer Theil.
Die Lüge im Leben.

Erstes Kapitel. Einleitendes.

§. 1. Uebergang. S. 195 — 196.
§. 2. Das Leben überhaupt. S. 196 — 199.
§. 3. Das Menschenleben. S. 199 — 205.
§. 4. Kreise des Menschenlebens. S. 205 — 210.
§. 5. Mängel und Gebrechen der Lebenskreise. S. 210 — 222.
§. 6. Einmischung der Lüge in das Leben überhaupt. S. 222 — 224.

Zweites Kapitel. Die Lüge im häuslichen Leben.

§. 1. Charakter des unverdorbenen häuslichen Lebens. S. 225 — 228.
§. 2. Charakter des ausgearteten häuslichen Lebens. S. 228 — 230.
§. 3. Eintritt der Lüge in das häusliche Leben. S. 230 — 239.
§. 4. Herrschaft der Lüge im häuslichen Leben. S. 239 — 251.

Drittes Kapitel. Die Lüge im Staatsleben.

§. 1. Natur des Staatslebens. S. 252 — 258.
§. 2. Norm des Staatslebens. S. 258 — 263.
§. 3. Abnormitäten des Staatslebens. S. 264 — 268.
§. 4. Die Staatslüge. S. 268 — 275.

Viertes Kapitel. Die Lüge im bürgerlichen Leben.

§. 1. Das reine bürgerliche Leben. S. 276 — 280.
§. 2. Das ausgeartete bürgerliche Leben. S. 280 — 283.
§. 3. Verbreitung der Lüge im bürgerlichen Leben. S. 284 — 292.

Fünftes Kapitel. Die Lüge im geselligen Leben.

§. 1. Idee des rein geselligen Lebens. S. 293 — 304.
§. 2. Das ausgeartete gesellige Leben. S. 304 — 307.

§. 3. Verderbniß des geselligen Lebens durch die Lüge. S. 307 — 314.

Sechstes Kapitel. Die Lüge im wissenschaftlichen Leben.

§. 1. Idee und Charakter des wissenschaftlichen Lebens. S. 315 — 321.
§. 2. Ausartung des wissenschaftlichen Lebens. S. 321 — 324.
§. 3. Eingang und Herrschaft der Lüge im wissenschaftlichen Leben. S. 324. — 340.

Siebentes Kapitel. Die Lüge im Künstlerleben.

§. 1. Idee des Künstlerlebens. S. 341 — 348.
§. 2. Ausartung des Künstlerlebens. S. 348 — 354.
§. 3. Das durch die Lüge verunreinigte Künstlerleben. S. 354. — 363.

Achtes Kapitel. Die Lüge im religiösen Leben.

§. 1. Idee des religiösen Lebens. S. 364 — 373.
§. 2. Ausartung des religiösen Lebens. S. 373 — 384.
§. 3. Die Lüge im religiösen Leben. S. 385 — 411.
Schluß und Uebergang. S. 412 — 414.

Dritter oder philosophischer Theil.
Metaphysik der Lüge.

Erstes Kapitel. Einleitendes über Metaphysik überhaupt.

§. 1. Wesen der Metaphysik. S. 417 — 421.
§. 2. Wahrheit der Metaphysik. S. 421 — 423.
§. 3. Nothwendigkeit der Metaphysik. S. 423 — 428.
§. 4. Prinzip und Basis der Metaphysik. S. 428 — 432.
§. 5. Inhalt der Metaphysik. S. 432 — 435.

Zweites Kapitel. Die Lüge als Gegenstand der Metaphysik.

§. 1. Rückblick auf das Wesen der Lüge. S. 436 — 438.
§. 2. Räthsel des Ursprungs der Lüge. S. 438 — 442.
§. 3. Metaphysik, der Schlüssel zum Räthsel der Lüge. S. 443 — 446.
§. 4. Stellung der Aufgabe. S. 446 — 448.

Drittes Kapitel. Der Geist des Bösen.

§. 1. Präliminarien. S. 449 — 453.
§. 2. Idee eines bösen Geistes überhaupt. S. 453 — 455.
§. 3. Stimmen des heidnischen Alterthums für die Idee eines bösen Geistes. S. 455 — 459.
§. 4. Postulat der Realität eines bösen Geistes. S. 459 — 462.
§. 5. Nothwendiger Zugang zur heiligen Schrift, um den Beweis der Wirklichkeit eines bösen Geistes zu führen. S. 462 — 467.
§. 6. Beweis der Wirklichkeit eines bösen Geistes aus der heiligen Schrift. S. 467 — 475.

Viertes Kapitel. Der böse Geist als Geist der Lüge.

§. 1. Rückblick auf die unzertrennliche Verbindung des Bösen und der Lüge. S. 476 — 479.
§. 2. Selbstständigkeit der Lüge im Geiste des Bösen. S. 479 — 482.
§. 3. Einfluß des Lügengeistes auf die zeitliche Welt. S. 482 — 487.
§. 4. Der Lügengeist als Zeitgeist. S. 487 — 493.
§. 5. Das Reich der Lüge und sein Schicksal. S. 493 — 496. Schluß. S. 497 — 500.

Vorwort.

Ueber die Wahrheit haben sich zu verschiedenen Zeiten mehrere Stimmen vernehmen lassen, auch die des Verfassers vor nunmehro zehn Jahren. Ueber die Lüge hat, so viel ihm bekannt, noch Niemand ausführlich gesprochen. Gleichwohl ist auch sie ein Gegenstand, der eine tiefere Untersuchung verdient. Wie die Wahrheit den Menschen ehrt, so schändet ihn die Lüge: beide haften an der Gesinnung. Es giebt einen Geist der Lüge, wie es einen Geist der Wahrheit giebt; und beide sind nicht blos im Menschen zu suchen. Auf jeden Fall stehen Wahrheit und Lüge einander entgegen wie Licht und Finsterniß, wie Tag und Nacht. Es ist demnach natürlich, daß der Forscher, wenn er sein Auge an der Betrachtung der ersten gestärkt hat, auch der zweiten einen prüfenden Blick zuwende. Dieß ist im vorliegenden Werke geschehen. Es ist ein Seitenstück zum Buche über die Wahrheit, welches nicht wenige, und warme Freunde gefunden hat. Der Verfasser wünscht dieselben auch seinem Buche über die Lüge. Er hat zum Behufe einer gründlichen Deduction, seine Untersuchung auf den Gegensatz zwischen der moralischen und selbstischen Natur des Menschen basirt, und von dieser Basis aus das Wesen und den Ursprung der Lüge

im Menschen, so wie ihre Verbreitung im Leben aufmerksam verfolgt, sich aber auch bemüht, den Urgrund derselben in seiner innersten Tiefe aufzudecken. Ob eine solche Bemühung für das bürgerliche Leben von Nutzen sey, läßt er an seinen Ort gestellt. Gewiß ist es aber, daß wir nicht blos die Pflicht auf uns haben, uns ehrlich und redlich zu nähren, und dem gemeinen Wesen nach Kräften förderlich zu seyn, sondern auch die Pflicht, über die Zeit und das Zeitleben hinaus nach unserer ewigen Bestimmung zu blicken. Wie es nur Eine Wahrheit giebt, die diesen Blick erhellen kann, so giebt es mancherlei, nicht blos Irrthümer, nicht blos Täuschungen, sondern auch Lügen, die ihn verdunkeln können. Je besser wir das Wesen der Lüge kennen, desto weniger werden wir Gefahr laufen, von ihr betrogen zu werden. Und es giebt eine Lüge, die darauf ausgeht, uns um das Ewige zu betrügen. Wer sein Auge nur über die Oberfläche der Dinge streifen läßt, lernt sie nicht kennen, und lernt nicht, sich vor ihr zu verwahren: denn sie liegt eben nicht auf der Oberfläche. Wen demnach nicht vor der Tiefe grauet, möge dem Verfasser folgen. Daß dieß die philosophischen Hellseher nicht thun werden, davon ist er überzeugt; eben so aber, mit dem alten Shakespear, davon: „daß es viele Dinge unter der Sonne giebt, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt."

Der Verfasser.

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARY

Zur Einleitung.

Ein Blick
auf göttliche Kraft und menschliche Schwäche.

Was die falsche Münze in der kaufmännischen Welt, das ist die Lüge in der moralischen. Wenn aber der falsche Münzer nur gestraft wird, wiefern man ihn entdeckt, so erhält der Lügner seine Strafe, er mag entdeckt werden oder nicht: er bringt sich um das Bürgerrecht im Reiche der Wahrheit. Und eine härtere Strafe kann dem Menschen nicht widerfahren. Das Reich der Wahrheit ist ein geistiges Reich, ist das Reich Gottes, des reinen Geistes. Wer mit der Lüge umgeht, ist aus diesem Reiche verbannt: denn er hat sich vom Geiste der Wahrheit losgesagt. Wir Menschen sind hoch in der Reihe der Lebendigen gestellt, wir sind glücklich, ja selig zu preisen, weil wir den Geist der Wahrheit in uns tragen, und an ihm ein Unterpfand haben, daß wir seines Geschlechts sind. Ein jedes aufrichtiges Ja oder Nein bezeugt und bethätiget die Gegenwart des Geistes der Wahrheit in uns. Gott ist uns nahe, Gottes Hauch durchwehet uns, wenn wir die Wahrheit reden; wir bleiben in Gott, so lange wir in der Wahrheit bleiben: denn Gottes innerstes Wesen, und der Grund, auf den das Reich Gottes gebaut ist, ist die Wahrheit. Die Wahrheit: das untrügliche, das gewisse, das unveränderliche, ewige, heilige Seyn, es ist in Gott, es ist Gott selbst,

Gott selbst ist die Wahrheit. Alle menschliche Wahrheit, oder alle Wahrheit, die der Mensch als solche erkennt, ist es nur dadurch, daß der Gegenstand, mit dem sie sich beschäftiget, als seyend anerkannt oder bejahet wird. Wir haben kein anderes Wort der Bejahung, als das Wort Seyn. Das ist so sagen, und ja sagen, ist Eines und Dasselbe. Alle Verneinung ist nur die Bejahung, daß etwas nicht ist. Demnach auch der Verneinung liegt Bejahung zum Grunde, als die Wurzel, als das Erste und Höchste alles Erkennens und Denkens. Und so haben wir überall das Seyn als das Erste und Höchste anzuerkennen. Damit, daß uns Gott gelehrt hat zu sagen „ich bin," hat er uns gelehrt seinen heiligen Namen nachzusprechen. Gott spricht: „Ich bin," und die Schöpfung steht da; und was in dieser Schöpfung ruft: „ich bin," das ist ein von Gott geschaffener Geist. Der Mensch ist tief gesunken, der, wie einst Pilatus, fragt: Was ist die Wahrheit? Ihm ist nicht zu antworten: denn wie will er die Stimme der Wahrheit von außen vernehmen, wenn sie in seinem Inneren verstummt ist? Wäre sie dieß nicht, so würde er nicht fragen. Die Wahrheit ist das Heilige, in uns und außer uns. Wer den Sinn für das Heilige verloren hat, hat auch den Sinn für die Wahrheit verloren. Man verliert aber den Sinn für das Heilige, wenn man nur im Unheiligen lebt, Unheiliges denkt, will, und begehrt, kurz, wenn man Gott verläßt und vergißt, und ohne Gott nur der Welt lebt. Der Sinn für die Wahrheit ist unzertrennlich an den Sinn für das Göttliche gebunden, ja, er ist mit ihm Eines und Dasselbe. Wer Gott verläßt, verläßt die Wahrheit; und so ist es nicht zu verwundern, daß ein Gottvergessener Mensch nicht mehr weiß, was die Wahrheit ist, so, daß sie, wie Gott selbst, ein fremder Schall, ein Wort ohne Sinn, für ihn geworden ist.

Man kann und wird den Schreiber dieser Blätter tadeln, daß er ohne Weiteres, ohne eine schulgerechte Definition des Begriffs Wahrheit zu geben, ohne diesen Begriff

wissenschaftlich zu begründen, kurz, daß er reinweg unphilosophisch über die Wahrheit zu reden anfängt, die doch das Thema dieser Einleitung zum Werke über die Lüge zu seyn scheint. Man hat ihm diesen Vorwurf der Unphilosophie schon gemacht, als sein Buch über die Wahrheit erschienen war. Nach dem aber, was er anderswo *) über die Philosophie ausgesprochen hat, sollte man es ihm nicht verübeln, wenn er auch jetzt seiner Ueberzeugung folgt, und die Wahrheit nicht auf dem Wege der Philosophen und nach philosophischer Methode, sondern auf dem Wege, und auf die Weise sucht und ergreift, wie wir durch göttliche Belehrung sie zu suchen und uns zu eigen zu machen angewiesen sind. Ganz anders nämlich reden die Worte der heiligen Schrift von der Wahrheit, als die Werke der Philosophen. Während uns die letzteren mit einem todten Begriffe abspeisen, lassen uns die ersteren in der Wahrheit den lebendigen Gott erblicken. Der göttliche Geist weht uns aus jedem einfältig-erhabenen Worte der heiligen Schrift entgegen, und weckt in uns denselben Geist, daß er Zeugniß ablege von der Wahrhaftigkeit Gottes in seiner Offenbarung. Wie nur durch das reine Licht der Sonne und durch den Regen des Himmels die Saat aufgeht und grünt, so erwacht auch der Geist der Wahrheit in uns nur, wenn er vom Strahle des göttlichen Geistes und von dem Thaue des göttlichen Wortes belebt und genährt wird. Also, anerkannt, daß wir Alle den Geist der Wahrheit in uns tragen, so bedarf derselbe doch der Belebung und Erweckung, um so mehr, je mehr wir durch die Weltreize vom Pfade der Wahrheit abzuweichen verlockt werden. Diese Aufregung und Belebung erhalten wir aber nicht durch menschliche Speculation, welche eine Art von Selbstkitzel ist, sondern lediglich durch göttliche Belehrung, wenn wir ihr unser Ohr, die Ver-

*) Pistodicee, oder Resultate freier Forschung über Geschichte, Philosophie, und Glauben. Leipzig, 1829, bei F. C. W. Vogel. (S. 243 — 386.)

nunft, nicht verschließen, und unser Herz nicht gegen sie verstocken. Erhalten wir aber, was die Philosophie nur in todten Begriffen und im Schattenbilde erringt, lebendig und wahrhaft nur durch Religion, so ist jene Führerin, welcher überhaupt nur Wenige folgen können, überflüßig, ja als Ver-führerin, weil sie vom wahren Wege ableitet, verderblich.

Nun aber erst wird das volle Anathema des crassesten Mysticismus und Obscurantismus über den Schreiber dieses ausgesprochen werden. Vor diesem Anathema hat er jedoch eben so wenig Furcht oder Scheu, als vor dem Bannstrahle des Pabstes. Er weiß, er erkennt es tief und klar, daß die Philosophie, wenn sie durch bloße Begriffe das Höchste erfassen will, nichts als ein Irrweg des menschlichen Geistes ist. Gott ist das Höchste; und nicht ein scharfer Verstand gelangt zu Gott und wird seiner inne, sondern nur ein reines Herz und ein schuldloser Wandel. Man kann sehr viel wissen, ein tiefer Denker, und doch in der Gottes-Erkenntniß ganz unwissend seyn, so unwissend wie der Blinde vom Lichte. Die wahre Philosophie, im alten und echten Sinne des Worts, also die wahre Weisheitsliebe, ist Gottesliebe, d. h. Religion. Aber diesen alten und guten Sinn des Worts hat man, aufgebläht vom Dünkel des Wissens, zur Seite geschoben, und dafür den Begriff „Wissenschaft" untergeschoben. Und nicht einmal auf eine Liebe oder ein Streben nach Wissen oder Erkennen deutet heutzutage das Wort Philosophie, sondern es ist gleichbedeutend mit „Wissenschaftslehre." Die Philosophie unserer Tage sucht nichts, sie hat Alles. Aber was hat und giebt sie denn, diese Wissenschaftslehre, die sich auch Vernunft-Wissenschaft nennt? Sie hat nichts und giebt nichts als menschliche Gedanken und menschliche Begriffe über das, was außer und über dem Menschen liegt. Der größte Philosoph ist doch nur ein Mensch, und menschlichen Täuschungen, Irrthümern, Fehlgriffen unterworfen. Bis jetzt hat jeder Philosoph dem andern dergleichen nachgewiesen. Es giebt also keine Universal-Philosophie: denn kein Mensch hat

die Vernunft, oder das, was sie so nennen, für sich allein in Pacht genommen. Schon dieses giebt dem Credit der heutigen Philosophie einen großen Stoß. Sodann: woher und was weiß denn der Philosoph von dem, was außer und über dem Menschen ist? Kein Mensch weiß etwas Anderes und mehr, als was er erfährt, erlebt, sieht, hört, oder überhaupt äußerlich und innerlich wahrnimmt, und zuletzt allenfalls noch das, was er über Alles dieses gedacht hat. Aber der Gedanke ist nicht das erste, sondern das letzte; und, was wir nicht vergessen wollen, auch nicht immer das klügste und beste am Menschen: denn unsere Gedanken hängen gar zu sehr von unsern Neigungen und Leidenschaften ab. Wir erwähnen hier nur die Neigung, Alles besser wissen zu wollen als andere Leute, welche Neigung wir wohl am besten als Hochmuth und Dünkel bezeichnen.

Das abstrakte Denken nun vollends, oder was sie das speculative nennen, wenn wir bei diesem zuerst nach dem woher? fragen, so können wir allerdings wohl zugeben, daß es aus einem ursprünglichen Triebe den Grund der Dinge zu erforschen abstammt, zugleich müssen wir aber auch anerkennen, daß es eben ein Irrweg ist, den Grund der Dinge durch Speculation erfassen zu wollen. Denn der Grund der Dinge — was kein Vernünftiger in Abrede stellt — ist Gott; und zu Gott kann man, wie gesagt, nicht durch subtile Speculation, sondern bloß durch unbefleckten Sinn und Wandel gelangen. „Ohne Heiligung kann Niemand den Herrn sehen." So lange ihr euch also in unheiligem Sinn und Wandel herumtreibt, wenn auch euer ganzes Wesen in Speculation aufginge, müht ihr euch vergeblich ab, auf den Grund der Dinge zu kommen. Denn gesetzt ihr kämet zuletzt auf den Begriff eines höchsten Geistes — was gar nicht zu schwer ist, besonders wenn man schon vorher von einem höchsten Geiste gehört hat, — so habt ihr doch mit diesem Begriffe, ihr mögt ihn nun die Substanz, oder das Absolute, oder die Idee, oder den Begriff schlechthin nennen, nichts als eben nur einen todten Begriff.

keinen lebendigen, heiligen, gnädigen Gott, auf den ihr bauen, dem ihr in allen Nöthen vertrauen, vor dem ihr euer gebeugtes, reuiges, hülfebedürftiges Herz ausschütten, von dem ihr Trost, Erquickung, Stärkung in allen Leiden des Lebens, von dem ihr die wahrhaftige Verheißung des ewigen Lebens erhalten könntet. Aber dieß Alles mögt ihr auch nicht, ihr braucht es nicht: euch genügt das Wissen, die Wissenschaft, der Begriff. Und wenn ihr Alles in den Begriff aufgelöst habt, und gleichsam selbst zum Begriffe geworden seyd, so meint ihr das Wesen der Gottheit aufgenommen zu haben, und zwischen dieser und euch ist kein Unterschied. Alles ist im Geiste, und dieser Geist seyd ihr. Somit wird euch die Religion zu einem Widerspruch: denn Gott kann sich doch nicht selbst anbeten.

Thun wir aber auch der Philosophie nicht Unrecht? die neueste Philosophie rühmt sich ja eine Stütze der Religion zu seyn, indem sie sogar deren welthistorische Erscheinung, als nothwendig im Geiste begründet, darthut. Wie die Nothwendigkeit der Natur, so wird auch die der geschichtlichen Offenbarung, als zur Existenz des Geistes gehörig, aus dem Geiste deducirt. Hat sich also nicht das Bibelbuch, und namentlich das Evangelium, bei der Philosophie zu bedanken, daß sie sich seiner annimmt, besonders zu einer Zeit, wo Alles darauf hinarbeitet, diesen alten ehrwürdigen Bau zu zerstören, indem mit der Art der kritischen Exegese ein Baustein nach dem andern herausgehauen wird? Kann nun nicht die Offenbarung und der auf sie gegründete Glaube unter der Aegide der Philosophie sicher ruhen? Dieses wäre eben so viel, als wenn behauptet würde, daß ein Thautropfen, weil sich das Bild der Sonne in ihm abspiegelt, den Bestand der Sonne sicherte. Und nicht einmal ein Schattenbild der göttlichen Offenbarung ist in der Philosophie, die aus sich selbst redet. Nein! der Geist der Schrift und der Geist der Philosophie sind nicht gleicher Art und gleiches Ursprungs, und haben nichts mit einander gemein. In der Schrift läßt der lebendige und

wahrhafte Gott durch seine Diener und Boten, durch auserwählte Rüstzeuge, seine Heiligkeit und Gerechtigkeit, aber auch seine Gnade und Erbarmung verkündigen. Die Schrift sagt: „die Welt ist durch das Wort des Herrn gemacht, und alle sein Heer durch den Geist seines Mundes.“ Und: „ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig, der Herr euer Gott.“ Es ist der heilige, es ist der göttliche Geist, der die ganze Schrift erfüllt. Und welcher Geist lebt in der Philosophie unserer Tage? der von Gott geschiedene, und in seiner Ungöttlichkeit sich selbst nur vernehmende Menschengeist, der, seines Schöpfers und Herrn uneingedenk, sich an die Spitze des Weltalls und der Geisterwelt, ja, an die Stelle des Weltbaumeisters stellt, und eitlem Wahne und thörichter Verblendung Preis gegeben, aus sich selbst eine Natur und einen Gott herausspinnt, ein Gedanken-Machwerk, einen Traum, ja den Traum eines Schattens, wie ein alter Dichter den ganzen Menschen nennt. Die Philosophie raset, indem sie es wagt, in ihrem höchsten Auffluge die Natur und Gott nachzuschaffen, Gott, den Heiligen, den Allmächtigen, den allein Weisen, und sein Werk, die unermeßliche Schöpfung. Ja, hat es nicht Philosophen gegeben, die Gott in Gedanken vernichten, indem sie alles Daseyn auf das absolute Nichts gründen? Ist es nicht der verneinende Geist, der Geist des Verderbens und der Vernichtung, der aus ihnen redet? gerade umgekehrt wie aus dem Munde der Propheten und Apostel der Geist des ewigen Lebens! Und was thun Jene besseres, welche die Natur und Gott in Eins verschmelzen? Vernichten sie nicht mit der Schöpfung auch den Schöpfer? Blicket auf die philosophischen Systeme aller Art, vom höchsten Idealismus bis zum tiefsten Materialismus herab, vom strengsten Dogmatismus bis zum entschiedensten Scepticismus: ihr findet überall nichts, als entweder vermessene, oder wenigstens vergebliche Versuche solcher Menschen, die ohne Gott sind, entweder sich selbst einen Gott nach ihrem Sinne zu schaffen, oder die Gottheit überhaupt bei Seite zu bringen, oder endlich, wenn sie ja Gott

suchen, ihn nicht auf dem Wege zu suchen, auf welchem allein er zu finden ist: auf dem Wege des Herzens-Bedürfnisses, und der, diesem entgegenkommenden, göttlichen Belehrung, kurz, auf dem Wege der Religion; sondern auf dem Wege, auf welchem er nicht zu finden ist: auf dem Wege der Speculation, deren Grundgesetz ist, Alles, was Gefühl und Gemüth heißt, und folglich auch den Glauben, das Gott-Vertrauen des Herzens, von sich zurückzuhalten, und überhaupt aller fremden Belehrung, folglich auch der göttlichen in der heiligen Schrift, den Zutritt zu verschließen, und nur den eigenen Geist, d. h. das eigene Ich zu hören, welches in seinem Unabhängigkeits-Schwindel den Wahn hegt, daß es das Vermögen besitze durch ein Wegsehen (Abstraction) von Allem was da ist, zur Wissenschaft von Allem was da ist zu gelangen, d. h. aus Nichts Etwas zu machen. Wer mit nüchternem Sinn und gesunden Bewußtseyn unbefangen und treu den Menschen beobachtet, von seinem ersten Werden im mütterlichen Leibe an, wie er, dem Pflanzenkeime gleich, nur erst als räumliche Gestalt entwickelt und gebildet wird, alles inneren, selbstbewußten Lebens noch ermangelnd, weil die Organe sämmtlich noch verschlossen sind, durch welche dieses innere oder Seelen-Leben erregt und geweckt wird; wer ihn, zur Welt geboren, beobachtend verfolgt, wie er als hülfloses, nur dem sinnlichen Daseyn hingegebenes Kind an der Brust der Mutter liegt, wie sich ihm nur allmählich die Welt der Sinne aufschließt, durch die er nach und nach zum Selbstgefühl und Selbst-Bewußtseyn gelangt; wer ihn dann ferner verfolgt, wie er, gleich leiblicher Nahrung, die ersten Lehren, den einfachsten Unterricht, aus fremden Munde einsaugt, wie er ursprünglich nichts weiß, als was er gelernt, erfahren, erlebt, und überhaupt wahrgenommen hat, und wie sich sein Wissen nur in dem Maße erweitert als er Gegebenes aufnimmt: der wird es fast unbegreiflich finden, wie sich Menschen so weit verirren können, daß sie sich einbilden, der Plan und Riß des Universums mit seinem ganzen Inhalte liege gleichsam in ihnen verzeichnet, und alle Schöpfergedanken obendrein, ohngefähr wie ein Knäuel, der nur aufgewickelt werden darf. Gesetzt auch, der Mensch wäre ein solcher Mikrokosmos, und trüge die Signatur aller Dinge und Wesen in sich: wozu sollte denn das dienen? Würde er dadurch in den Stand gesetzt, am Weltregiment Theil zu nehmen, und vielleicht etwas daran zu bessern? oder würden dadurch seine eigenen Angelegenheiten besser gefördert werden? Man kann sagen: allerdings, und zwar durch das zur höchsten Wissenschaft gesteigerte Wissen. Worauf wir freilich auch wieder fragen würden: wozu denn dieses ungeheuere Wissen? wenn wir nicht schon wüßten, daß die Philosophie, wenigstens die neueste, im Wissen an sich ihre Befriedigung und den Gipfel aller Vollkommenheit findet. „Et eritis sicut Deus, scientes bonum et malum.“ Gerade dasselbe Ziel, welches die Schlange im Paradiese dem ersten Menschen steckte. Sie sehen es nicht, die Verblendeten, daß, wenn sie die Wissenschaft zu ihrem Idol, zu ihrem höchsten Strebepunkte machen, sie in denselben Schlingen gefangen sind, welche den ersten Menschen um seinen Himmel brachten. Nicht das menschliche Wissen, es reiche so weit es wolle, ist verpönt, aber die Vergötterung der Wissenschaft ist es, indem sie den Blick des Menschen vom lebendigen Gott abzieht und einem blos menschlichen Machwerk zuwendet, dem nun die Ehre widerfährt, die Gott allein gebührt. Ein entschiedener Götzendienst! Denn erwarten nicht die Wissenschaftler von dem Gegenstande ihrer Verehrung Glück, Heil, und Segen, und Gedeihen des Einzelnen und des Ganzen? ist ihnen nicht die Wissenschaft Herrscherin, Regentin, Schiedsrichterin über Alles, selbst über die Religion, und über den Gegenstand der Religion? Läßt die Wissenschaft einen andern Gott gelten, als den sie selbst einsetzt? Und diese hoch, ja göttlich verehrte Wissenschaft, ist sie nicht Menschenwerk? ist sie nicht erzeugt aus menschlicher Kraft, aus der Kraft des menschlichen Geistes? wird also nicht in der Wissenschaft der Mensch göttlich verehrt, indem er selbst zum Richter

über das göttliche Wesen gesetzt wird? ist sie also nicht Selbstvergötterung? Denn die Wissenschaft ist nichts an sich, sondern nur etwas am Menschen, sie läßt sich nicht von seinem Wesen trennen; er haftet nicht an ihr, sondern sie an ihm; er hängt nicht von ihr, sondern sie hängt von ihm ab; sie ist er selbst, und ohne ihn ist sie nichts. Der Mensch also ist der Herr der Natur, der Herr des Himmels und der Erde: denn die Wissenschaft ist dies alles. Der Mensch gebietet über Gott, indem er decretirt, daß und wie dieser seyn soll: denn die Wissenschaft thut dieß als Religionsphilosophie. Aber nicht jeder Mensch vermag dieß, sondern nur der Philosoph, und nicht jeder Philosoph, sondern nur der, welcher die Wissenschaft so hoch gestellt hat. Wer ist dieser König der Ehren? es ist jedesmal der neueste Schulregent, der auf der Zinne des Thurmes zu Babel steht, und auf das verworrene Treiben der übrigen Werkleute triumphirend herabblickt. Difficile est Satyram non scribere!

Und was ist denn am Ende diese so hoch gepriesene Universal-Wissenschaft? Ein aus tausend Fetzen des Alterthums mit neuen Flecken zusammengeflickter Mantel, der an allen Enden reißt, wo er derb angegriffen wird, und dem man durch immer veränderten Zuschnitt (Form) eine bessere Haltung zu geben wähnt. Oder mit einem andern Bilde: Ein Raubfisch, der die übrigen Fische verschlingt, aber auch sie zerstört, nachdem er sie verschlungen hat: denn die einzelnen Wissenschaften gehen unter, wenn sie unter ein Prinzip gebracht und gleichsam in demselben aufgelöst werden sollen. Die Idee einer allgemeinen Wissenschaft ist der Idee einer allgemeinen Sprache gleich: sie läßt sich nicht realisiren. Und so gäb es denn nicht einmal eine Wissenschaft der Wissenschaften, sondern nur einzelne Wissenschaften, die so verschieden sind wie ihre Gegenstände, die folglich alle etwas Gegebenes voraussetzen. Die Philosophie ist hievon nicht ausgenommen: denn als Vernunftwissenschaft setzt sie die Vernunft als gegeben voraus. Die Vernunft aber kann nicht mehr aus sich hervorgehen lassen, als was in ihr liegt, nämlich ihre Form und ihr Wesen. Die zur Erkenntniß gebrachte Vernunftform wird zur Logik, und das zur Erkenntniß gebrachte Wesen der Vernunft wird zur Ethik, oder, was dasselbe ist, zur Metaphysik. Denn die Metaphysik behandelt das über die Natur erhabene Wesen; und dieses ist das ethische, oder das sittlich freie Wesen, so weit sich dasselbe im Menschen vorfindet. So wäre denn also die Philosophie, wenn sie ihre Grenzen nicht überschreitet, auf die theoretische und praktische Gesetzgebung im menschlichen Bewußtseyn beschränkt, hätte blos auf die menschliche Persönlichkeit (Intelligenz und Willen) Bezug, und alle Wissenschaft von Gott und der Natur wäre ihr fremd. Gerade also das, worauf die Philosophie so stolz ist, und was sie zu erschöpfen vermeint, läge ganz außer ihrem Kreise. Sie wäre also freilich, wenn sie ihren Beruf erfüllte, Geisteswissenschaft, aber nur Wissenschaft des menschlichen Geistes, und da der Geist allerdings etwas Göttliches ist, Wissenschaft des göttlichen Geistes im Menschen, aber doch nur wie er im menschlichen Bewußtseyn erscheint, als Prinzip der Wahrheit und des Rechts, nicht wie er in Gott ist, als ewiges Schöpfer-Wesen und Leben. Denn hier heißt es: „Gott wohnet in einem Lichte, wozu Niemand kommen kann." Aber wenn nur die Philosophie, oder bestimmter die Geisteswissenschaft, ihren Beruf schon erfüllt hätte! Die tausend Irrwege, auf denen sie sich bisher verloren, haben sie bis jetzt verhindert, den ihr vorgezeichneten Weg geradehin zu verfolgen.

Ja, wir haben den Geist des Wahren und Rechten in uns. Begnügten wir uns nur, oder vielmehr, bemüheten wir uns nur, diesen Geist zu hören, so würde er uns in alle Wahrheit sicher leiten, und uns auf der Bahn des Rechten erhalten. Dann aber würden wir auch im Stande seyn, die Stimme der Wahrheit zu vernehmen, wenn sie uns von außen entgegentritt, wenn sie unser Ohr berührt, wenn sie uns belehren will. Wir würden den Zuruf Gottes an uns verneh-

men; wir würden erkennen, daß die Stimme, die dem Sünder zuruft, sich zu bekehren, wirklich Gottes Stimme ist; wir würden erkennen, daß Alle, die dieser Stimme ihr Ohr verschließen, von Gott abgefallen sind, und der Wiederaufnahme in sein Reich bedürfen. Wir würden in der Jahrtausende lang vorbereiteten und zu ihrer Zeit erfolgten Erscheinung des Weltheilandes die göttliche Veranstaltung zu dieser Wiederaufnahme erblicken, und je mehr wir uns mit dem Wesen jener außerordentlichen und einzigen Erscheinung bekannt machten, desto klarer und lebendiger in ihr das Wesen der Gottheit erkennen. „Wer mich siehet, siehet den Vater." Wir würden dann erkennen, daß Heiligkeit und Gerechtigkeit, aber auch Gnade und Vergebung gleichsam die Grundzüge des göttlichen Wesens sind, wie es sich den Menschen offenbart. Aber eben diese Offenbarung ist es, von der man nichts wissen will. Man verschließt Auge und Ohr, um das Licht der Welt nicht zu sehen und die Worte des ewigen Lebens nicht zu vernehmen. Man mißt den von Gott Ausgegangenen mit menschlichem Maßstabe, und die heiligen Blätter, die uns von ihm berichten, mit menschlicher Kritik. Der Verstand ist das Schwert, mit welchem der Glaube, das Gängelband der Kindheit, zerschnitten wird. Man bedenkt und begreift nicht, daß mit unserer Trennung vom Glauben das einzige Band, das uns an die Gottheit bindet und mit ihr vereiniget wie das Kind mit der Mutter, zerrissen wird. Man bedenkt nicht, daß wir, ohne Glauben, isolirt und unserer eigenen Schwäche und Hinfälligkeit Preis gegeben in der Welt dastehen. Aber das will man eben. Man will auf eignen Füßen stehen, mit eignen Augen sehen, mit eigner Hand an dem Baue der menschlichen Wohlfarth arbeiten. Freiheit, Selbstständigkeit, Mündigkeit, ist das Losungswort des Tages. Nicht mehr der Geist Gottes, sondern der Menschengeist soll die Welt regieren, nicht mehr Gotteswort, sondern Menschenwort soll gelten. Und diese allerdings sehr anlockende Denk- und Sinnes-Weise hat sich der Menge und ihrer Stimmführer dergestalt bemeistert, daß man die, welche noch Gott über Alles setzen, und Frömmigkeit für die höchste Pflicht und den höchsten Schmuck des Menschen halten, als Finsterlinge verschreit, und sie als Feinde des Lichts und der Wahrheit, wenn man könnte, gern aus der bürgerlichen Gesellschaft verbannen möchte. Mystisches Unwesen heißt der alte Glaube, und wer daran arbeitet, ihn auszurotten, macht sich um die Menschheit verdient. Rationalismus heißt das Licht, das, aus den Schulen der Denker ausgegangen, sich in alle Tagesblätter, Flug- und Zeitschriften verbreitet hat, und offen gegen die göttliche Offenbarung und ihre Wunder zu Felde zieht. Eben die Wunder sind es, die zuerst den Unglauben geweckt haben, seit der Geist der Prüfung den blinden Autoritätsglauben verscheucht hat. Wie aber dieser Autoritätsglaube eine Ausartung und ein Aftererzeugniß des reinen Herzensglaubens ist, welcher den Menschen zu seinem Schöpfer hinzieht, und ihn als zartes Band der Liebe mit seinem ewigen Urquell vereiniget; wie der Autoritätsglaube eine Fessel ist, welche menschlicher Despotismus dem schwachen Verstande anlegt, eine Fessel, welche nur durch den erwachenden Geist eigener Forschung gesprengt werden kann: so ist wiederum der freche Geist der Verneinung, welcher in unsern Tagen das Heilige mit Füßen tritt, ein krankhafter Auswuchs und Aftererzeugniß des Geistes der Prüfung, welcher das Göttliche anerkennt und nur gegen menschliche Verfälschung zu Felde zieht. Jener Geist der Verneinung, das Kind des Unglaubens und der Herzenshärtigkeit, ist nur durch die Rückkehr zum kindlichen Glauben des Herzens zu überwinden und zu vernichten. Aufrichtige Sehnsucht des Herzens nach Wahrheit, nach einer Wahrheit, die kein künstliches Menschenmachwerk ist, nach einer Wahrheit, die das Herz und die Vernunft befriediget und in Einklang bringt: diese Sehnsucht ist es, welche zuerst den erstorbenen Herzensglauben wieder belebt, und Sinn und Geist von neuem für höhere Belehrung empfänglich macht. Warum will denn der Mensch sich nicht von seinem Schöpfer über

seinen Schöpfer belehren lassen? Hat denn eine blind schaffende Natur dem Menschen Vernunft, d. h. den Sinn für das Göttliche, für das Heilige und Anbetungswürdige, gegeben? Und diesem Sinne sollte kein Gegenstand entsprechen? Jeder Sinn ist todt ohne den ihn erweckenden Gegenstand: das Auge ohne das Licht, das Ohr ohne den Schall. Wie kann denn die Vernunft leben, wenn sich ihr nicht das Heilige mittheilt, offenbart? Wie können wir denn von Gott wissen ohne göttliche Offenbarung? Man sagt: allerdings hat sich Gott offenbart in der Natur und im Gewissen, und weiter bedarf es keiner Offenbarung. Wir gestehen das erstere zu, aber läugnen das letztere. In der Natur erblicken wir Gottes Werk, in dem Gewissen Gottes Gesetz; aber Ihn selbst, den lebendigen Gott, in seiner Wesenheit, erblicken wir weder in der Natur, noch im Gewissen. Der lebendige Mensch spricht sich aus durch seine That, und seine That zeugt von seiner Gesinnung. Nun, der uns das Bewußtseyn gab, und einen Willen, und ein Gemüth: er sollte bewußtlos, gemüthlos, willenlos seyn? er sollte nicht auch durch seine That zu uns reden? Der Schauplatz aller That ist die Geschichte. Und Gott sollte sich nicht auch in der Geschichte offenbart haben? Die Natur sollte von seiner Offenbarung erfüllt, und die Geschichte leer ausgegangen seyn? Ist ein Gott, so ist er Alles in Allem, überall, auch in der Geschichte. Aber wie? auf welche Weise allein konnte er sich in der Geschichte offenbaren? Es ist schon gesagt: durch seine That, und lediglich durch seine That. Woran soll man aber die göttliche That in der Geschichte erkennen, und von der menschlichen unterscheiden? Sie muß heilige That seyn. Dadurch unterscheidet sie sich genug von der menschlichen, als welcher der Charakter der Heiligkeit abgeht. Alle unheilige That ist Sünde. Und so ist das Menschengeschlecht ein sündiges Geschlecht, weil es ein unheiliges ist. Wie soll sich nun der heilige Gott gegen ein unheiliges Geschlecht geschichtlich offenbaren? Gott muß die Sünde strafen: er muß sie vernichten; denn Unheiliges kann nicht vor

Ihm bestehen. Straft Gott aber die Sünde, so straft er auch die Sünder. „Der Sünde Sold ist der Tod.“ Hiemit beginnt unsere älteste geschichtliche Urkunde, die demnach sogleich als heilige Urkunde erscheint: denn sie verkündiget den Act der göttlichen Gerechtigkeit an dem gefallenen Menschen, den Er zu seinem Bilde schuf. Aber an diesen Act knüpft sich auch sogleich der der Verheißung: denn Gott will den Tod des Sünders nicht; Er will, kraft seiner Gnade und Barmherzigkeit, daß er lebe und sich bekehre. Und so erzieht Er sich denn aus der gefallenen Menge ein Volk zum Eigenthum, an dem Er seine Gnade und Vergebung der Sünden über alle Menschenkinder beweise. Auch dieses erzählt uns die heilige Urkunde, nur darum heilig, weil Gottes Gnadenerweisung heilige That ist. Wie aber That? in der Wahl und Führung seines Volks, und in der Erfüllung seiner Verheißung. Er gab seinen Sohn zur Versöhnung der Welt. Hier stehen nun dem Unglauben, ja dem Spotte, weite Thore geöffnet. „Gottes Sohn! als ob Gott ein Mensch wäre! Und Versöhnung! als ob Gott zürnen könnte!“ Und was der Zweifel und Bedenklichkeiten mehr sind, die gegen die Erzählungen des heiligen Geschichtbuches erhoben werden, die man geradezu für Mythen erklärt, wiefern sie mehr als natürliche Begebenheiten darstellen. So z. B. die wundervolle Geburt des Heilandes. Wie denn überhaupt von den Ueberklugen, besagter Maßen, alles was Wunder heißt in den heiligen Schriften, auf Rechnung des Mangels an Einsicht in die Naturgesetze gebracht wird, wozu dann noch, ihrer Meinung nach, der Aberglaube jener Zeiten und eine gute Portion orientalischer Phantasie kommt, welche in die von Mund zu Mund gehenden Sagen gern eine Mitwirkung höherer Wesen, dergleichen die Elohim oder die Engel sind, einmischt, endlich auch in ausgezeichneten Menschen nicht minder gern übermenschliche Kräfte erblickt. Auf diese Weise sind, meint man, die Erzählungen von Wundern im alten und neuen Testamente zu Stande gekommen. Nun wohl! man reiße aus den Blättern der heiligen Geschichte Alles, was Wunder, d. h. Ein-

tritt und Erscheinung göttlicher Wirksamkeit, ist, als dem Verstande unbegreiflich, oder gar gegen die Gesetze des Verstandes streitend, d. h. als etwas Widersinniges, heraus, und sehe nun, ob man das wirklich Geschichtliche, was sich nicht wegläugnen läßt, besser als vorher begreifen wird. Nun erst wird das Ganze ein unauflösliches, ein unbegreifliches Räthsel, ja etwas Widersinniges: eine Wirkung, oder eine Reihe von Wirkungen, ohne Ursache, ein Erscheinendes ohne einen Grund der Erscheinung, ein Gebäude ohne Baumeister. Denn es läuft gegen alle Gesetze der Natur und des Verstandes, daß eine tausendfach schwächere physische Kraft sich gegen eine tausendfach stärkere erheben und behaupten, und daß eine tausendfach schwächere geistige Kraft eine tausendfach stärkere zurückdrängen und vernichten kann. Zu beidem giebt uns die Geschichte des israelitischen Volks den Beleg. Betrachten wir zuerst den physischen Widerspruch, den uns dieses Volk als eine reelle Wahrheit aufdringt. Aegypten, Assyrien, Babylonien, Persien, kurz, alle mächtigen Reiche des alten Orients, die sich neben und nach einander entwickeln, bekämpfen, besiegen, müssen es geschehen lassen, daß sich in ihrer Mitte ein Hirtenstamm zu einem in sich abgeschlossenen Volke ausbreitet und sein gesondertes Besitzthum behauptet, ja, bekriegt, überwunden, zerstreut, mehr als einmal zu seinem väterlichen Heerde zurückkehrt. Alle jene alten, berühmten Reiche und Völker verschwinden spurlos vom Schauplatz der Geschichte; und jenes Eine, verachtete Volk erhält sich in seiner Eigenthümlichkeit, nicht als ein Ganzes, sondern, was noch weit mehr ist, als ein über den ganzen Erdboden zerstreutes, bis auf den heutigen Tag. Was nun zweitens den geistigen Widerspruch anlangt, der durch das Leben dieses Volks historisch verwirklicht wird, so ist es dieser, daß die religiöse Idee eines Einzigen lebendigen Gottes und Weltschöpfers, in welcher dieses Volk lebte, nicht blos mit den religiösen Ideen aller übrigen Völker umher, welche der Vielgötterei ergeben waren, im schneidendsten Widerspruche stand, und folglich

ohne deren Beihülfe erzeugt und behauptet wurde, sondern sich auch im Laufe der Zeiten zu einem Lichtpunkte in der Idee des Messias ausbildete, welche der ganzen künftigen Weltgeschichte eine neue Gestalt gab. Denn ein armer Zimmermannssohn verwirklichte diese Idee in ihrem geistigsten Sinne, und, wiewohl von den Seinigen nicht anerkannt, sondern schimpflich ans Kreuz geschlagen, besiegte er dennoch, und gerade durch seinen Kreuzestod, die ganze Götterwelt des Alterthums, und vernichtete ihren Dienst, so, daß an die Stelle ihrer Altäre der seinige gesetzt wurde, welcher noch jetzt, nach fast zweitausend Jahren, in den Tempeln der gebildetsten Völker der Erde feststeht. Das weltbeherrschende Rom mußte es sich gefallen lassen, daß der Thron seiner Imperatoren von dem Nachfolger eines niedrigen Fischers eingenommen wurde, welcher der Weltstadt die Lehre vom Gekreuzigten und vom Tode Erstandenen verkündigte. Denn freilich ohne das Wunder der Auferstehung wäre keine Kunde von diesem Manne und seiner Lehre in die Welt gedrungen, so wie er ohne Wunderthaten nicht für den gottgesandten Messias anerkannt worden wäre. Wunder also, Einwirkungen der Gotteskraft, sind der alleinige Schlüssel zur Erklärung des Räthsels und zur Lösung der Widersprüche von Erscheinungen in der Weltgeschichte, welche ohne göttliche Einwirkung gar nicht denkbar sind, wie wir so eben gezeigt haben. Dadurch entsteht eben eine heilige Geschichte, daß sich Gott in gewissen geschichtlichen Begebenheiten überall mitwirkend und thätig zeigt. Das Ganze dieser heiligen Geschichte ist eben seine Offenbarung. Ist es nicht eine lächerliche Scheu, wenn man einer geschichtlichen Offenbarung Gottes so ängstlich aus dem Wege geht, da man sich doch nicht weigert, eine Offenbarung Gottes in der Natur und im Gewissen anzuerkennen? Meint man denn, Gott könne sich nur mittelbar, und nicht auch unmittelbar, das heißt selbst handelnd, offenbaren, so daß, was geschieht, wenn auch durch Menschen, als göttliche Werkzeuge, ausgerichtet, dennoch nicht menschliche That, sondern

göttliche That ist, aus welcher Gottes Geist und Gottes Kraft hervorleuchtet? Warum scheuet man sich denn, Gott näher kennen zu lernen, als es durch Natur und Gewissen möglich ist? In der Natur wird uns nur Gottes Größe, im Gewissen nur seine Heiligkeit offenbar, vorausgesetzt, daß wir in beiden Gott finden und erkennen wollen. Woher wissen wir denn aber, daß Gott die Liebe ist? Wir können dieß doch wohl nur auf demselben Wege erfahren, auf dem wir erfahren, daß uns andere Menschen lieben: nämlich dadurch, daß sie uns ihre Gesinnung durch Wort und That zu erkennen geben. Und Gott sollte nicht reden, nicht handeln können? Eben so gewiß, als Er, der das Auge gemacht hat, siehet, und der das Ohr gemacht hat, höret. So wenig uns mit einem blinden und tauben Gott gedient wäre, kann uns mit einem stummen und in Beziehung auf unser Wohl unthätigen gedient seyn. Nein! wenn wir Worte vernehmen, welche keine menschliche Weisheit erfinden, wenn wir Thaten erblicken, welche keine menschliche Kraft verrichten kann, da wollen wir doch erkennen, daß Gott redet durch den Mund seiner Diener, und daß Gott wirkt durch die Hand seiner Knechte. Nicht Moses, nicht die Propheten und Apostel haben aus sich geredet und Wunder gethan, sondern Gott aus ihnen und durch sie. Und in Christo „wohnte die Fülle der Gottheit leibhaftig." Wenn von Wundern die Rede ist, so stößt man sich gemeinhin daran, daß der Lauf und die Gesetze der Natur unveränderlich sind, und folglich etwas Uebernatürliches in der Natur nicht Statt finden kann. Kann denn aber der Gesetzgeber ein Gesetz nicht, wenigstens für einen bestimmten Fall, aufheben, wenn diese Aufhebung einem höheren Zwecke dient? Wenn plötzlich göttliche Kraft einen kranken, ja einen entseelten Körper durchdringt, muß ihn nicht augenblicklich neues Leben erfüllen? Und kann nicht der Herr des Lebens und des Todes tödten und erwecken, wen und wie er will? Ist nicht Gottes Willenskraft kräftiger als die Natur, sein Werkzeug und seine Dienerin? „Er will, so geschieht's; er gebeut,

so steht es da." Dieses Wort gilt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Gewiß, das Wunder bringt uns zwar nicht näher zu Gott, aber Gott näher zu uns. Und so ist es denn das größte aller Wunder, daß er sich uns in seinem Sohne genahet hat: „daß das Wort Fleisch ward, und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, als des eingebornen Sohnes Gottes." Ein auch schon erwähnter Anstoß, daß der Gottheit, wie einem Menschen, ein Sohn zugeschrieben wird, daß man also Gott dem Menschen gleich stellt. Allein wie? wenn der ganze Zeugungsproceß in der Natur, oder noch mehr, wenn die Natur selbst als Zeugungsproceß — wofür sie schon die sinnigsten Völker des Alterthums hielten — nur ein Abbild, nur ein Wiederschein der ursprünglichen göttlichen Thätigkeit wäre? wenn das höchste Wesen sein Daseyn nur durch ein ewiges Sich-selbst-erzeugen erhielte, wo dann der Erzeugte dem Erzeugenden gleich, und doch nicht dieser wäre, sondern sein Ebenbild? Dieser Gedanke, mag er für metaphysisch oder für mystisch gelten, aber absurd ist er nicht. Und wenn wir uns die Gottheit nicht als ursprünglich unthätig denken, — was wäre denn ein unthätiger Geist? — sondern umgekehrt als ewig thätig, welche göttlichere Thätigkeit könnten wir Gott beilegen, als die ewige Erzeugung eines Wesens, gleich ihm selbst? eine Thätigkeit, welche unendlich erhabener wäre, als selbst die Schöpfung einer unermeßlichen Geister- und Körperwelt. Denn was in der Schöpfung hervortritt, ist immer nur Geschöpf, immer nur etwas Abhängiges, Untergeordnetes, Dienendes, kurz, nur göttliches Werk, wie das Werk eines Meisters. Wie aber (um im menschlichen Bilde zu bleiben) der Sohn des Künstlers mehr ist, als das Werk seiner Hand, wie er dessen lebendiges Ebenbild ist, mit gleichem Geiste, mit gleicher Kraft begabt, auch wie der Vater Werke der Kunst zu erschaffen: eben so ist das lebendige Ebenbild Gottes als über alle Schöpfung erhaben zu denken, es ist nicht durch Gott geschaffen, sondern aus ihm, Geist vom Geiste, erzeugt. Wollen wir diesen erhabenen Gegenstand nicht blos

bildlich, sondern mit dem höchsten aller Begriffe bezeichnen, so müssen wir sagen: der ewige Geist ist sich seiner nur in ewiger Selbst-Objectivirung (Selbst-Offenbarung) bewußt. Dieß ist dasselbe, als wenn gesagt wird: Gott schaut sich nur im Sohne an. Wollen wir daher dem höchsten Geiste nicht das Bewußtseyn absprechen — welche Absurdität sich sehr tiefsinnige Philosophen haben zu Schulden kommen lassen — so müssen wir die Bedingung anerkennen, unter welcher allein ein solches Bewußtseyn denkbar ist. Offenbart sich Gott vor sich selbst, oder erscheint er sich vor sich selbst, so kann er sich nicht erscheinen als ein Gespenst, oder auch als ein bloßer hohler Gedanke, sondern das Erscheinende muß lebendiger Geist seyn wie Er, der gleiche Gott, aber der Erzeugte, Gottes Sohn. Wir maßen uns hiemit nicht an, das Geheimniß der göttlichen Zeugung ausgesprochen zu haben, aber so viel möchte wohl aus dieser Darstellung begreiflich werden, daß der Gedanke eines Sohnes Gottes ein nothwendiger Gedanke ist, wenn wir uns Gott nicht als ein bewußtloses Wesen vorstellen, das heißt: den Gedanken Gottes aufgeben wollen. Nochmals: alles dieß ist blos gesagt, um diejenigen zurückzu weisen, die in dem Gedanken eines Sohnes Gottes etwas die Gottheit Herabwürdigendes finden. Aber neue Schwierigkeit entsteht, und neue Zweifel erheben sich gegen die Menschwerdung des Sohnes Gottes. Wie kann Gott Mensch werden? Auf diese Frage ist es vielleicht besser von unten hinauf, als von oben herab zu antworten; oder mit andern Worten: es ist vielleicht der natürlichste Weg aus der Wirklichkeit die Möglichkeit zu beweisen, gesetzt auch, daß wir die letztere nicht begreifen könnten.

Hier tritt aber derselbe Fall ein, wie bei der heiligen Geschichte überhaupt, nämlich daß der sogenannte natürliche Erklärungsweg nur noch größere Unbegreiflichkeiten herbeiführt als der Weg des Glaubens, ja, daß der erstere sich in unauflösliche Widersprüche verliert. War der Menschensohn — wie er sich selbst nach seiner irdischen Abstammung nannte —

ein Mensch, wie andere Menschen, ein eben so natürlicher Mensch, nur mit vorzüglichen Geistesgaben ausgerüstet, und etwa in geheim als Schüler weiser Männer unter den Essäern oder Therapeuten ausgebildet: dann wäre er aber nicht als Messias aufgetreten; er wäre überhaupt nicht öffentlich erschienen, sondern hätte, im Geiste seiner Secte, ein zurückgezogenes, still beschauliches Leben geführt. Allein es ist auch nur eine eitle Vermuthung, daß er ein Essäer-Zögling gewesen sey; seine Lehre, wie sein Leben, zeigt hievon nicht die geringste Spur. Woher aber diese hohe geistige Ausbildung? etwa von den Pharisäern und Schriftgelehrten seines Volks? Dieß anzunehmen ist eben so widersinnig als das erste, aus demselben Grunde. Es bleibt also nichts übrig, als seine eigene Genialität, aber, wohl zu merken, blos die Genialität eines natürlichen Menschen: denn er soll ja nichts anderes seyn. Als solcher entdeckte er in sich die Eigenschaften des geweißsagten Messias, und er wurde der Messias. So sagt man. Aber der geweißsagte Messias sollte ein gottgesandter Prophet, ein König seyn, dessen Königreichs kein Ende sey. Wer sagte ihm, daß er dieß wäre? er sich selbst? Als natürlicher Mensch konnte er nichts von einer göttlichen Sendung, im Sinne der Schrift, wissen; er konnte sie sich blos einbilden, oder sie nur vorgeben. Das erste wäre Schwärmerei, wo nicht gar Wahnsinn, das zweite Betrug gewesen. Seine Lehre und sein Leben aber beweisen, daß er weder ein Schwärmer noch ein Betrüger war. Oder sagten es ihm Andere? etwa seine Aeltern, oder ein alter Priester, oder Johannes der Täufer? Dann wäre er ein mitleidswerther, schwacher, leichtgläubiger, und obendrein ein eitler Mensch gewesen, der, was er selbst nicht wußte, noch wissen konnte, sich von Andern einreden ließ; kurz, er war dann die Maschine, das Werkzeug Anderer. Ist ein Sinn in dieser Annahme, so wie wir den historischen Christus kennen? So führen uns denn alle natürlichen Erklärungs-Weisen der Person Christi, als einer natürlichen, wenn auch noch so ungewöhnlichen Er-

scheinung, nur in ein Labyrinth von Widersprüchen, aus denen abermals nur der Glaube den Ausgang findet. Alle Widersprüche verschwinden im Nu, sobald wir glauben, daß dieser Mensch von göttlicher Lehre und That der Sohn Gottes ist, vom Vater ausgegangen, um die Sünder selig zu machen. Wäre dieß nicht, so würden Worte, wie die: „Ich und der Vater sind Eins;" oder: „Wer mich siehet, siehet den Vater", obschon Worte des vollendetsten Menschen, dennoch sinnlos seyn. Ueberhaupt, man darf sich nur das ganze Bild des „Meisters und Herrn" betrachten, wie es einfach groß und kräftig von der Hand seiner Lehrjünger gezeichnet dasteht, und die Züge des göttlichen Wesens, zu dem sich kein Mensch zu erheben vermag, sind in ihm nicht zu verkennen. Ueberall sehen wir den Heiligen, der von keiner Sünde weiß, aber die Sünden vergiebt — und nur Gott kann Sünden vergeben — den Demüthigen und doch über alle Menschen Erhabenen, der sich selbst einen König nennt, aber in einem Reiche, das nicht von dieser Welt ist, der von sich selbst sagt: „ehe denn Abraham war, bin ich." So kann nur Gott reden, oder der, welcher mit ihm gleiches Wesens, sein Erzeugter ist, wiewohl auf Erden in Knechtsgestalt umherwandelnd, um für eine sündige Welt das Lösegeld zu bezahlen. Kurz, man kann keinen Zug seines Lebens, kein Wort seines Mundes vernehmen, ohne in Allem das Gepräge der Göttlichkeit ausgedrückt zu finden. Kein vom Weibe Geborner ist Ihm, dem Gottmenschen, zu vergleichen.

Und so ist denn auch kein Lehrer diesem Lehrer, und keine Lehre seiner Lehre zu vergleichen. Man hat oft gesagt, der Gegenstand der Philosophie sey die Wahrheit, nicht etwa eine oder die andere durch Sinne und Verstand bedingte, sondern die unbedingte Wahrheit, die Wahrheit der Vernunft. Daher auch die Philosophie, wenigstens die neueste, als Vernunftlehre auftritt. Auch die Christuslehre hat die unbedingte Wahrheit zum Gegenstande; aber ist sie darum Philosophie? etwa nur populäre Philosophie? Nein, sie ist weit über alle

Philosophie, über alles, was die menschliche Vernunft aus sich selbst schöpfen kann, erhaben: sie lehrt, sie verheißt, sie verbürgt die Vergebung der Sünden für Alle, die da glauben, d. h. die reines Herzens sind. Sagt die subtilste Philosophie hievon ein Wort? Sie kann es nicht: denn diese Lehre, diese Versicherung, diese Bürgschaft muß von Gott kommen, Gott selbst muß sie den Menschen geben, und er giebt sie durch seinen Sohn, „der für uns in den Tod dahingegeben ist, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Dieß ist die große Thatsache, die göttliche That der Welterlösung, von welcher sich keine Philosophie etwas träumen läßt. Eben darum will aber auch die Philosophie nichts von ihr wissen, weil sie sonst sich selbst aufgeben, und sich im demüthigen Herzensglauben vor dem Gekreuzigten beugen, d. h. sich selbst vernichten müßte. Denn wenn uns nicht die Vernunft von unsern Sünden erlöst und selig macht, sondern allein der, welcher für die Sünder am Kreuze gestorben ist: wozu dann die Philosophie? denn ein wenig muß es ihr doch um den Gewinn des ewigen Lebens zu thun seyn, indem eine Philosophie blos für dieses Leben eine höchst überflüssige Sache ist, wie alle Diejenigen beweisen, welche ohne alle Philosophie höchst vortrefflich im irdischen Leben und für dasselbe auskommen. Nein! eine Philosophie, die sich selbst recht versteht, hat es gar sehr mit einem höheren, mit einem ewigen Leben zu thun. Wenn sie aber meint, dieses höhere Leben dem Menschen aus sich selbst verbürgen zu können, so irrt sie sich gewaltig. Gott muß auch dabei seyn, wenn der Sünder vor ihm leben soll. Und sind wir etwa nicht Alle Sünder? sind wir durch uns selbst heilig und gerechtfertiget vor Gott? oder meint die Philosophie, daß Jemand ohne Heiligkeit den Herrn sehen könne? oder meint sie gar, daß der allein Heilige zu einem ewigen Leben der Menschheit gar nicht nöthig sey, und daß sie ohne ihn auskommen könne? Wie wir auch die Sache ansehen, so finden wir, daß die Philosophie durch sich nichts vermag, außer wenn sie die Göttlichkeit

des Christenthums abläugnet, wenn sie von demselben, als sey es gar nicht vorhanden, keine Notiz nimmt, wenn sie, da sie doch ohne Gott nicht wohl auskommen kann, sich selbst einen Gott erschafft, der die Philosophen in sein Reich einläßt und einlassen muß, ohne nach ihrer Sündhaftigkeit zu fragen. Ein solcher Gott, auch wenn er mehr als Idee wäre, würde kein heiliger Gott, er würde also überhaupt nicht Gott seyn: denn der heilige Gott kann nichts Unheiliges dulden. Die Sünde ist aber heutzutage ein anstößiges Wort; man denkt nicht gern daran, man schafft es, als einem trüben Mysticismus angehörig, bei Seite, und so fühlt man sich frei und leicht. Auf solche Weise läßt sich gut philosophiren und ohne Erlösung ins Himmelreich kommen. Jetzt kehrt sich die Sache um: wir brauchen nun kein Christenthum mehr, wir brauchen blos Philosophie und Vernunftreligion; oder wir dulden allenfalls auch das Christenthum, aber nur so weit es Vernunftreligion ist; und da gilt uns denn Christus für einen genialen Vernunftmenschen, der Philosoph war, ohne es zu wissen, mit dem aber seine Schüler, wie einst die des Pythagoras mit ihrem Lehrer, aus übergroßer Verehrung Abgötterei getrieben, indem sie in ihm den Sohn Gottes sahen. So sucht die Lüge das Reich der Wahrheit zu untergraben, und es trifft ein, was der Apostel prophezeihte: daß man kräftigen Lügen glauben würde. Die kräftigste der Lügen hat aber Christus selbst in ihrer Erscheinung vorausverkündigt, indem er sprach: „Es werden Viele kommen unter meinem Namen, und sagen: ich bin Christus, und werden Viele verführen." Johannes, der Lieblingsjünger seines Meisters, nennt diesen den Logos. Die Vernunftprediger unserer Tage nun, die nichts vom Sohne Gottes wissen wollen, sie sind die Apostel des Reichs der Lüge, denen ganze Schaaren von Proselyten zuströmen. Es ist nicht die Vernunft, die aus ihnen redet: denn die Vernunft ist der Sinn für das Göttliche, für das Heilige; und gerade die Vernunft erkennt Christum an: sondern es ist die Herzensverstocktheit, und der Stolz, und der Dünkel des Selbstwissens, was durch eigene Hirngespinnste des klügelnden Verstandes die göttliche Offenbarung verdrängen will. Aber der Probierstein aller Wahrheit ist der Geist der Wahrheit in uns, der, wie die Magnetnadel nach ihrem Pole, immer nach dem Heiligen hingerichtet, aber auch, wie diese, genöthiget ist, seinen Haltungspunkt außer sich zu suchen, oder mit andern Worten, ein Heiliges außer sich anzuerkennen, von dem er abstammt, zu dem er gehört, und auf welches er hindeutet und hinweiset. Der Geist der Wahrheit sucht und findet seinen Gegenstand außer sich, nicht in der Natur, die nur ein Wiederschein des Heiligen ist, nicht in Werken menschlicher Kunst und Wissenschaft, die, je reiner sie sind, desto mehr nur die Sehnsucht nach dem Heiligen und die Ahndung desselben aussprechen, sondern allein in der Selbstoffenbarung Gottes, wie sie in der heiligen Geschichte vor Christus nur vorbereitend, in ihm selbst aber vollendet erschienen ist. Wie es nur Eine Sonne giebt, welche den Erdkreis erleuchtet und erwärmt, so auch nur Einen Christus, welcher, allmälig wie die Sonne, über den ganzen Erdkreis hin, die Vernunft mit seinem Lichte erfüllt und die Herzen belebt und beseliget mit seiner göttlichen Liebe und mit der Gewißheit des ewigen Lebens. Was sind alle Lampen und Fackeln der Erde gegen den himmlischen Strahl der Sonne? sie sind das, was alle Philosopheme alter und neuer Zeit gegen die Weisheit und Erkenntniß, die wie ein lebendiger Lichtstrom aus Christus Jesus quillt. Er nennt sich mit Recht das Licht der Welt: denn in ihm sehen und erkennen wir die Herrlichkeit Gottes; in ihm, das heißt, nicht bloß in seiner Lehre, sondern in seiner ganzen, heiligen Persönlichkeit, ist der lebendige Gott, das ewige Leben, offenbart. Er ist das Unterpfand des ewigen Lebens, das auch uns zu Theil werden soll: denn sein wahrhaftiger Mund verkündiget es überall, wo Er von sich selbst redet, daß Er von Gott ausgegangen ist, daß Gott Ihn, als den Sohn, gesendet hat, des Vaters Willen zu offenbaren. Und das ist der Wille Gottes, daß Niemand verloren werde, sondern Alle das ewige Leben haben. Er

selbst ist Mensch, aber das ewige Leben, die Fülle der Gottheit, wohnt in ihm; und wie in ihm, so soll es auch in uns wohnen und nicht von uns genommen werden. Er ist der Ueberwinder des Todes; der Tod hat keine Macht an ihm; siegreich geht er aus dem Grabe hervor, und sein Auferstehungstag ist das Zeichen der allgemeinen Auferstehung, des großen Tages, dem keine Nacht mehr folgen wird. Welch einen Blick erhalten wir durch seine Erscheinung auf der Erde in das ewige Reich der Wahrheit und des Lebens und der Seligkeit. Durch ihn erst erhält das Leben seine Bedeutung, seinen Werth, sein Ziel. Aus tiefem Dunkel gehen alle Menschen hervor, und in tiefes Dunkel zurück. Kein Weiser der Erde hat die Nacht des Grabes erhellet, keiner von Allen, die je das Licht der Sonne begrüßten, ist aus dem Schooße der Erde wieder hervorgegangen und hat uns durch seine lebendige Gegenwart dargethan und verkündiget, daß wir nicht untergehen, wenn wir gestorben sind. Christus ist der allein Wiederkehrende von den Todten, der allein Auferstandene, der Erstling der Auferstehung. An seiner Auferstehung, wie an seinem Tode, zweifeln, heißt an Gottes Wahrhaftigkeit, an Gottes Liebe, an Gottes Allmacht, an Gott selbst zweifeln. Aber was heißt an Gott zweifeln? Es heißt am Daseyn der Welt, und am eigenen Daseyn, und an der Vernunft, und an der Wahrheit selbst zweifeln, und nur an das Nichts glauben und das Seyn für Schein halten. Und gleichwohl würde der Schein die Wahrheit bestätigen: denn Schein ist nur der Wahrheit gegenüber möglich. So würde dennoch die Wahrheit bleiben; und wo anders könnte sie eine Stätte finden als in Gott? Ist aber ein wahrhaftiger Gott, so muß er sich auch bezeugen in Dem, der die Wahrheit selbst war, und nur von der Wahrheit zeugte; so muß er in ihm leben. Und in wem Gott lebt, der kann nicht untergehen, ob er gleich stürbe. So ist denn Christus wahrhaft auferstanden von den Todten, und hat uns ein Licht angezündet, das nie wieder verlöschen wird. Unser letzter sicherer Blick ist nun nicht mehr das Grab; sondern wir schauen hell über das Grab hinaus in das ewige Leben, wozu das Leben in der Zeit nur die Vorbereitung ist. Nochmals: kein menschlicher Weiser hat uns eine Belehrung gegeben wie Christus; keiner hat unser Wissen bis über die Grenze der Zeit hinaus geführt; und was wir innerhalb der Zeitgrenzen wissen können, dazu bedarf es keiner besonderen Weisheit, sondern nur treue Beobachtung und richtiges Urtheil. Die Vernunft aber ist mit allem zeitlichen Wissen nicht zufrieden: sie ist der Sinn für das Ewige. Aber wo Nahrung für diesen Sinn hernehmen? Kein Mensch kann sie geben; und von Plato und Aristoteles, bis auf Kant und Fichte, Schelling und Hegel ist keiner aufgestanden, der uns über das Ewige mehr als leere Worte oder luftige Hypothesen gereicht hätte. Nur allein Er, der in des Vaters Schooß sitzet, der hat es uns verkündiget. Aber eben weil seine Lehre nicht für den Sinn ist, und nicht für den Verstand, sondern nur für die Vernunft, so will sie auch anders ergriffen und erfaßt werden. Das Erkenntnißmittel, welches die Philosophie verschmäht, weil sie seinen Werth nicht kennt, und weil sie nichts hat, was sie ihm in ihrer Armuth bieten könnte, das nimmt die Christuslehre in Anspruch, und befriediget es auf die vollkommenste Weise. Es ist der Glaube. Wie wenig kennt man den Glauben, wie ungerecht setzt man ihn herab, wenn man ihn dem Wissen unterordnet, und noch mehr, wenn man ihn durch das Wissen verdrängen will. Wohl hat der Apostel Recht, wenn er sagt: „der Glaube ist nicht Jedermanns Sache." Er ist es eben so wenig, als es das Ewige ist. Wer mit dem Zeitlichen zufrieden ist, kann freilich den Glauben nicht brauchen, und hat Recht, wenn er ihn für unnütz, ja für schädlich in seinen Angelegenheiten hält. Der Glaube ist nichts für die Kinder dieser Welt; sie verachten und höhnen ihn, und stoßen ihn mit Füßen von sich. Sie wissen aber nicht, welches Kleinod sie verwerfen. Allerdings, nicht die Schätze irdischer Wissenschaft schließt der Glaube auf; aber er ist der Schlüssel zum Himmelreich. Darum verlangt auch

Christus vor allen Dingen den Glauben, als das Mittel, ohne welches der Mensch keinen Theil an ihm hat. Wer da meint, er könne Christum auch nur verstehen, geschweige denn ergreifen und fest halten ohne den Glauben, irrt eben so sehr, als wer da wähnen wollte, zu sehen ohne das Licht der Augen. Der Glaube ist wirklich ein Licht, ein Auge, aber nur für das Ewige. So wenig aber die Blinden vom Sehen richtig reden können, eben so wenig diejenigen vom Glauben, die seiner ermangeln. Nicht Jedermann hat den Glauben; er ist eine Gabe, man möchte sagen, ein Talent, welches oft gerade denen versagt ist, die sich vieler anderer Talente rühmen können. Ja, es scheint, als ob der Glaube ein Ersatz für solche Talente wäre, die in der Welt ihr Glück machen. Daher auch die Armen an Geist, an Wissenschaft und Einsicht, von Christus selbst glücklich gepriesen werden, weil sie für den Glauben am zugänglichsten sind. Nur wer den Glauben hat, kann Christum erkennen für das, was er ist; wer ihn nicht hat, für den ist Christus weder gestorben noch auferstanden; er mag sich mit der Welt, ihren Schätzen, ihren Freuden, und ihrem Ruhme begnügen. Aber wie? so müßte ja ein solcher auf das ewige Leben Verzicht leisten? Nein, es heißt auch hier: „kein Mensch muß müssen." Aber wenn Jemand es freiwillig thut, wer will es ihm wehren? Und für Viele hat in der That das ewige Leben keinen Sinn und keine Bedeutung. Andere meinen, die Unsterblichkeit sey ihnen gewiß, als eine Sache, die sich von selbst verstehe, weil sie einen unsterblichen Geist besäßen. Allein etwas anderes ist: besitzen, oder haben, etwas anderes: seyn. Was ich habe, kann ich verlieren; nur was ich bin, kann mir Niemand nehmen. Der unsterbliche Geist ist mir beigegeben, wie der sterbliche Leib. Ich selbst aber bin keines von beiden; ich bin eine Seele, die selig, aber auch unselig seyn kann, und das letztere stets ist, wenn sie nicht dem Geiste anhangt. Und dieß ist der Geist der Wahrheit, der in uns ist, gemeinhin das Gewissen genannt, welches uns unaufhörlich mahnt und warnt, und straft, aber wie oft

ohne Erfolg! Die Welt zieht uns an sich wie mit magnetischer Kraft; und in dem Maße wie sie uns fesselt, nimmt unsere geistige Ohnmacht zu. Nur die Kraft Gottes kann uns retten. Und das ist der Glaube, gerade das, was von so Vielen verschmäht wird. Wo aber der Glaube nicht ist, da herrscht der Unglaube, der sich nicht überzeugen kann, daß der Glaube eine Kraft Gottes sey. Gesetzt nun er sey dieß wirklich: ist dann Gott nicht ungerecht, wenn er dem Einen den Glauben schenkt, und dem Andern nicht? Denn oben wurde behauptet, der Glaube sey eine Gabe, ein Talent; und man weiß, wozu einer kein Talent hat, darinne leistet er auch nichts. Und dennoch ist der Geber alles Guten nicht anzuklagen, wenn ein Mensch keinen Glauben hat: denn die Glaubens-Fähigkeit liegt in Jedem, aber sie wird nicht in Jedem geweckt, wiefern sie für das Ewige lebendig werden soll; und sie bleibt darum unbelebt, weil der Mensch im Zeitlichen versunken ist. Und dieß ist seine Schuld: denn der Geist regt sich in Jedem, und mahnt ihn an Höheres, Ueberweltliches; was die Religiosität aller Zeiten und Völker bestätiget. Je mehr ein Mensch also im Zeitlichen versunken ist, desto weniger ist er für das Ewige geschickt; und es ist daher nicht zu verwundern, wenn das Ewige denen näher tritt, die vom Zeitlichen weniger gefesselt sind: ihre Glaubensfähigkeit wird zum Glauben geweckt und aufgeschlossen; und dieß ist allerdings eine Gabe: denn das Ewige kann dem Menschen blos gegeben werden. Was ist nun das Ewige? es ist Gott selbst, wie er sich von jeher gläubigen Gemüthern mitgetheilt hat, auch in Zeiten der Unwissenheit und der Versunkenheit in weltliche Vorstellungen. Wer von jeher das Höhere suchte von ganzem Herzen und mit treuem Sinn, dem ward es auch zu Theil, wenn er es auch noch nicht in seiner ganzen Fülle erkannte. Nun aber ist die Fülle der göttlichen Offenbarung in Christus erschienen, „also daß sie keine Entschuldigung haben;" nämlich diejenigen nicht, an welche diese Offenbarung gelangt ist. Bekümmern wir uns also um Jene nicht, an welche das Evangelium vom

ewigen Leben nicht gelangte: sie werden nach ihrem Gewissen und ihrer Gewissenhaftigkeit gerichtet. Nicht als ob wir von diesem Gericht frei wären; aber uns ist auch noch Höheres gegeben, nämlich das Reich Gottes, und der Ruf in dieses Reich. Wer diesen Ruf verschmäht, wer dieses Reich durch Unglauben von sich stößt, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er davon ausgeschlossen bleibt. Nur der Glaube schließt es uns auf, und zwar der Glaube an den eingebornen Sohn Gottes, der sich für uns dahingegeben hat. Es ist kein unbestimmter Glaube, sondern eben der Glaube an Ihn, damit wir durch Ihn Theil haben an seinem Reiche. Gott ist weise, und weiß, was uns gut ist. Er muß also auch wissen, daß die Offenbarung durch Christum, deren er uns gewürdiget hat, für uns der einzige Weg ist, zur Seligkeit zu gelangen. Gehen wir denn von uns selbst den Weg zur Seligkeit? keineswegs. Das Ewige reizt uns nicht; es ist das Zeitliche, was uns in Anspruch nimmt. So war es von jeher, und so wird es auch bleiben, wenn wir vom Glauben nichts wissen wollen, als dem einzigen Anknüpfungsmittel an die göttliche Offenbarung. Nun kann man zwar sagen: was hilft der Glaube, wenn sich an ihn nicht göttlicher Sinn und Wandel anschließt? Man hat ganz Recht, und schon der Apostel sagt: „Und wenn ich allen Glauben hätte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts, als ein tönendes Erz, und eine klingende Schelle." Es ist dieß aber derselbe Apostel, der den Glauben als das nächste und nothwendigste Bedingniß zur Lebensumgestaltung anerkennt und anempfiehlt. Ganz natürlich. Ist der Glaube das Organ, durch welches allein die Kraft und Wohlthat der göttlichen Offenbarung in den Menschen eingehen kann, so ist auch nur auf diesem Wege die Umänderung des menschlichen Herzens möglich. Wir für uns allein vermögen Gott nicht zu lieben über Alles, und unsern Nächsten als uns selbst. Wir hangen zu sehr an der Welt, und bedürfen des göttlichen Beistandes, um uns von ihr loszureißen; und ohne daß wir die Welt überwinden und geistig-Freie werden, gelangen wir

nicht zum Frieden Gottes. Es bleibt zwischen uns und Gott eine unübersteigliche Kluft ohne den Glauben. Was aber ist nur dieser Glaube, daß er die Kraft besitzt, uns mit Gott, von dem wir in unserm natürlichen Zustande getrennt leben, aufs neue zu verbinden, und ein altes, früh zerrissenes Band aufs neue anzuknüpfen? Er ist das Verschließen unseres Herzens vor der Welt, und das Oeffnen desselben für die göttliche Offenbarung in Christo. Umgekehrt ist der Unglaube das Verschließen unseres Herzens vor der Offenbarung, und das Oeffnen desselben für die Welt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß Jeder, der den Unglauben in sich hegt und pflegt, vom Glauben keinen Begriff hat, und ihn als etwas Schädliches und Verderbliches, als die Quelle eines geisttödtenden Mysticismus verschreit, und auf alle Weise bestrebt ist, ihn auszurotten, deshalb auch die Quelle, aus der er sich nährt, die Offenbarung, zu verstopfen oder auszutrocknen. Alle Offenbarungsfeinde sind Glaubensfeinde, und umgekehrt; und die Hitze, mit welcher heutzutage die Sache des sogenannten Rationalismus betrieben wird, beweiset zur Gnüge, daß der Unglaube mächtig überhand genommen hat. Denn was sie von ihrem Vernunftglauben reden, ist nichts als sophistisches Geschwätz. Sie wollen nur begreifen; und das Vermögen des Begreifens ist nicht die Vernunft, sondern der Verstand; und der Verstand hat mit dem Glauben nichts zu thun, welcher lediglich eine Sache des Herzens ist. Dieser sogenannte Vernunftglaube zerfällt also in Nichts, und ist nichts als das Resultat eines klügelnden Raisonnements der Selbstgenügsamkeit, die auf eingewurzeltem Egoismus basirt ist. Man will sein eigener Gesetzgeber seyn, und nicht von fremder Vorschrift abhängen, auch wenn sie sich als göttlich beurkundete. Und so giebt man sich denn ein Gesetz; mag es erfüllen, wer da will. Man bedenkt nicht, daß Gott auch in unserem Inneren Gesetzgeber und Richter ist, und daß wir ihm unterworfen bleiben, auch wenn wir seine äußere Heils-Offenbarung nicht anerkennen. Aber warum sie nicht anerkennen? Wollen wir

denn Gott nur als strengen Gesetzgeber in unserem Inneren vernehmen? nicht auch als liebenden Vater seiner Menschen? Und konnte er uns sein Vaterherz anders zeigen, als in seiner geschichtlichen Offenbarung, deren Gipfel die Erscheinung Christi ist! Läugnet die Geschichte weg! läugnet hinweg jenen Sonnenaufgang in der Geschichte, der ihre Dämmerung in Tag verwandelt hat! Verblindet euch über das Wunder der Erscheinung des allein Heiligen! Läugnet ihm seine Heiligkeit ab! Und wenn ihr es nicht könnt, so gestehet ein, daß Gott allein heilig ist, und daß der Heilige, der da erscheint, Gott ist, der Mensch-gewordene Gott. Der Mensch kann nicht Gott werden, aber wohl Gott in menschlicher Gestalt sich offenbaren; ein, von der Urzeit her, der Menschheit eingeborner Glaube, wenn anders eine logische Nöthigung Glaube genannt werden kann. Und so lasset euch's doch gefallen, daß der Erhabenste sich zu euch herniederließ, daß er euer Fleisch und Blut ward, daß er von eurem Brode aß, und euch dafür das Brod des Lebens gab, des Lebens, in einem Sinne, den die Menschheit nie ahndete, des unvergänglichen, ewigseligen Lebens, wie es die Natur nicht kennt, die das Leben nur erzeugt, um es wieder zu zerstören. Jedoch dieses höchsten Gutes könnt ihr nur theilhaft werden, wenn ihr glaubt, wenn ihr an Den glaubt, den Gott gesandt hat, es euch zu erwerben: denn ohne ihn, durch euer Verdienst und eure Würdigkeit, gleichsam als Lohn eurer Sündhaftigkeit, hättet ihr es nicht. Warum fällt es euch denn sogar schwer zu glauben? Glaubt ihr etwa auch nicht an eure Sündhaftigkeit? oder glaubt ihr allenfalls, daß ihr etwas wenig sündhaft, im übrigen aber gut seyd? In diesem Falle möchtet ihr euch sehr irren. Die Sünde hat unser ganzes Wesen ergriffen, so lange wir noch nicht Gottes Vaterhand ergriffen haben, die uns von uns selbst rettet. Das ist die Sünde, daß wir aus uns selbst leben, und nicht aus Gott, daß wir auf uns selbst basirt sind, und nicht auf Gott, daß wir uns selbst zum Ziele haben, und nicht Gott; mit Einem Worte: daß wir Gott entfremdet sind. Weil wir

es aber sind, so bemerken wir auch nicht, was uns fehlt. Wir glauben im Lichte zu wandeln, wann uns irdische Klugheit leitet, die auf ihren Vortheil sieht, und besonders wann uns irdisches Wissen, oder auch wohl nur der Wahn des Wissens, scheinbar über ein oder das andere Naturgeheimniß aufklärt. Aber was wir Aufklärung nennen, ist himmelweit von dem Wesen entfernt, welches die Schrift das Licht nennt. Im Lichte wandeln, nach der Schrift, heißt: unbefleckt und heilig leben. Dieses Lichtes Gegentheil, die Finsterniß, ist eben so wenig Unwissenschaftlichkeit, wie jenes Licht die Wissenschaft ist, sondern diese Finsterniß ist die Unheiligkeit, die Sünde, die Selbstigkeit, die uns allen anklebt, und von welcher wir dergestalt besessen sind, daß an Selbstbefreiung von diesem gebundenen Zustande gar nicht zu denken ist, weil es unser natürlicher ist, weil wir damit behaftet sind, wie der Stein mit der Kraft der Schwere, ja, weil dieser selbstische Zustand eine wirkliche geistige Schwerkraft ist, die uns, auch wenn wir zur Höhe wollen, immer wieder zur Erde herabzieht. Nur die geistige Lichtkraft ist es, durch welche diese Kraft, oder vielmehr Last, der Schwere überwunden wird. Und diese Lichtkraft ist der Glaube, der Aufschwung unseres Herzens zu Gott, und das zweifellose Ergreifen seiner Huld, die er uns in seinem Sohne geschenkt hat. Dieser Glaube ist das Gegengewicht gegen die uns niederdrückende Schwere; dieser Glaube ist es, der uns den Sieg über die Sünde verschafft und uns heiligt und selig macht. Durch diesen Glauben, durch dieses feste Vertrauen auf unsern Helfer, unsern Arzt, unsern Heiland, werden wir in das reine Element des Lebens versetzt, in welchem die Kraft, und das Licht, und die Liebe einheimisch ist. Alle Hindernisse des reinen Lebens schwinden vor dem Glauben, der deshalb auch in der Schrift als die unerlaßliche Bedingung des gedeihlichen Aufstrebens in das Reich der Wahrheit aufgestellt wird. Und wir sollten diesen Glauben gering achten? wir sollten ihn von uns weisen, und uns ohne ihn kräftig und weise und reich und glücklich dünken?

Gerade ohne ihn sind wir ohnmächtig, unweise, dürftig und elend: denn ohne ihn mangelt uns die Kraft des Aufschwunges zum Höheren, ohne ihn sehen wir nicht, was zu unserm Frieden dient, ohne ihn darben wir bei allem irdischen Ueberflusse, ohne ihn wissen wir nicht, was Seligkeit ist. Ja, der Glaube macht selig, so sehr auch diese heilige Versicherung der Schrift von Vielen verspottet worden ist. Der Glaube ist der Schlüssel zum Himmelreich, welches Gott in seinem Sohne der Erde geschenkt hat: denn ohne den Glauben ist keine Erlösung von der Knechtschaft der Sünde.

Aber es ist umsonst, Denen vom Glauben zu reden, deren Lebens-Element der Unglaube ist, oder, was dasselbe ist, Denen das Heilige vor Augen zu stellen, die aus dem Grund und Boden des Unheiligen ihre Nahrung ziehen. Wer einmal selbstgenügsam, selbstklug und selbstmächtig seinen Standpunkt auf ebener Erde genommen hat, wem das irdische Thun und Treiben, als solches, für höchste Lebensbestimmung gilt, der hat weder Zeit noch Lust, seinen Blick nach oben zu wenden; ihn fesselt blos das Sichtbare, das, was mit der Hand ergriffen und festgehalten werden kann. Das Uebrige ist ihm Chimäre, Aberglaube, bedauernswerther Irrwahn; die Gegenwart ist seine Göttin, und nur die irdische Zukunft kümmert ihn, für sie sorgt er, rafft zusammen, sammelt und baut, und erfreut sich des sicheren Daseyns. Aber auf den irdischen Tag folgt die Nacht, und das Licht verlischt, welches wir unser Leben nannten. Und wie schnell, wie unvermuthet verlischt es oft! Wie werden oft so plötzlich die Fäden des Gewebes zerrissen, das auf eine lange Dauer angelegt war! Sollten wir uns gar nicht um das bekümmern, was uns bevorsteht, wenn das irdische Auge gebrochen ist? Nicht der Tod ist hiemit gemeint, sondern das Leben nach dem Tode. Giebt es ein solches Leben? nein, wenn es keinen Gott giebt. Ist aber ein Gott, so ist es nicht gleichgültig, in welches Verhältniß wir uns zu ihm gestellt, ob wir uns bemüht, ihn kennen zu lernen und nach seinem Willen zu leben, oder ob wir,

seiner nicht gedenkend, nur nach irdischem Wunsch und Willen gelebt haben. Mit Einem Worte: es ist nicht gleichgültig, wenn ein Gott und eine höhere Zukunft ist, ob wir uns für diese vorbereitet haben oder nicht, ob wir uns für das Reich dieses Gottes geschickt gemacht haben oder nicht. Es ist so natürlich, an ein solches Reich zu glauben, und eben darum sollte es auch natürlich seyn, einem solchen Verkündiger dieses Reichs zu glauben, wie Christus war, der Erste und Einzige in seiner Art. Kein Plato, kein Socrates, und wie sie Alle heißen, hat uns Gleiches, ja nur Aehnliches, verkündiget. Man beachte nur seine Worte bei allen Evangelisten, wie erhaben, wie feierlich, wie ernst, wie fest und zuversichtlich er von Gottes Reiche, als von etwas ihm genau Bekannten redet, wie kein Mensch vor und außer ihm. Es ist ein Nachdruck, eine Würde in allen seinen Aeußerungen, vor der man Ehrfurcht haben muß. Es ist die Gewalt der Wahrheit, die hier wirkt, und man wird diese Gewalt um so mehr erfahren und empfinden, je mehr man selbst die Wahrheit in Ehren hält. Gewiß, der Sinn für die Wahrheit — und dieß ist ja eben die Vernunft, diese uns verliehene Fähigkeit, uns das Heilige anzueignen — findet nirgends solche Nahrung, als in den Worten Christi, von denen er selbst sagt, daß sie Geist und Leben sind. Je vernünftiger wir sind, desto mehr müssen wir diese Worte, wie sie, auch in Bezug auf ihre geheimnißvolle Tiefe, kein anderer Mensch gesprochen, namentlich was sein eigenes Geschäft bei der Entscheidung des künftigen Menschenschicksals betrifft, für wahr erkennen. Der Weltrichter steht in Christus vor uns, wenn wir uns nach seinem Maßstabe messen. Wie unendlich wichtig ist die Wahrheit, und wie unendlich wichtig ist es, sie zu erkennen! Wenn sie daher nur erst von recht Vielen in dieser ihrer Wichtigkeit erkannt würde! Nun, vielleicht ist es ein Weg, den Sinn für die Wahrheit zu schärfen, wenn man ihr entschiedenes Gegentheil, die Lüge, recht ins Auge faßt, das vollendet Unheilige, wie die Wahrheit das vollendet Heilige ist. Aus der Erkennt-

niß, aus dem Haß der Lüge, nachdem man sie in ihrer Häßlichkeit erkannt hat, erwacht vielleicht wenigstens der Trieb zur Erkenntniß und zur Liebe der Wahrheit. Wer noch nie an etwas Göttliches geglaubt hat, oder nicht mehr an Göttliches glaubt, dem muß wenigstens ein Anklang dieses Göttlichen wieder im tiefsten Innern ertönen, wenn in ihm wieder der Gedanke, ja nur die Ahndung des Wesens der Wahrheit erwacht. Und daß dieses geschehe, wenn auch nur auf einem Umwege herbeigeführt, mit dem wir leider sehr vertraut sind, bezwecken die folgenden Blätter. Sie rufen etwas, das wir aus innerer und äußerer Erfahrung sehr wohl kennen, und was wir uns nur nicht immer in voller Klarheit vorstellen, auf alle Weise und nach allen Richtungen ins Bewußtseyn. Ueber die Wahrheit ist schon Manches, auch des Verfassers Scherflein abgerechnet, von philosophischen Forschern geschrieben worden, mit der Lüge aber hat sich noch keiner die Mühe genommen. Es ist aber von eben so großer, ja von weit größerer Wichtigkeit, sie ans Tageslicht zu ziehen, als von pestilenzialischen Krankheiten zu schreiben. Wer tief gefühlt und erkannt hat, was die Lüge ist, bei dem, sollte man meinen, müßte die Sehnsucht nach Wahrheit und die Liebe zu ihr von selbst erwachen. Und ist es nur einmal so weit gekommen, so hofft der Verfasser, daß man sich auch bis dahin durchfühlen wird, daß man anfängt an manchem zu zweifeln, was bisher für hohe Wahrheit galt, und umgekehrt die Wahrheit da aufzusuchen, wo man bisher nur kindische Einfalt, Beschränktheit, Vorurtheil, gutmüthige Täuschung und alten Aberglauben fand, nämlich in der seit geraumer Zeit so vielfach angefochtenen heiligen Schrift, die man jetzt so angelegentlich zu entgöttlichen bemüht ist. Sey dieses alte Document, was es wolle; so viel ist aber gewiß, die Wahrheit hat ihren eigentlichen Feind nicht in der Täuschung, nicht im Irrthum, sondern in der Lüge.

Erster oder psychologischer Theil.

Die Lüge im Menschen.

Erstes Kapitel.

Geistiges oder moralisches Wesen im Menschen.

§. 1.

Geistiges oder moralisches Wesen überhaupt.

Nichts ist gemeiner als der Unterschied zwischen Geist und Körper, und nichts geläufiger als die Ansicht, daß der Geist ein einfaches, der Körper ein zusammengesetztes Wesen sey. Ob hiemit etwas Wahres und Wirkliches ausgesprochen sey, wollen wir hier nicht untersuchen: denn dieser Gegenstand gehört der Metaphysik, und wird in dem metaphysischen Theile dieser Schrift erörtert werden; allein, daß mit dem Begriffe der Einfachheit noch gar nichts über geistiges Wesen bestimmt sey, liegt am Tage. Man glaubt daher das geistige Wesen näher zu bezeichnen, wenn man seine Eigenthümlichkeit in das Denken setzt, und den Gedanken, oder nach einer neuesten Schule, den Begriff, als das eigentliche Element des Geistes betrachtet. Ein Element der geistigen Natur — wenn hier überhaupt von Elementen die Rede seyn kann — ist allerdings das Denken; hiemit ist aber der Begriff des geistigen Wesens nichts weniger als erschöpft: denn das Wollen gehört eben so nothwendig zum geistigen Wesen als das Denken. Angenommen daß ein Gott, und daß Gott ein geistiges Wesen sey, wie unvollkommen, ja unvollständig wäre dieses Wesen,

wenn es nur denken, nicht auch wollen könnte! Aber auch das Wollen nächst dem Denken reicht nicht aus zur Vollständigkeit des Begriffs eines geistigen Wesens. Es fehlt noch die wahre Innerlichkeit oder Wesentlichkeit, gleichsam der Kern und das innere Mark desselben, das, wodurch das geistige Wesen seinem Denken und Wollen einen eigenthümlichen Inhalt und Charakter giebt: das Gute oder Böse, mit Einem Worte, das moralische Ingredienz. Dadurch unterscheiden sich die geistigen Wesen ihrer wahren Wesenheit nach von einander, daß sie entweder gut oder böse, heilig oder unheilig sind. Es ist nicht nothwendig, daß ein geistiges Wesen gut sey, aber dasselbe ist nothwendig entweder gut oder böse, in dem Augenblicke, wo es für uns ein Gegenstand der Betrachtung und des Urtheils wird. Warum ist es denn aber nicht nothwendig, daß ein geistiges Wesen gut sey? weil es ein freies Wesen ist, welches zur Heiligkeit nicht genöthiget werden kann. Ein heiliges Wesen ohne Freiheit ist demnach ein Widerspruch, weil Heiligkeit nichts anderes ist, als die freie Selbstbestimmung zum Guten. Daher können wir von der Natur, und von allem, was der Natur angehört, nicht sagen, weder daß es gut, noch daß es böse sey, weil wir der Natur keine Selbstbestimmung zuschreiben können; und darinne besteht demnach auch der Unterschied und Gegensatz des geistigen Wesens von dem Naturwesen. Es ist dieses also ein radicaler Unterschied, den wir auch bei der Betrachtung des Menschen festhalten müssen. Wäre der Mensch bloß Naturwesen, so müßten wir ihm das geistige Wesen absprechen. Nun ist der Mensch allerdings Naturwesen, aber auch geistiges. Wo finden wir aber dieses an ihm? es ist in sein Bewußtseyn niedergelegt.

§. 2.

Das menschliche Bewußtseyn.

Größer als alle Wunder der Natur ist das Wunder des sich selbst erscheinenden Geistes: das Bewußtseyn. Aber

sonderbar! nichts scheint weniger die Aufmerksamkeit der Psychologen und der Philosophen überhaupt auf sich gezogen zu haben, als gerade dieses geistige Wunder, welches sich täglich erneuert, wenn wir vom Schlafe erwachen. Ist es die tägliche Wiederkehr dieses geistigen Lichtwerdens in uns, dieses inneren Sonnenaufgangs, welche das Interesse daran mit dem Bleigewicht der Gewohnheit niederdrückt, und durch ihre Alltäglichkeit den Stachel der Wißbegierde abstumpft? wie wir denn leider bekennen müssen, daß wir in dem unseligen Irrthume, als sey alles Bekannte auch ein Erkanntes, wie untergetaucht sind. Oder ist es gerade umgekehrt der Mangel an Bekanntschaft mit dem Bewußtseyn, der uns die hohe Bedeutung und den reichen Inhalt desselben übersehen läßt? Wie dem auch sey, gewiß ist es, daß über keinen psychologischen und überhaupt philosophischen Gegenstand so gleichgültig, und fast möchte man sagen, leichtsinnig, hingefahren wird, als über dieses inhaltschwere und bedeutungsvolle Problem unseres Wesens und Lebens. Bald macht man das Bewußtseyn, indem man es dem Selbstgefühle gleich stellt, zu einer Eigenschaft jedes lebendigen Wesens; und es fehlt nicht viel, daß man nicht auch den Pflanzen ein wenigstens dunkles Bewußtseyn beilegt, und nur darum Bedenken trägt, es zu thun, weil in den Pflanzen noch keine Nerven erkennbar sind, als welche alles Gefühl bedingen. Bald macht man es, wie man meint, mit philosophischer Schärfe, zu einem Act des Denkens, ohne zu bedenken, daß das Bewußtseyn vor allem Denken vorauszusetzen ist. Denn wenn das denkende Wesen seiner nicht bewußt ist, wie will es denn seine Gedanken zusammenfassen und festhalten? Weit eher könnte man das Bewußtseyn ein Anschauen als ein Denken nennen, ein Anschauen, aus welchem das Denken erst allmählig erwacht und hervortritt, und von welchem es getragen und, wie die Pflanze vom mütterlichen Boden, genährt wird. Kurz, das Bewußtseyn ist etwas ursprüngliches, unwillkührlich entstehendes, etwas gegebenes, nicht aber etwas erworbenes und gleichsam

selbstverfertigtes; es ist etwas natürliches und dem Menschen eingebornes, nicht etwas durch eigene und absichtliche Thätigkeit erzeugtes und hervorgebrachtes. Das Bewußtseyn ist der Träger unseres ganzen geistigen Lebens, das Element, in welchem wir uns fühlen und besinnen und denkend und handelnd bewegen wie der Fisch im Wasser, der Vogel in der Luft. Ja, das Bewußtseyn ist gleichsam der Aether, welchen wir geistig athmen. Wie unser physisches Daseyn unausgesetzt durch das Einathmen der atmosphärischen Luft bedingt ist, so unser geistiges durch jenes höhere Lebenselement, dem in der äußeren Natur analoger Weise nur die Erscheinung entspricht, die wir Licht nennen. Demnach, im Bewußtseyn leben, heißt: geistig athmen, oder, wenn man will: den Geist athmen. So ist also, was uns im und mit Bewußtseyn erfüllt, der Geist; und wir sind geistige Wesen lediglich dadurch, daß wir Bewußtseyn haben. Der Geist ist das sich selbst erkennende Licht. Dieses Licht erfüllet und erhellet unsere Seele, und macht, daß sie aus der dunklen Region des Selbstgefühls zum sich selbst klar schauenden Ich erhoben wird. Mit der Ichheit ist die Geistigkeit gegeben, in dem Sinne, wie wir diesen Begriff im obigen (§. 1.) aufgefaßt haben. Unser Ich ist ein zur Heiligkeit (und durch diese zur Seligkeit) berufenes Wesen, und unser Bewußtseyn ist das Element der Heiligkeit. So viel zum Erweis, um nicht zu sagen, zur Rechtfertigung, der Würde des Bewußtseyns.

Ehe wir aber in der Betrachtung unseres Gegenstandes weiter gehen, möchte ein Vorwurf zu beseitigen seyn, den man leicht gegen die hier begonnene Darstellung des menschlichen Bewußtseyns machen könnte. Geneigt wie man jetzt ist, in jeder höheren geistigen Ansicht Mysticismus zu wittern, könnte man auch die hier vorliegende im hohen Grade mystisch finden. Man hat Recht, wenn man Alles, was uns nicht sogleich auf der Oberfläche der Dinge entgegen tritt, sondern aus der Tiefe geschöpft werden muß, mystisch nennt. Dann mag man aber auch nur jeder gründlichen Forschung

überhaupt den Namen einer mystischen geben: denn der Grund liegt nie auf der Oberfläche, und der tiefste Grund von Allem was da ist, ist der Geist. Oder will man etwa auch den Geist in die mystische Rumpelkammer werfen? Nur der Geist ist und wirkt in allen Dingen. Alles Daseyn, die ganze Natur, von der Sternenwelt bis zur Milbe herab, ist vom Geiste erfüllt: denn wo Ordnung und Gesetz ist, da ist auch der Geist; und Ordnung und Gesetz herrscht eben so durchgreifend in dem Bau des kleinsten Wurmes, wie in dem unübersehbaren Organismus des Welten-Alls. Der Geist offenbart sich also auch im Menschen: er offenbart sich in seinem wundervollen Baue; warum soll er sich nicht in seinem Bewußtseyn offenbaren? freilich hier auf ganz andere, auf ganz eigenthümliche Weise, man möchte sagen, unmittelbar. Denn kein Ding in der Welt, ja selbst kein lebendiges Wesen, welches nicht bereits zum Bewußtseyn erhoben ist, weiß von dem Geiste, der in ihm ist, und der es mit seiner ordnenden Kraft durchdringt. Nicht das Daseyn und Leben, sondern das Wissen vom Daseyn und Leben ist der Lichtpunkt des menschlichen Wesens. Und dieser Lichtpunkt sollte ohne Geist seyn, da doch der Geist Alles in Allem ist? Ist aber Geist im Bewußtseyn, und ist das Bewußtseyn gegeben, so ist auch der Geist im und mit dem Bewußtseyn gegeben; oder mit andern Worten: wir empfangen den Geist im Bewußtseyn, wir fassen ihn auf, wie den Odem in unsere Brust. Läßt sich anders vom Geiste reden, wie er in uns ist, wie er an uns gelangt? denn, wohl zu merken, wir selbst, obschon unserer bewußt, sind nicht der Geist, so wenig als irgend ein vom Geiste (bewußtlos) erfülltes Naturding der Geist selbst ist. Wir sind eben nur vom Geiste erfüllte Seelen.

Das ist der Unterschied der Thierseele und Menschenseele, daß in jener der Geist noch schlummert, wie der Funke im Kiesel, dagegen in letzterer erwacht ist zur Selbstanschauung und Selbsterkenntniß. Das nämliche Verhältniß, nur auf niederer Stufe, findet zwischen der Pflanze und dem Thiere

Statt: denn in der Pflanze schlummert das innere, das Seelen-Leben, welches sich in den Sinnen, Gefühlen und Trieben des Thieres regt und bewegt. Der Mensch selbst hat seine Zeit, wo er nicht einmal noch Thier, sondern blos Pflanze ist: es ist die Zeit, wo zuerst der Träger seines Seelenlebens, der die Gemeinschaft mit der Aussenwelt vermittelnde organische Leib, im mütterlichen Schooße entwickelt wird. Auch der Mensch hat seine Zeit, wo er blos noch Thier ist: es ist die Zeit, wo zuerst der Träger des Geistes, das innere Selbst, die Seele, aus ihrem Pflanzen-Schlummer erwacht, die Zeit der Geburt, und das Leben des Säuglings in sinnlichen Empfindungen, Gefühlen und Trieben. Ja, wenn nicht der Geist durch den Geist geweckt wird, so bleibt der Mensch ein Thier in menschlicher Gestalt, wie wir an den, glücklicher Weise seltenen, Beispielen solcher Individuen sehen, die frühzeitig von der menschlichen Gesellschaft getrennt wurden, und in die Wildniß geriethen. Und leider giebt es auch noch andere Möglichkeiten, durch welche der Geist entweder nie in den Menschen eintritt, oder auch wieder von ihm scheidet. Das erstere geschieht in allen den Fällen, wo das Gehirn nicht zu seiner vollen Entwickelung und Reife gelangt: in den mannichfaltigen Arten des angebornen Blödsinns; das andere, wo das Gehirn durch äußere oder innere Verletzungen und Ausartungen, durch Unterdrückung, Ueberreizung, oder Erschöpfung seiner organischen Thätigkeit, aufhört ein Träger des geistigen Lebens zu seyn: in den sogenannten Seelenstörungen, die man vielleicht noch besser Geistesstörungen nennt, weil hier überall der Geist in seinem Geschäft auf die Seele des Menschen einzuwirken gehindert oder gestört wird. Es sind dieß die Zustände von Wahnsinn und Melancholie, von vager und fixer Verrücktheit, von Tollheit und Starrsinn, endlich von den mannichfaltigen Formen des nachentstandenen Blödsinns. In allen diesen Fällen, vom angebornen bis zum nachentstandenen Blödsinn, zwischen welchen beiden Extremen die verschiedenen Geistesstörungen mitten inne liegen,

sehen wir, daß der Mensch gar wohl ein Seelenleben ohne ein Geistesleben führen, d. h. entweder gar nicht aus dem Zustande des Thieres heraustreten, oder wieder in den Zustand des Thieres zurücksinken kann.

Man wird dieß zugeben, denn man muß es; allein man wird von den hier angeführten Fällen einen Einwurf gegen die Natur des geistigen Lebens erheben, welcher von Bedeutung scheint. Man wird sagen: „Auf diese Weise hangt ja das geistige Leben, oder das Leben im Bewußtseyn, vom Gehirn ab, es gehört also wohl dem Körper an, und ist eigentlich ein-materielles Leben.“ Nun ist zwar ein materieller Geist ein Unding, und es sollte den Freunden der Materie schwer fallen, uns die Realität derselben zu beweisen *), da unsere ganze Sinnenwelt nur auf Erregungen gebaut, und unser ganzes Sinnenleben — ja unser Leben überhaupt — nur eine fortgesetzte Erregung ist, die blos das Werk von wirkenden Kräften seyn kann, von denen wir nur die Einwirkung, aber nicht den Grund oder Träger kennen, und den wir folglich auch nicht mit irgend einem Namen bezeichnen können. Allein wir haben auch gar nicht nöthig, der sogenannten Materie bis zu ihrer völligen Auflösung in Kraft nachzugehen, um zu zeigen, daß das geistige Leben dadurch nicht gefährdet ist, daß es mit sogenannten materiellen Bedingungen in Berührung gesetzt wurde. Wir können recht gut das lebendige Gehirn — sey es, was es sey — als den Träger des geistigen Lebens anerkennen; hieraus folgt aber nicht, daß das geistige Prinzip eine und dieselbe Natur habe mit der Basis, an welche es fixirt ist. Selbst die Naturforscher unterscheiden die Kraft vom Stoffe; warum sollen wir nicht den Geist vom Körper scheiden? Der Geist ist also etwas für sich. Sey er immerhin an den Körper gebunden, sey immerhin die Erscheinung des Geistes im Leben durch die organische Entwickelung und die Integrität des Gehirns bedingt: er ist dennoch so verschie-

*) S. m. B. Ueber die Hypothese der Materie ꝛc. Lpz. 1827.

den von diesem, als die Flamme von der Kerze, an der sie brennt: er ist ein höheres Element, welches zu seiner Offenbarung eines Organs bedarf, und das Gehirn ist dieses Organ. Nennt man den Geist vergleichungsweise: Licht, so ist das Gehirn der Lichtträger. Wo demnach das Organ nicht für die Aufnahme oder das Festhalten des dasselbe beherrschenden Prinzips empfänglich ist, da kann auch das letztere nicht in seinem Wesen und Wirken erscheinen. Wann es aber erscheint, dann müssen wir es auch seiner Eigenthümlichkeit nach, und nicht nach der Natur des Vehikels, dessen es sich bedient, beurtheilen. Nun zeigt sich aber der Geist in seiner Eigenthümlichkeit, d. h. als Bewußtseyn, nicht blos unterschieden vom körperlichen Organ, sondern selbst von der Seele, welcher er einwohnt: denn es giebt ja auch geistlose Seelen. Wir haben daher volles Recht zu unserer frühern Behauptung: daß die Seele nicht der Geist selbst, sondern daß derselbe nur in ihr ist. Hiemit hat aber, beiläufig gesagt, keine Seele noch etwas gewonnen, sondern nur erst dann, wann auch sie im Geiste ist; was ihr eigenes Werk seyn muß. Der Geist offenbart sich also im Bewußtseyn und als Bewußtseyn. Der Mensch ist sich seiner selbst und der Welt nur durch den Geist bewußt. Aber der Mensch ist sich auch des Geistes bewußt. Und dieses Bewußtseyn giebt seinem Leben eine ganz eigenthümliche Beziehung. Ehe wir uns jedoch zu dieser wenden, haben wir noch einen Blick auf das Wesen des Bewußtseyns überhaupt zu werfen. Wir haben das Bewußtseyn mit dem Lichte verglichen, und es giebt keinen bessern Vergleich, als diesen. Das Licht ist das reinste, einfachste und höchste Element der Sinnenwelt. Wenigstens sind wir gewohnt, die äußere Bedingung und das sogenannte Medium des Sehens als etwas für sich Bestehendes und Wirkendes, als ein ursprüngliches Agens zu betrachten. Ein solches Agens ist nun auch das Bewußtseyn. Wie das Licht Alles erhellet, was in seinen Bereich kommt, so erkennen wir auch im Bewußtseyn und durch dasselbe Alles, was in den Bereich unseres Erkenntnißvermögens gelangt. Dieses

letztere ist so wenig vom Bewußtseyn zu trennen, wie das Auge vom Licht, und ohne Bewußtseyn ist es eben so Finsterniß in uns, wie außer uns in der Nacht. Das Bewußtseyn bringt also den Tag in unser Inneres, und je heller das Bewußtseyn strahlt, desto klarer ist dieser Tag. Es ist also das geistige Licht, es ist der Geist selbst, der uns erleuchtet und uns von dem Seyn der Dinge und Wesen, von unserem eigenen und von dem seinigen, Kunde giebt. Das Bewußtseyn ist also der Quell der Wahrheit und Gewißheit: denn das Wesen der Wahrheit — wie wir früher gesehen — ist das Seyn, und nur das ins Bewußtseyn eingegangene Seyn ist uns gewiß. Es giebt keine andere Bürgschaft für die Gewißheit als die des Bewußtseyns. Wir tragen also im Bewußtseyn den Geist der Wahrheit selbst in uns: denn nur dieser kann Bürgschaft für jede Gewißheit leisten. Sobald also im Menschen das Bewußtseyn entwickelt ist, ist der Geist der Wahrheit in ihn eingetreten. Und dieß ist das Wesen des Bewußtseyns.

Es wurde aber gesagt, daß das Bewußtseyn dem Leben des Menschen eine ganz eigenthümliche Beziehung gäbe, und es kann nun keine Frage mehr seyn, welches diese Beziehung sey: es ist die zur Wahrheit, oder was dasselbe ist, zum Geiste. Durch das Bewußtseyn sind wir geistige Wesen, durch dasselbe gehören wir dem Reiche der Wahrheit an. Was aber an oder in uns ist es, das uns fähig macht, den Geist in uns aufzunehmen, seiner theilhaftig zu werden, uns mit ihm zu verbinden? Es ist ein geistiges, uns selbst angehöriges, Organ, ein innerer Sinn, mit Einem Worte: die Vernunft, die nun der Gegenstand unserer Betrachtung werden muß.

§. 3.

Vernunft.

Die Vernunft ist bisher von Psychologen und Philosophen überhaupt eben so wenig richtig gewürdigt worden,

als das Bewußtseyn. Jedermann spricht jetzt von Vernunft, appellirt an die Vernunft, findet in ihr das Richtmaß, ja den Quell aller Erkenntniß, den höchsten Richterstuhl für Alles, was Wahrheit heißt, kurz den Schlüssel zu aller Wissenschaft und Weisheit, das eigentliche Organ der Philosophie. Man kann nicht läugnen, daß Kant in unsern Tagen zuerst das Signal zu dieser Vernunft-Würdigung und Anerkennung gegeben hat, und zwar in seinem berühmten Werke: Kritik der reinen Vernunft; und nach ihm Fichte in seiner ersten anonymen Schrift, die anfangs dem Verfasser der Kritik zugeschrieben wurde: Die Religion (Offenbarung) innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft. Beiden Werken hat ohne Zweifel der neueste Rationalismus seinen Ursprung zu verdanken. Wollen wir diesen gehörig abschätzen, — wie wir es denn hier nicht vermeiden können, — so müssen wir auf seine erste Quelle, folglich Kant's Kritik zurückgehen. Und hier ergiebt sich denn sehr bald, daß diese Quelle zugleich die eines ungeheuren Irrthums ist, welcher, eine Zeitlang wenigstens, die verderblichsten Folgen gehabt hat, die man tief betrauern müßte, wenn nicht zuletzt selbst aus dem Irrthume und aus seiner Erkenntniß ein höheres Licht über die Wahrheit aufginge. Kant nämlich läßt der Vernunft das Prädicat oder die Function des Denkens zukommen, welches doch lediglich die Sache des Verstandes ist. Auch die sogenannten Vernunft-Ideen sind Begriffe, nur allgemeine und höchste, und können nur durch Denken zu Stande kommen. Selbst die höchste Speculation, welche vorzugsweise der Vernunft zugeschrieben wird, ist ein Denkgeschäft, nur nicht des Verstandes allein, sondern mit Hülfe der Phantasie. Ueberhaupt ist der Verstand ein vermittelndes Vermögen: er verständiget oder giebt einen inneren Stand und Halt Allem, was uns als Gegenstand der Erkenntniß entgegentritt. Dieses aber kann sich der Verstand nicht geben; er bedarf hiezu des Sinnes, oder der Gesammtheit der Sinne; weshalb auch die höchste Speculation unfruchtbar ist, wenn sie keine andere Quelle der Gegenständlichkeit hat,

als die Phantasie: denn nur durch den Sinn geht uns Gegenständliches ein. Aber auch nur der Verstand ist fähig, uns das Gegenständliche, mit Hülfe des Bewußtseyns, zur Erkenntniß zu bringen und zu unserem inneren Eigenthume zu machen. Nur durch den Begriff wird alles Aeußere für uns ein wahrhaft Inneres. Auch ist der Verstand nicht, wie oft gesagt wird, blos zum Behuf für sinnliche und endliche Gegenstände überhaupt eingerichtet, sondern auch das Uebersinnliche und Unendliche muß durch ihn verständiget werden. Kurz, der Verstand hat ein wichtiges Geschäft und eine große Dignität unter den Seelenkräften und im theoretischen und praktischen Leben, aber die Vernunft ist er nicht, eben so wenig, als er Auge, Ohr, oder irgend ein anderer der Sinne ist. Was ist denn nun die Vernunft, wenn sie nicht denkt, nicht urtheilt, nicht schließt? (denn das Schließen wenigstens wollte man ihr sichern, wenn man auch das Denken und Urtheilen dem Verstande abtrat.) Also: was ist und was thut denn die Vernunft, wenn sie das wichtige Geschäft des Denkens in seinem ganzen Umfange dem Verstande überlassen muß? Sie ist was ihr Name besagt: Vernehmungsvermögen, und sie thut, was sie als solches Vermögen zu thun hat und thun kann: sie vernimmt. Nun, so ist sie ja nicht mehr und nichts weiter als das Auge, oder das Ohr, oder überhaupt ein Sinn: denn das Vernehmen ist ja die Sache der Sinne. Und wann sie das ist, so stünde sie ja nicht, wie man gemeinhin glaubt, über, sondern unter dem Verstande! Allerdings ist sie ein Sinn, und dennoch steht sie über dem Verstande. Sie ist der Sinn für das Unendliche, Ewige, Heilige; sie steht also den nach der Welt gerichteten Sinnen geradezu entgegen: sie ist auf den Geist gerichtet, der im Bewußtseyn redet; sie ist auf das heilige Seyn, auf die Wahrheit, auf Gott und seine Offenbarung gerichtet, wo oder wie diese immer erscheinen mag. Die Vernunft ist also das im Menschen, was Gott am nächsten steht, und steht also höher als der Verstand, der nur mittels der Vernunft von Gott Kunde erhält, so wie er

nur mittels der äußeren Sinne Kunde von der Welt bekommt. Die Vernunft wird Gottes inne, faſſet Gott auf, wie das Auge das Licht, wie das Ohr den Schall; ja ſie iſt ſelbſt Auge und Ohr zugleich, Auge für das innere Licht, welches den Weg der Wahrheit zeigt, Ohr für die innere Stimme, welche ihn zu wandeln gebietet. Was die Vernunft Göttliches vernimmt, das verſtändiget der Verſtand; aber er hätte nichts zu verſtändigen aus dem Reiche des Geiſtes, wenn die Vernunft nicht empfänglich wäre für die Botſchaft aus dieſem Reiche. Darum haben Menſchen, bei dem ſchärfſten und durchdringendſten Verſtande, keine Ahnung von dem Göttlichen, wenn ſie die Vernunft verſchließen; was man eben ſo gut vermag, als man das Auge verſchließen, oder das Ohr verſtopfen kann. Und es giebt Gelegenheit genug, unſer inneres Auge zu verſchließen, wenn uns die Wahrheit verletzt, wie ein allzu helles Licht, und unſer inneres Ohr zu verſtopfen, wenn uns die warnende oder ſtrafende heilige Stimme von unſerm nur der Welt hingegebenen Sinn und Wandel abmahnt. In ſolchem Falle wird von unſerm bethörten Herzen der Verſtand in Beſchlag genommen, daß er alles, was ſich von oben her zu uns eindrängen will, mit der Schärfe ſeines Schwertes, des Urtheils, zurückweiſe als widerſinnige, unglaubliche Mährchen, nur geſchickt, um Kinder zu locken oder einzuſchüchtern. So befreit man ſich durch die Kraft des Verſtandes von dem Reiche des Geiſtes und der Wahrheit, wie man ſich durch dieſelbe Kraft von dem Aberglauben an Geſpenſter befreit. Der Verſtand dient, wie ein Sachwalter, der Parthei, die ihn in Beſchlag nimmt. Und wie wollte das Heilige den Verſtand für ſich gewinnen, wenn es keinen Zugang zu ihm findet auf dem einzigen Wege, auf welchem es zu ihm gelangen könnte: auf dem Wege der Vernunft. Weil man aber nicht den Anſchein haben will, als wollte man die Vernunft verläugnen, ſo bekleidet man den Verſtand mit der Vollmacht und dem Recht, mit der Würde und den Anſprüchen der Vernunft, und benennt nun das Plaidoyren des durch das thörichte Herz beſtochenen Verſtandes

mit dem hohen und ſtolzen Namen Rationalismus. Man raiſonnirt, d. h. man maßt ſich an, Urtheil und Recht zu ſprechen, und ſelbſt über das Heilige abzuurtheilen, aber man iſt nicht vernünftig. Die Vernunft raiſonnirt nicht, ſondern ſie vernimmt nur und empfängt was ihr von oben geſagt und gegeben wird, und bringt es dem Verſtande zur Verſtändigung, zur Verinnerlichung für unſer eigenes Weſen entgegen. Dieß iſt das wahre, das einzige Geſchäft der Vernunft. Allein der Rationalismus läßt ſich ſo leicht nicht abweiſen. Er ſucht ſich durch die Ideen des Guten, Wahren, und Schönen, ja durch die Idee aller Ideen, durch die Idee der Gottheit zu legitimiren; er poſtulirt ſogar einen lebendigen Gott mit den Eigenſchaften der Macht, Weisheit und Liebe; kurz, er anerkennt die Offenbarungen der Vernunft; — die dieſe aber ſo wenig aus ſich ſelbſt ſchöpft, als das Auge ſeine Gegenſtände; — aber er thut dieß alles nur um ſich frei und unabhängig von einer äußerlich-geiſtigen göttlichen Offenbarung zu erhalten, um zu zeigen, daß er alles was von Gott und göttlichen Dingen geſagt werden kann, aus und durch ſich ſelbſt wiſſe. Und damit hat er freilich ein großes Spiel gewonnen, wenn es ihm gelingt, alles Selbſtwirken des göttlichen Weſens, alle eigene That deſſelben zum Heile der Menſchheit, von ſich abzuweiſen. Denn nun hat der ſtolze Menſch was er will: Freiheit und Selbſtſtändigkeit, eigene Jurisdiction, Autonomie und Autokratie, mit einem Worte: Unabhängigkeit, Losgeriſſenheit von Gott. Es iſt genug, daß ſich der Menſch, Kraft ſeiner Vernunft — wie ſie die Willkühr nennen — ſein eigenes Lebensgeſetz giebt. Mit der Befolgung dieſes Geſetzes nimmt es die göttliche Liebe nicht ſo genau: denn ſie hat uns ja nicht zu reinen Vernunftweſen, ſondern zu vernünftig-ſinnlichen Weſen geſchaffen; und als ſolche können wir nur durch Irrthum zur Wahrheit, durch Fallen zum Stehen gelangen. Allein es iſt bereits früher erwieſen, daß der Irrthum an ſich nie zur Wahrheit führt; und die tägliche Erfahrung lehrt, daß, je öfter der Menſch fällt, deſto ſchwerer es

ihm wird, sich wieder aufzurichten, ja, desto mehr der Hang zum Fallen, die Neigung nach der Schwere hin, und vom Lichte ab, zunimmt. Das Auge der Vernunft schließt sich, vermöge der Kraft der immer wachsenden Trägheit, und das Heilige spricht nicht mehr zu uns, so fest der Rationalismus den Thron des Heiligen in sich aufgerichtet zu haben wähnt. Nein! die wahre Vernunft ist nur der Sinn für das Heilige; sie maßt sich nicht an, dasselbe aus ihrer Innerlichkeit und Eigenthümlichkeit zu entwickeln, sondern sie sucht es und empfängt es in Hingabe und Demuth, wie einst Maria das Heilige, das von ihr geboren ward, als göttliches Geschenk in ihren jungfräulichen Schoos aufnahm. Der Stolz aber verschmähet ein solches Geschenk und eine solche Offenbarung. Wie könnte er auch anders? er müßte sich ja beugen, d. h. sich selbst vernichten. Die Selbstvernichtung aber liegt nicht im Rationalismus, sondern die Selbstbehauptung. Und eben diese Selbstbehauptung ist es, die der Rationalismus als sein größtes Recht und höchstes Gut festhält. Sie ist sein Palladium, das er mit Blut und Leben vertheidiget. Auch ist der Rationalist auf seinem Standpunkte nicht zu überwinden: denn er läßt eine andere Ansicht als die seinige nicht an sich kommen; dieses Abwehren des Fremden liegt in seinem Prinzip. So verschließt er sich denn vor besserer Ueberzeugung, und begreift nicht, daß er nur gewinnen würde, wenn er anerkennte, daß die Vernunft für sich allein blos die Hälfte, blos die Eine der zwei zur Erkenntniß des Göttlichen nöthigen Bedingungen ist: nur das Auge, aber nicht der Gegenstand, nur das Ohr, aber nicht das Wort. Warum wollen wir denn nur mit der Hälfte zufrieden seyn, wenn wir das Ganze haben können, und wirklich haben? Auch der Gegenstand, auch das Wort, nämlich Gott und sein Wort, ist uns für die Vernunft, gleichsam als ihre Nahrung gegeben; und nun erst haben wir, was wir brauchen, da die Vernunft ohne Gott und sein Wort nur dem hungrigen Magen ohne Speise gleichen würde. Kurz, die Vernunft kann sich ihren Gegenstand nicht schaffen, sie muß

ihn empfangen. Wenn also der Rationalist wähnt, daß die Vernunft schon an sich reich genug sey und keiner fremden Schätze bedürfe, wenn er sogar diesen Reichthum in der Vernunft nachweiset: so hat er, dem Goldmacher gleich, das edle Metall vorher in den Tiegel geworfen, aus welchem er es späterhin, als die Ausbeute seines Processes, zum Vorschein bringt. Es ist also der ganze Rationalismus ein Selbstbetrug. So gewiß wir, trotz aller unserer Sinne, von der Welt nichts wissen würden, wenn sie nicht auf uns einwirkte, so gewiß wüßten wir auch nichts von Gott, wenn er sich uns nicht offenbarte. Allerdings kann er sich nur für die Vernunft offenbaren, weil nur sie für das Göttliche empfänglich und zur Aufnahme desselben geschaffen ist, so daß wir ohne dieselbe der Gotteserkenntniß nicht fähig wären. Allein indem wir uns dieses köstlichen Geschenks erfreuen, wollen wir nicht vergessen, daß es uns ohne uns von Gott dazu gegebene Offenbarung eben so wenig von Nutzen wäre, als die Gabe der Gelehrigkeit ohne Unterricht und Lehre, oder die Fähigkeit zu lesen ohne Buch. Nun kann man sich wohl auf das Buch der Natur, und auf das Wort Gottes in unserm Gewissen berufen; jedoch wir wissen ja, wie weit die alten Völker mit diesen Hülfsquellen kamen, wenn ihnen keine andern zu Gebote standen. Die Natur führte zur Abgötterei, und das Gewissen war nicht im Stande, menschlichen Irrthum durch göttliche Wahrheit zu verdrängen. Wo wir bei alten Völkern bessere Ueberzeugungen finden, gründen sie sich auf Tradition, Lehre, folglich auf ein der Vernunft von außen kommendes Mittel ihrer Belehrung. Woher denn nun jene Lehre? War denn ein früheres Zeitalter klüger als die späteren? dieß scheint wenigstens nicht in der Ordnung und in dem Entwickelungsgange der Natur zu liegen. Das Kind ist nicht klüger als der Mann. Und gleichwohl datiren sich die tiefsinnigsten Belehrungen des Menschengeschlechts aus seiner Kindheit. Es bleibt also nichts als eine ursprüngliche Offenbarung übrig, nicht aus der Vernunft innerlich, sondern für die Vernunft von außen her.

Alles, was sich Offenbarung zu seyn rühmt, ist historisch; und die Vernunft, so viel man ihr auch zutraut, kann doch wenigstens keine Geschichte schaffen, eben so wenig als eine Natur. Man betrachte nur — und zwar vor allen andern — unsere ältesten Urkunden, namentlich das erste Buch Mose. Die Geschichte des Sündenfalles kann allegorisch eingekleidet seyn; aber ist sie durchaus Allegorie? So wäre dieses die erste Allegorie, die sich auf keinen gegebenen Gegenstand bezöge. Wenn wir also vor aller Wirklichkeit, der natürlichen und geschichtlichen, wenn wir vor aller Erfahrung und ihrer Lehre nicht geradezu die Augen verschließen, wenn wir nicht, gleich Fakirn und Brahminen, von unserm ganzen Daseyn und Leben, und von allen inneren und äußeren Bedingungen dieses Lebens abstrahiren, mit Einem Worte, wenn wir bei Sinnen und bei Besinnung bleiben wollen: so müssen wir auch anerkennen, daß wir, wie physisch, so auch geistig, bedürftige Wesen sind, die ihre leibliche und geistige Nahrung von außen her und aus den Quellen empfangen und annehmen müssen, aus denen sie der Schöpfer und Erhalter des Lebens uns zufließen läßt. Wie ihr als verständige Menschen erkennet, daß ihr nicht im Stande seyd, leiblich aus euch selbst zu leben und euch selbst Speise zu seyn, so erkennet auch als eben solche, daß ihr zum geistigen Leben ebenfalls der geistigen Nahrung bedürft, und nicht von eurem eignen Geiste, von eurer Vernunft, zehren könnt; welches, wenn ihr es thun wolltet — und leider will es der Rationalismus — besagter maßen, eben so viel, d. h. eben so widersinnig wäre, als vom eignen Magen zu zehren. Es bleibt also dabei, daß die Vernunft zwar ein köstliches Gut ist, daß wir durch sie fähig sind, von Gott und seinem Reiche Erkenntniß zu erhalten, daß wir aber diese Erkenntniß nicht aus uns selbst, nicht aus unserer Vernunft schöpfen können, sondern hiezu der göttlichen Offenbarung bedürfen, wie sie uns am herrlichsten und vollkommensten durch die Erscheinung des Weltheilandes geworden ist. Allein wir können, nach früherer Auseinandersetzung, unsere Vernunft

für göttlich geoffenbarte Wahrheit öffnen und verschließen; und das letztere geschiehet, wenn wir im thörichten Wahne uns für die höchsten Angelegenheiten selbst zu gnügen dünken. Diese Selbstgnügsamkeit, das Kind des Stolzes und Dünkels, ist unser ärgster Feind. Ihn zu überwinden, uns selbst geneigt und bereitwillig zur Aufnahme der göttlichen Offenbarung zu machen, giebt es nur Ein Mittel, welches leider von den Selbstgnüglern und Selbstklüglern verschmähet wird. Es ist der Glaube, von dem wir jetzt reden müssen.

§. 4.

Glaube.

Es ist bereits hin und wieder im Vorhergehenden des Glaubens gedacht und auf die Wichtigkeit desselben aufmerksam gemacht worden. Allein der Mißkredit, möchte man sagen, in welchen der Glaube heutzutage gerathen und um seine Wirksamkeit gebracht worden ist, macht es nöthig, daß wir einen tieferen Blick auf sein Wesen und Wirken werfen, und, so zu reden, seine Ehre gegen seine Verächter retten. Man glaubt jetzt fast allgemein, daß der Glaube in dem Maße, wie die Vernunft in ihren Forschungen und in ihrer Selbsterkenntniß fortschreite, immer entbehrlicher werde, indem er in früheren und dunkleren Zeiten nur ein Surrogat der Vernunft gewesen sey. Was der Glaube nur geahndet habe, das wisse und erkenne nun die Vernunft. Es ist aber schon ein gutes Zeichen, daß, was sie Vernunft nennen, erwiesener Maßen nur der forschende Verstand ist, in welchem wir keineswegs ein Organ zur Prüfung und Beurtheilung des Höchsten und Heiligsten anerkennen können. Nur die wirkliche Vernunft, der Sinn für das Wahre und Rechte, für das Heilige und Göttliche, ist der Probierstein für Alles, was sich für wahr und recht, für heilig und göttlich ausgiebt. Der scharfsinnigste Verstand ungeleitet von diesem heiligen Sinne, geht irre und deraisonnirt; wie wir dieß an eminenten Beispielen unserer Tage gesehen haben. Aber auch nur der Glaube macht den Menschen dem

Heiligen geneigt, und bewirkt, daß sich der Verstand von der Vernunft leiten läßt, um das Göttliche richtig zu würdigen und zum inneren Verständniß zu bringen, d. h. es zu erkennen; denn ohne Verstand giebt es freilich keine Erkenntniß, und wir können seiner, selbst in Bezug auf göttliche Offenbarung, nicht entbehren. Aber ein anderes ist es mit dem sich selbst überlassenen, oder vielmehr vom widerstrebenden Herzen beherrschten, ein anderes mit dem von der Vernunft geleiteten Verstande zu Werke zu gehen; oder, wie wir auch sagen können: ein anderes ist es mit Unglauben, ein anderes mit Glauben zu forschen. Denn nur der Glaube besiegt das widerstrebende Herz, dem aus guten Ursachen der Unglaube werth und theuer ist. Sie kennen den Glauben nicht. Der Glaube ist der Vernunft, und somit auch dem Verstande unentbehrlich: denn wo er nicht ist, herrscht der Zweifel. Der Zweifel zerstört, der Glaube aber bauet auf. Er ist die Herzens-Einheit, wie der Zweifel der Herzens-Zwiespalt ist. Ein gläubiges Herz zagt nicht, und fürchtet sich nicht, sondern es vertraut; und in diesem Vertrauen liegt sein Halt, seine Festigkeit, sein Schutz. Ein Vertrauen aber ohne einen Gegenstand des Vertrauens ist nicht denkbar. Nun ist das Vertrauen ein geistiger Act, und nur in Beziehung auf einen geistigen Gegenstand denkbar. So vertraut das Kind der Mutter, der Freund dem Freunde, die Geliebte dem Geliebten, überhaupt der Mensch dem Menschen. Und so ist der Glaube ein geistiges Band, das Band der Geister. Wo dieses Band zerrissen ist, da ist es mit der Gemeinschaft der Geister aus. Wenn „Treue und Glaube" unter den Menschen aufhört, so ist das Band ihrer Vereinigung zerrissen. Der Glaube ist Herzens-Wahrheit, Herzens-Treue, *) das zuversichtliche Hangen eines Herzens an dem andern. Der Glaube ist das Band der Liebe. Ein sicherer Beweis, daß der Glaube dem Herzen angehört, und daß man sich sehr irrt, wenn man ihn,

*) Unsere Sprache, die sich so oft in der Englischen wiederfindet, hat einen nahen Verwandten des Worts Treue in dem Englischen true, wahr.

als Surrogat der Erkenntniß, in den Verstand versetzt. Der Glaube ist das ursprüngliche Leben des Gemüths. Wenn dieses Leben verletzt ist, ist der Mensch gemüthskrank; und ist es ertödtet, so hat der Mensch kein Gemüth mehr. Je mehr Glaube im Herzen, desto frischer das Leben des Gemüths; daher in Kindern am frischesten. Wir sagten, das Vertrauen (oder der Glaube) als geistiger Act ist nur in Beziehung auf einen geistigen Gegenstand denkbar. Ein solcher ist, wie wir gesehen haben, zunächst der dem Menschen verwandte Mensch. Aber der Mensch wird wie durch Instinct gezogen — und es ist der Instinct des Glaubens — auch ein höheres Waltendes, eine höhere Gewalt oder höhere Gewalten anzuerkennen, oder wenigstens zu ahnden, vorauszusetzen, anzunehmen. Dieses Höhere ergreift alsdann der Glaube als ein Macht und Einfluß habendes, schützendes und erhaltendes, oder auch wohl zerstörendes. Daher die Götter, geistige Wesen, nur von der Einbildungskraft anschaulich gestaltet. „Aber — kann man sagen — diese Götter waren eingebildete Wesen: man sieht also, wohin der Glaube führt, nämlich in das Land der Träume, der Täuschungen und des Wahns. Was ist nun der Glaube für ein Band? er knüpft die menschlichen Hoffnungen an ein Nichts." Es war aber nicht der Glaube, welcher jene fabelhaften Wesen erfand, sondern die Einbildungskraft, welche dem vom Glauben geforderten aber von der Vernunft aus Mangel an Offenbarung unerkannten Gegenstande in verschiedener Beziehung verschiedene Gestalten unterlegte. Die Täuschung kam also auch nicht vom Glauben, und lag nicht im Glauben, sondern in der falschen Vorstellung von dem Gegenstande des Glaubens. Dieser selbst behielt seinen Werth und trug seine Frucht: denn er erzeugte religiöse Ehrfurcht und frommen Sinn bei denen, die ihn pflegten, wogegen die Spötter des Glaubens ihre Strafe erhielten, weil ihnen zugleich mit dem Glauben der fromme Sinn verloren ging. Man kann hier fragen, warum der wahre und lebendige Gott das Licht seiner Offenbarung nicht

auch über jene Völker leuchten ließ, die ihn im Glauben suchten und nur aus Mangel an einer solchen Offenbarung auf falsche Vorstellungen des göttlichen Wesens geriethen. Die wahre Vorstellung von Gott konnten sie aber nur erhalten, wenn sie ihn als den gnädigen kennen lernten, der die Sünde der Welt mit seiner Heiligkeit aussöhnen will. Und diese Gnade konnte ihnen nur in Christus offenbar werden, der als das Sühnopfer der Welt erschien. Wenn wir aber annehmen, daß sich Gott nur in Christus, als dem Weltheilande, vollständig offenbaren konnte und wollte, so läuft jene Frage darauf hinaus, warum Christus nicht bei jedem Volke der alten Welt erschien und sein Erlösungswerk vollbrachte, und heißt also so viel als: warum Christus nicht jedes Volk der Erde besonders erlösete? Das Opfer der Erlösung, die Reinstellung des Menschen vor Gott, kommt aber der Menschheit überhaupt zu Gute: es ist ein göttliches, ein ewiges Opfer, und konnte daher nur einmal, zu bestimmter Zeit, an bestimmtem Orte vollbracht werden. Sogar das Volk, von dem der Heiland seiner irdischen Natur nach stammte, konnte nicht eher etwas bestimmtes und klares von ihm wissen, als bis er unter diesem seinem Volke erschien. Und wie erkannten sie ihn, und in ihm die göttliche Offenbarung? die Kreuzigung hat es gelehrt. Gleichwohl konnte Christus nur unter den Juden erscheinen: denn nur sie waren von der frühesten Zeit an zu dem Organ der göttlichen Offenbarung gebildet, nur sie ganz eigentlich zum Glauben erzogen, vom Glauben getragen, an den Glauben verwiesen. Daher Christus, als er, längst voraus verkündiget, durch die ganze Symbolik ihrer religiösen Verfassung angedeutet, zur Zeit der Erfüllung uralter Verheißung erschien, nur Glauben forderte, aber freilich Glauben in und mit einem reinen Herzen, ja, den Glauben gleichsam als des reinen Herzens Unterpfand: denn so viel das Herz noch Glauben hat, so viel hat es auch noch Reinheit, weil ein unreines Herz nicht glaubt. Und so lernen wir die volle Bedeutung, aber auch die volle Kraft des Glaubens erst durch Christus kennen; und an ihn und seine

Aeusserungen über den Glauben müssen wir uns halten, wenn wir die ganze Beziehung desselben auf unsere geistige d. h. ewige Bestimmung erfahren wollen. Christus war gleichsam ein Sinnbild der Religion, d. h. der Verbindung des Menschen mit Gott. Er selbst, als Mensch, war mit Gott auf das innigste verbunden. So sollten die Seinigen auch seyn. Das Bindungsmittel aber war eben der Glaube. Der Glaube ist also ein religiöses Element, ja, er ist der lebendige Keim, aus welchem sich die Religion entwickelt. Er ist der Bürge der Herzens-Reinheit; und nur an das Reine schließt sich das Heilige an. Christus unterscheidet gleichsam drei Grade des Glaubens: den Glauben schlechthin, den Glauben an Gott, und den Glauben an Ihn, den Gott gesandt hat. „Wenn du glauben könntest!" ruft er dem Gebrechlichen zu; „habt Glauben an Gott!" sagt er zu seinen Jüngern; und: „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben," ruft er der ganzen Welt entgegen. Auf allen diesen Stufen ist es das Herz, das da glaubt, aber auf jeder in anderer Beziehung. Auf der ersten sehen wir das Herz unbekannt mit dem Zweifel, mit der Furcht, mit der Sorge, und hingegeben dem Vertrauen, der Zuversicht, der Hoffnung. Wir sehen hier die wahre Lebendigkeit, die Integrität des Herzens. Es ist der Glaube der Unschuld. In dem Herzen, das noch glauben kann, springt noch der Quell des Lebens frisch. Der Glaube auf dieser Stufe ist der Erreger und Erwecker des Muthes, und, in Folge des Muthes, der Kraft. Ein solcher Glaube erfrischt und steigert das Leben, bringt Gedeihen, erhält den Menschen in Einheit mit sich selbst, in innerer Ruhe, ja in Heiterkeit: denn er unterhält und nährt die Hoffnung, und Hoffnung belebt und macht heiter. Aber dieser Glaube ist noch isolirt, er haftet noch an keinem Gegenstande; der höchste Gegenstand aber, an dem er haften kann, ist Gott. Wenn sich der Glaube zu Gott erhebt, wenn das Herz, wie die Rebe, seine feste Stütze sucht und findet, — und es ist, wie wir wissen, dem Glauben eingeboren, etwas ihm Verwandtes zu suchen, das ihn

trage und halte, — wenn also der Glaube das ihm verwandte Feste und Zuverlässige im göttlichen Wesen findet und fest hält: dann wird er zur unüberwindlichen Kraft; er ruhet nun nicht mehr auf sich selbst, sondern auf seinem Stützpuncte, und das Gott vertrauende Herz trotzt allen Stürmen und Widerwärtigkeiten des Lebens. Solchen Glauben finden wir auch schon bei denen, welche durch Tradition und Lehre von einem göttlich Waltenden, so wie durch die Betrachtung der Wunder der Natur und durch ihr eigenes Gewissen einem höchsten Gegenstande ihrer Verehrung und ihres Vertrauens auf richtigem Wege auch ohne besondere Offenbarung entgegengeführt wurden. So glaubte ein Socrates. Aber gleichsam zum deutlicheren Bewußtseyn seines Gegenstandes gelangt, und auch hier stufenweise gesteigert finden wir den Glauben an Gott bei dem Volke, dem von seinem ersten Ursprunge an göttliche Offenbarung zu Theil wurde: bei dem jüdischen Volke. Dürfen wir aber, geleitet von dem Berichte des ältesten Geschichtschreibers, unsere Blicke einem weiteren Kreise zuwenden, so waren bereits die ersten Menschen nicht ohne göttliche Offenbarung, und die ersten sich sondernden Menschenstämme nahmen dieselbe gleichsam als Zehrpfennig mit in die Landstriche, in denen sie sich ansiedelten. Und so haben wir uns denn nicht zu verwundern, wenn wir bei den Indiern, Chinesen, vorzüglich aber bei den, den Chaldäern verwandten, Persern, bald dunklere bald hellere Spuren wahrer Gotteserkenntniß und folglich auch des Glaubens an Gott finden. Wollen wir diesen Glauben aber bis zur höchsten Klarheit des Bewußtseyns und bis zur tiefsten Innigkeit des Gefühls entwickelt kennen lernen, so müssen wir auf sein eigentliches Vaterland, Palästina, sehen, als wo er, wie in einer Pflanzschule, aufgezogen wurde, und zwar vom gottvertrauten Abraham an bis zu der späten Nachkommenschaft des eben so gottvertrauten David, in dessen Herzen, trotz des Bösen, das ihm noch anklebte, Gott gleichsam lebendig geworden war. Hier lernen wir den Glauben an Gott in seiner wahren We-

senheit und Lebendigkeit erkennen. Er ist die zweifellose und rückhaltlose Ergebung in den göttlichen Willen und Rathschluß, am allerschönsten ausgesprochen von Maria, dem Sprößling Davids, in den Worten: „ich bin des Herren Magd; mir geschehe wie du gesagt hast." Allein bei einem Rückblick auf die biblische Geschichte des alten Testaments bemerken wir doch, daß dieser Glaube nur einen auf das Leben in der Zeit beschränkten Umfang hat. Er ist gleichsam die Sonne der Gewißheit, die das irdische Leben beleuchtet. Vom Glauben an Gott getragen stellt der Mensch sein Leben in Gottes Hand, erblickt in Gott den Leiter und Regierer aller seiner Schicksale, und „fürchtet kein Unglück." Also mit jener eben genannten Ergebung in den Willen Gottes ist die reinste und kräftigste Herzenszuversicht verbunden; und so lange dieses Leben währt, aber auch nur in Bezug auf dieses Leben, ruht der Gottvertrauende in Gott, wie das Kind im Schooße seiner Mutter. So ist der Glaube an Gott beschaffen; man könnte ihn mit Einem Worte den Glauben der Gegenwart nennen. Der Glaube an Gott heiliget den Menschen: denn er verbindet ihn mit Gott; da hingegen, wenn sich der Mensch vom Glauben losreißt, er auch Gott verliert, und eine Beute des unheiligen Wesens wird. Wir sehen, daß alle wahrhaft gläubige Menschen, deren das Buch der Bücher gedenkt, heilige Menschen waren. Christus jedoch war mehr als heiliger, und folglich auch mehr als gläubiger Mensch, er war der Heilige an sich, welcher daher auch Glauben an sich verlangte, wie er Glauben an Gott forderte. Und hier thut sich ein neues Reich des Glaubens auf; was man gemeinhin übersieht, nicht erkennt, oder nicht bedenkt. Christus ist der Bürge, ja der Bringer des ewigen Lebens. Durch Ihn schenkt uns Gott das ewige Leben. Niemand kann es durch sich selbst und aus eigener Kraft erjagen oder erringen. Im Gegentheil, es war durch den über die Sünde ausgesprochenen Fluch Gottes für die ganze Menschheit verloren, wenn sich nicht an diesen Fluch d. h. an diese Verdammung der Sünde, sogleich die Verheißung

des Erlösers knüpfte. Der Tod war der Sünde Sold; aber Christus hat dem Tode die Macht der Vernichtung genommen. Dieß ist der Lichtpunkt, welcher uns Christi Werk auf Erden erkennen läßt. Sein Tod hat die Kraft der Auferstehung und des ewigen Lebens. Die Anwartschaft, man könnte sagen, das Recht auf das ewige Leben fließt nur aus ihm. An ihn haben wir uns anzuschließen, wenn wir in das Reich seines Vaters eingehen wollen; er ist der Pförtner, der uns dahin einführt. Wie schließen wir uns aber an ihn? zunächst durch den Glauben an ihn, als den Heiligen des Herrn, ja als den Herrn der Ewigkeit: denn Gott hat die Herrschaft in seine Hand gelegt. Glaubt ihr nicht an ihn als den Heiland der Welt, als den Erlöser von der Sündenschuld, so habt ihr keinen Theil an ihm, so verstoßt ihr den Heiligen, den Gott selbst und der sich selbst für eure Sünden dahingab, so wollt ihr durch eure Sünden gerecht und selig werden. Gott will, daß ihr an den Sohn glaubt; und wer den Sohn nicht hat, hat auch den Vater nicht, das heißt, er hat keinen gnädigen, sondern nur einen gerechten Gott, vor dem der Sünder nicht besteht. Dieß alles will man heutzutage nicht mehr gelten lassen, und dadurch ist Christus rein überflüssig: seine Erscheinung auf Erden, sein Tod, seine Auferstehung, sind Dinge, auf die nichts weiter ankommt. „Er ist nicht eigentlich auferstanden: denn er war nicht eigentlich todt; er war nur scheintodt, und seine kräftige Natur half ihm wieder zum Leben. Er durfte sich aber nicht mehr öffentlich sehen lassen, sie hätten ihn doch nur zum zweiten Male gekreuziget. Er zog sich also in die Einsamkeit zurück, und überließ es seinen Schülern, sein religiöses Institut weiter auszubreiten; welches auch geschah, weil dasselbe so reine Begriffe von Gott enthält. Wir haben also allerdings Ursache, dem großen Volkslehrer dankbar für seine reine Gotteslehre, so wie für seine Aufopferungen zu seyn. Denn freilich bekräftigte er seine Ueberzeugungen dadurch, daß er sich kreuzigen ließ, so wie Socrates die seinigen dadurch, daß er den Giftbecher trank; nur daß dieser nicht so

gut dabei wegkam als der jüdische Rabbi, indem das Gift kräftiger wirkte als der geringe Blutverlust am Kreuze. Inzwischen ist das etwas Unwesentliches, daß der Nazarener noch mit dem Leben davon kam: die Hauptsache war doch immer, daß er den Muth hatte, für die Wahrheit seiner Lehre den Tod nicht zu scheuen. Wiewohl er, seinen eignen Aeusserungen nach, den Kelch lieber nicht getrunken hätte, der ihm beschieden war, d. h. der gegen ihn angezettelten Verschwörung lieber entgangen wäre, wenn es möglich war. Aber er hatte es freilich zu weit kommen lassen, er war von seinen Feinden umringt, und mußte sich nun ergeben. Auf jeden Fall aber hat dieser Ausgang seines Unternehmens mehr genützt, als wenn er ungestört sein Lehrgeschäft hätte fortsetzen können, und am Ende im hohen Alter, wie mancher andere Weise, gestorben wäre: denn seine Lehre hätte nicht so viel Aufsehen gemacht, und wäre nicht so eifrig bekannt gemacht worden, ja wahrscheinlich wieder in Vergessenheit gerathen, wie so manches gute Wort zu seiner Zeit. Allein der Genius der Menschheit würde auch in diesem Falle gesorgt haben. Die Vernunft hätte dennoch nach und nach ihre Rechte behauptet, und die Welt wäre vielleicht nicht so lange vom Aberglauben und Priesterdespotismus heimgesucht worden, als dieß, wiewohl ohne die Schuld seines Stifters, mit der Ausbreitung und durch die Ausartung des Christenthums geschehen ist. Hat es doch zu aller Zeit helle Köpfe gegeben, die das im Lichte der Philosophie erkannten, was Christus in seinem Gefühlsglauben nur ahndete, wiewohl allerdings auf eine geniale Weise. Namentlich ist unsere Zeit zu rühmen, die in der Wissenschaft so außerordentliche Fortschritte gemacht hat. Es ist aber darum auch an der Zeit, daß jene alte Methode des Glaubens nach und nach bei Seite gelegt, und die eines gründlichen Unterrichts und einer zweckmäßigen d. h. verständigen Volksaufklärung an ihre Stelle gesetzt werde. Auch steht zu hoffen, nach den Anstalten, die bereits getroffen sind, daß in nicht gar langer Zeit das Christenthum für die Volksbildung nicht mehr nöthig seyn werde:

denn für die höhere Bildung ist es ohnehin nicht tauglich, da es gänzlich aller wissenschaftlichen Elemente entbehrt. Es kommt nur darauf an, daß edle Wahrheits- und Menschen-Freunde so eifrig wie bisher fortfahren, den alten Wust von abergläubischen Vorurtheilen und dogmatischen Grübeleien auf die Seite zu räumen, und dafür klare Begriffe und vernünftige Urtheile über religiöse Gegenstände auch für die Menge zugänglich zu machen. Ist doch jetzt schon der alte dogmatische Unsinn der Dreieinigkeitslehre, der Abgötterei mit dem Stifter des Christenthums, des der Gottheit unwürdigen Versöhnungstodes, u. s. w. durch die Vernunftreligion sehr zurückgedrängt, und spukt nur noch in den halbverrückten Köpfen der Mystiker."

So ungefähr, oder auf ähnliche Weise, läßt sich der Unglaube vernehmen, dem nichts mehr heilig ist, als was er selbst in seinem hochmüthigen Wahne für heilig zu erklären beliebt. Aber selbst das Wort „heilig" scheuet man sich jetzt auszusprechen, um nicht an den Mysticismus zu streifen. Wollte man dieses Wort und seinen Gegenstand fernerhin als Basis der Religion betrachten, so müßte man sich nothwendig an einen heiligen Gott erinnern, der, wenn er an sich etwas ist, auch etwas für die Menschen seyn, etwas für die Menschen thun muß. Und dieß würde den Gedanken einer göttlichen Offenbarung aufs neue rege machen und den Blick auf die in der Zeit erschienene göttliche Offenbarung zurücklenken. Man würde sich dann nicht entschlagen können, das Christenthum bis auf seinen göttlichen Ursprung zu verfolgen und den Stifter desselben mit dem Maßstabe der Heiligkeit zu messen. Kurz, man würde Ihn als den Heiligen an sich anerkennen müssen, und man wäre wieder so weit als vorher. Denn Christus selbst sagt, daß seine Lehre aus Gott sey, daß ihn Gott gesandt habe zur Vergebung der Sünden, daß er gekommen sey zur Erlösung für Viele, und daß er das ewige Leben gebe Allen, die an ihn glauben. Man würde also auf den Glauben an Christum zurückkommen müssen. Und gerade dieses will man

nicht. Wir aber wollen diesen Glauben nicht verlassen: denn wir haben das ewige Leben in ihm. Nochmals: wenn der Mensch den Glauben verliert, verliert er das Heilige. Aber der Glaube wird erhalten und festgehalten lediglich, indem wir ihn an ein Heiliges anknüpfen. Nun ist uns in Christus das Heilige aus seiner ewigen Herrlichkeit hervor und in das irdische Leben getreten, in welchem auch wir wandeln, und unvergängliches Wesen und Leben ist durch ihn an das Licht gebracht. Und wir sollten unsern Glauben nicht an dieses unvergängliche Wesen und Leben knüpfen? Wir sollten nicht an Christum glauben? Nur Unglaube, d. h. nur unheiliges Wesen kann uns davon abhalten: denn das dem Glauben verschlossene Herz ist auch dem Heiligen verschlossen. Soll dieß immer so seyn? Wollen wir immerfort in Herzens-Härtigkeit und Verstocktheit gegen das Heilige wandeln? So wie wir aber umkehren, so wie wir unser Herz dem Glauben und durch den Glauben dem Heiligen öffnen, tritt uns auch aus dem der weiten Welt verkündigten Evangelium Christus, vom Glanz des göttlichen Lichts umflossen, entgegen, und reicht uns seine Hand, die Hand des Führers zum ewigen Leben. Der Glaube ist kein leeres Wort, eben so wenig als die Wahrheit. Der Glaube ist eine Beschaffenheit, eine Stimmung, eine Empfänglichkeit unserer Seele, die einzige, die uns fähig macht, Christi Geist lebendig und wirksam aufzufassen, und zwar aufzufassen mit der Vernunft, mit dem innern Sinne, der allein durch den Glauben aufgeschlossen und offen erhalten wird. Man kann, ja man muß sagen: erst durch den Glauben an Christum wird unsere Vernunft vollkommen befriediget; denn nur durch Christus lernen wir Gott vollkommen erkennen, und die Vernunft hat von jeher nach dem höhern Licht, nach Gotteserkenntniß gestrebt. Wie das Auge das Licht sucht, so die Vernunft; aber nur der Glaube macht uns dieses höhere Licht zugänglich. Wer nicht an Christus glaubt, nicht ihm sein ganzes Herz öffnet, dem bleibt das Himmelreich verborgen. Christus hat es uns offenbar gemacht, er hat es uns

nahe gerückt, so nahe, daß wir nur einen Schritt zu thun haben, um einzutreten. In sich selbst, in seiner göttlichen Wesenheit, hat er uns die Pforte geöffnet, durch die wir in das Reich der Himmel, in das ewige Leben, eingehen können, wenn wir wollen. Daß wir aber wollen, davon ist das Zeichen der Glaube an ihn als den Lebenbringer und Lebenspender, der da hat, was wir bedürfen, was wir wünschen, was wir besitzen sollen. Dieser Glaube ist nicht überflüssig, nicht unnöthig, sondern er ist unentbehrlich; er ist der Eingangspreis, den wir zu entrichten haben, er ist das Band der Gemeinschaft zwischen uns und dem, welchem vom Vater die Macht gegeben ist, wie über den Tod, so auch über das Leben. Nicht als ob mit dem bloßen Glauben alles abgethan wäre, aber der Glaube ist es, der uns tüchtig macht zu thun, was von uns gefordert wird, um des uns beschiedenen unvergänglichen Lebens würdig zu seyn. Nur durch den Glauben an den Sohn Gottes werden wir fähig, sein Gebot, das Gebot der Liebe für das Höchste zu erkennen und in seiner Erfüllung unser Heil zu finden. Glauben wir nicht an den Sohn Gottes, so bleibt uns auch das Wesen der Liebe, das göttliche Wesen selbst verschlossen. Und so ist dieser Glaube der Schlüssel zum Himmelreich: denn das Reich der Himmel ist das Reich der Liebe, in welcher das ewige Leben ist. Der Glaube an Christus ist der Glaube in höchster Potenz, weil er der Glaube an das ewige Leben ist. Er ist aber schwer, nicht weil es schwer hält, an das ewige Leben zu glauben, sondern daran, daß wir das ewige Leben in Christo haben, und zwar durch seine That, d. h. durch seinen Tod. Dieses ist „den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit." An Gott zu glauben, dazu entschließt man sich noch ohne große Mühe; aber an die Gottheit und göttliche Macht eines Menschen zu glauben, der wie andere Menschen war (nur ohne Sünde): das will nicht ein. Hat sich aber Gott in diesem Menschen, der rein war von aller Schuld, der der Gesalbte des Herrn (Christus) genannt wird, am vollendetsten offenbart, hat er das

Siegel dieser Offenbarung auf die ganze Erscheinung desselben von seiner Geburt an bis zu seiner Auferstehung und Himmelfahrt aufgedrückt, so fallen wohl die Schwierigkeiten des Glaubens an ihn hinweg für den, der zum Glauben geneigt ist, da, wo ihm Heiliges und Göttliches entgegentritt. Und man muß ganz erblindet seyn vom Unglauben, um dieses in der Erscheinung Christi nicht zu sehen. Glauben wir aber an ihn als an des ewigen Vaters ewigen Sohn, der unseres Gleichen geworden ist, um unsere Sünden zu tragen und uns frei zu machen von ihren Folgen: so erhebt uns auch dieser Glaube aus der Welt der Zeitlichkeit in ein Reich des Geistes und der Freiheit, welches wir vorher nicht geahndet hatten, und welches nun als unser eigentliches Vaterland erscheint. Wir sind Befreiete, wir sind Erlösete von den Banden des Todes, wir sind Kinder und Erben des Reichs, das er uns selbst bereitet hat, wir sind zum Gastmahl des ewigen Lebens nicht blos eingeladen, sondern auch berufen und erwählt, und wandeln nur noch als vorübergehende Gäste und Fremdlinge auf dieser Erde. Wir hangen nicht mehr mit ganzer Seele an ihr, sondern wir haben uns von ihren Banden frei gemacht durch unseren Glauben.

Aus allem diesen ergiebt sich, daß der Glaube wesentlich zu unserer geistigen Natur gehört, und daß er moralisches Wesen ist: denn er ist durch Herzensreinheit bedingt und ist ihre äußere Bewährung. Aber er ist moralisches Wesen nicht in sittlicher, sondern in religiöser Beziehung: er ist die Fähigkeit, und zugleich die Bedingung, unserer Vereinigung mit dem Heiligen auf den verschiedenen Stufen seiner Offenbarung, deren höchste die Offenbarung in Christo ist. Man sieht hieraus, daß, um den Glauben in seiner Wesenheit und lebendigen Wirklichkeit, so wie in seinen höchsten Beziehungen, kennen zu lernen, man sich nicht an das tägliche Leben zu wenden hat, als in welchem er nur zurückgedrängt und verdunkelt, oder gar verfälscht und verdorben, (als Aberglaube) ja in welchem sogar häufig sein Gegentheil, der Unglaube,

erscheint. Man sieht ferner, daß man über den Glauben in der Philosophie keinen Aufschluß erwarten kann: denn obgleich sich von ihm sehr wohl ein deutlicher und gründlicher Begriff aufstellen läßt, so wird doch zu dessen Entwickelung das wirkliche Besitzthum des Glaubens vorausgesetzt, und von diesem weiß die Philosophie nichts, die grade ihren Stolz darein setzt, sich alles, was Glauben heißt, in ihrem Gebiete zu verbitten. Wollen wir also wissen, was Glauben ist, so müssen wir zunächst unser Herz fragen, wenn es noch glaubensfähig ist; wo wir dann finden werden, daß der Glaube das Leben unseres Herzens ist, aber ein Leben, welches der Nahrung bedarf, die ihm, wie die Nahrung des Kindes aus der Mutter Brust, nur aus der Quelle des geistigen Lebens, aus göttlicher Offenbarung werden kann. Wir werden daher genöthigt, uns nach dieser Quelle umzusehen, und wir finden sie nur in der heiligen Geschichte, deren getreue Urkunde die heilige Schrift ist*). Wie die Kunst aller Art ihre Musterwerke

*) Es ist ein großes, wiewohl ein altes und noch nicht gehobenes Mißverständniß, daß man die heilige Schrift mit der Offenbarung verwechselt. Die wirkliche Offenbarung für uns Menschen ist ein Wirken des göttlichen Geistes und der göttlichen Kraft zum Behuf unserer Erkenntniß Gottes und zur Förderung unseres Heils. Sie erscheint also als ein Geschehen, und tritt ein in die Zeit und ihren Inhalt: die Geschichte. Sie ist heilige Geschichte, umfassend alles Wirken, erstlich des Geistes Gottes, in zeitlicher Aufeinanderfolge, auf eine Reihe zugleich oder nach einander lebender frommer, gläubiger, für diese Offenbarung auserwählter Seelen, in heiligen Geschichten, Träumen, Eingebungen von Geboten, Verheißungen, Weissagungen. Zweitens umfaßt diese heilige Geschichte alles Wirken der Kraft Gottes entweder in unmittelbarer göttlicher That ohne Vermittlung durch Menschen, oder in menschlichen Thaten aus göttlicher Kraft, deren Wirken aber in beiden Fällen als etwas übernatürliches, als Wunder, erscheint. Den Bericht nun dieser Gesammt-Offenbarung von der Schöpfung der Welt und dem Falle der ersten Menschen an bis zur Welt-Erlösung durch Christum und zu der immer noch von Wundern begleiteten ersten Ausbreitung des Evangeliums giebt das große und in seiner Art einzige Geschichtbuch: die Bibel. Die Bibel ist heilige Schrift aus dem doppelten Grunde, weil sie nur heilige Lehren und Thatsachen mitten in einer unheiligen Welt enthält, welche letztere auch als solche in diesem Geschichtbuche dargestellt ist; und weil sie von heiligen hiezu göttlich verordneten und ausgerüsteten Männern geschrieben ist. Also nochmals: die Bibel ist nicht Offenbarung, sondern das Geschichtbuch der Offenbarung, aus welchem die Welt von Gott und seinem Willen, so wie von seiner Heilsanstalt für das Menschengeschlecht unterrichtet werden soll. Die Bibel verhält sich also zur Offenbarung, wie der Spiegel zu den auf seiner Fläche erscheinenden Gegenständen. Daß es die Bibel blos mit Geschichte zu thun hat, daß sie uns keine Mythen und Mährchen, sondern blos Geschehenes, wenn gleich oft im symbolischen Gewande, erzählt, und zwar auf eine Weise, welche das Gepräge innerer Wahrheit an sich trägt, das giebt ihr einen so hohen und einzigen Werth. Man darf also Diejenigen nicht tadeln, welche sagen; „die Offenbarung ist in der Bibel", wofern sie nur damit meinen, daß die Bibel die Offenbarung referirt. Sie referirt allerdings in menschlicher Vorstellungs-Weise und für menschliche Vorstellungs-Weise nach Ort und Zeit; dieses benimmt aber ihrer Relation nichts an Gegenständlichkeit und Treue.

hat, an denen der Lehrling begreifen lernt, was er zu leisten hat, wenn er als Meister erscheinen will: so treten uns auch in der heiligen Schrift die Musterbilder des Glaubens entgegen, an denen wir das wahre Wesen, den vollen Gehalt, die höchsten Beziehungen desselben erblicken. Der Glaube muß erfahren, erlebt werden, das Leben selbst muß im Glauben, wie in seinem Elemente, athmen, wenn der Einfluß, die Kraft und Wirkung desselben erkannt werden soll. Wie uns nun die Geschichte der Künste die Entstehung und Ausbildung derselben darstellt, so stellt uns die heilige Geschichte die allmähliche Entwickelung und Vollendung des Glaubens dar, und wir sehen von Abraham an, und schon vor Abraham, bis auf die im Glauben vollendeten Jünger Christi, eine Reihe von Schülern des Glaubens, die mit der Meisterschaft endigen. Wir lernen hier, daß das Leben im Glauben ein höheres Leben ist, als das gewöhnliche Menschenleben, welches eine fortgesetzte Sorge und Mühe um irdische Interessen ist, da hingegen das Leben im Glauben sich über alles Irdische emporschwingt und sich frei in der Region der Freiheit, des Lichts und der Liebe, kurz des Göttlichen, bewegt. Dem Menschen, der im Glauben lebt, sind alle Fesseln der Erde

abgenommen, ihn drückt die Erdenluft und die Erdenschwere nicht, er athmet die reine Luft des Himmels, und empfindet, daß das wahre Leben keine Last, sondern eine Wonne ist. Glücklich also diejenigen, die den Glauben nicht verschmähen, sondern ihn ergreifen, wie er ihnen in der Lehre und in den Beispielen der heiligen Schrift geboten wird, und wie ihn der Meister und Herr von denen verlangt, welche Theil an dem unvergänglichen Wesen und Leben haben wollen, das er ans Licht gebracht hat. Unsere Hausmoral weiß freilich vom Glauben nichts; sie kann nur Vorschriften geben, zu deren Erfüllung wir nicht die Kraft des Aufschwunges besitzen. Nur der Glaube, den uns das Evangelium lehrt, hat diese Kraft des Aufschwunges; denn das Gewissen hilft uns nicht auf, sondern drückt uns nieder. Was ist aber das Gewissen?

§. 5.
Gewissen.

Unsere heilige Urkunde sagt, daß die ersten Menschen in Gottesnähe, im Gottesbewußtseyn lebten, so lange sie sich nicht am göttlichen Gebote vergingen. Aber die Sünde beschlich sie, und das Band der Vereinigung zerriß. Wir alle tragen die zerrissenen Stücken dieses Bandes in uns, und es ist die Aufgabe unseres Lebens, sie wieder zusammenzuknüpfen. Wohl lebt in uns noch das göttliche Gebot, aber unser abgefallenes oder verselbstetes Selbst ist nicht mehr Eins mit ihm, und so stehen sich beide, unser Selbst und das Gebot, einander feindlich getrennt gegenüber, wie der entlaufene Sklav und sein Zuchtmeister. Und dieser Zuchtmeister ist das Gewissen. Nur so lange wir das göttliche Gebot nicht verletzen, (in der Unschuld der Kindheit,) oder wenn wir uns dem göttlichen Gebote wieder befreunden, (in der Selbst-Verläugnung,) schweigt das Gewissen; aber es erwacht und redet, mahnt, warnt, straft und verdammt, in dem Maße, wie wir uns vom Wahren und Rechten abwenden: denn das Gewissen ist der Geist der Wahrheit und des Rechts. Das Gewissen ist also das

Heilige in uns, was uns nach unserer Verselbstung geblieben ist, der Leuchtthurm auf der stürmischen See des Lebens, der uns nach dem Hafen hinweiset. Das Auge, mit welchem wir diesen Leuchtthurm erblicken, ist die Vernunft. Wir vernehmen durch die Vernunft die Stimme des Gewissens; daher der Name Vernunft. Vernunft und Gewissen ist also zweierlei. Die Vernunft ist an und in uns, das Gewissen tritt an uns an, und in uns ein. Die Vernunft ist unser Eigenthum, wir selbst aber sollen das Eigenthum des Gewissens, d. h. des Geistes werden. Geist und Gewissen ist Eines und dasselbe, nämlich das Gewissen ist der warnende und strafende Geist. Er erscheint uns als Gewissen, so lange wir ihm nicht angehören; und nur wenn die Trennung zwischen uns und ihm aufgehoben ist, wenn das durch die Sünde zerrissene Band wieder neu geknüpft ist, hört das Verhältniß zu ihm auf, welches sich als Gewissen ausspricht. „Dem Gerechten ist kein Gesetz gegeben." Das Gewissen drückt uns nieder, aber der Glaube richtet uns wieder auf. Dieß ist es, was am Schlusse des vorigen Abschnitts über unser Verhältniß zum Gewissen ausgesprochen wurde. Untersuchen wir nun die Natur des Gewissens genauer. Man redet oft von einem bessern Ich in uns. Man versteht darunter das, was auch wohl sonst der Genius in uns genannt wird. Niemand unter den Alten, bei denen die reine Gottes-Offenbarung verhallt war, hat diesen Genius besser empfunden und dargestellt, als Socrates, der ihn als ein ihm einwohnendes erkannte; weshalb derselbe auch ausschließlich der Genius des Socrates genannt wurde, wiewohl er allen Menschen einwohnt. Aber dieses Einwohnende, ja Eingeborne, das bessere Ich zu nennen ist dennoch unrecht. Unser Ich sind immer wir selbst; und wir würden nur dann mit Recht von einem bessern Ich reden dürfen, wenn unser Ich besser geworden wäre als es vorher war, oder, wenn es sich gebessert hätte. Es setzt einen Mangel an Selbstkenntniß, ja noch mehr, eine entschiedene Selbstverblendung voraus, wenn man annimmt, daß

unser Ich gleichsam zwei Seiten habe, eine gute und eine weniger gute, und wenn man jene das bessere Ich nennt. Man hat auch wohl sonst von zwei streitenden Seelen gesprochen; was im Grunde mit dem guten und dem weniger guten Ich Eines und dasselbe ist. Wir schmeicheln uns mit diesem besseren Ich, und meinen, wenn auch das Eine nicht viel nütze sey, so werde es doch durch das andere compensirt. Wir irren uns aber in diesem Falle. Unser Ich ist immer dasselbe, immer nur Eines; nur die Thätigkeiten und Zustände desselben sind verschieden. Bald ist dieses eine und selbe Ich dem Guten mehr zugeneigt, bald von demselben mehr abgeneigt. Sey es aber dem Guten zugeneigt, so sehr es wolle, es wird doch immer den Makel innerer Unheiligket an sich tragen, so lange es noch nicht durch den Glauben, wie wir ihn kennen gelernt, geheiliget ist. Von Natur also, und ohne das, was die Schrift die Wiedergeburt nennt, sind wir bei allem Streben zum Guten — und wie selten ist dieses ernstlich und rein — dennoch nichts weniger als gereiniget, geläutert, geheiliget. Ein besseres Ich, im Gegensatze des nicht so guten, wäre also immer noch ein sehr mangelhaftes Ich. Dieses versteht man aber nicht unter dem besseren Ich. Man meint damit ein tadelfreies, ein wirklich reines und gutes, und schmeichelt sich, wie gesagt, damit, daß man ein solches auch wirklich in sich trage, oder bestimmter, ein solches wirklich sey. Man beruft sich hier auf die eigene Erfahrung, indem man sich nicht selten bewußt ist, gleichsam der Stimme eines bessern Ich Gehör zu geben. Aber gerade diese Stimme gehört unserm Ich nicht an, sondern gelangt nur an dasselbe. Es ist keine andere Stimme als die Stimme des Gewissens, welcher wir einmal mehr als das andere folgen. Diese Stimme kommt aber nicht aus unserm Ich; denn unser Ich ist unser Herz und dieses will ursprünglich immer etwas anderes, als das Gewissen will. Nochmals: sie gelangt an unser Herz, diese Stimme des Rechten und Guten, sie ist an unser Herz gerichtet, um es zu leiten, zu lenken, sich zu eigen

zu machen. Wie kann man sie nun sich selbst, seinem Ich, zuschreiben, welches Ich ja an sich selbst, geradezu gesagt, dem Guten abgeneigt ist. Lassen wir also das Gute, das Rechte, unserm Ich schon an sich und eigenthümlich angehören, so schreiben wir uns mehr zu, als wir der Wahrheit gemäß thun dürfen. Kurz, wir täuschen uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns. Wenn wir uns auf der einen Seite wegen unserer Schlechtigkeit verdammen, so sprechen wir uns auf der andern wegen unserer Güte wieder los, und dieß aus dem Grunde, weil wir uns etwas zuschreiben, was nicht unser ist und uns nicht gebührt. Es ist ein feiner Selbstbetrug, aber es ist doch ein Selbstbetrug. Wer also aufrichtig mit sich selbst ist, der wird eingestehen, daß das Gute, was ohne unser Zuthun in uns ist, von höherer, von göttlicher Art ist, ein anderes Element als unser eigenes, ein geistiges, heiliges, dem wir uns anschließen sollen. Wenn wir dieses thun, so sind wir allerdings ein besseres Ich, aber in einem andern Sinne als in dem, in welchem man den Ausdruck gewöhnlich versteht, nämlich in dem Sinne, daß wir dem Geiste nicht mehr widerstreben, sondern gehorchen. Es ist überhaupt schlimm, daß es bei uns in Bezug auf das Höchste auf ein Gehorchen ankommt, und daß wir auf eine Unterwerfung unter das Höchste gestellt sind. Dieses setzt einen natürlichen Widerstand von unserer Seite, und dieser eine natürliche Feindschaft gegen das Höchste voraus. Wäre dieß nicht der Fall, so würde uns das Höchste, das Heilige, der Geist, nicht als mahnendes, warnendes, strafendes Gewissen erscheinen. Man könnte also wohl die paradoxe Frage aufwerfen: Ist es denn ein Glück und eine Ehre für uns, daß wir ein Gewissen haben? Diese Frage läßt sich verschiedentlich beantworten, je nachdem man seine Stellung nimmt. Betrachten wir uns zwar als geistige, aber als gefallene Wesen, so wäre es das größte Unglück für uns, wenn wir kein Gewissen hätten: denn alsdann wäre an eine Rückkehr zum Guten nicht mehr zu denken; wie wir an solchen Menschen sehen, die das Gewissen

in sich ertödtet haben, und die nun ohne eine Erweckung, die nicht von ihnen kommt, den Pfad der Wahrheit und des Rechts nie mehr suchen und finden können. Von demselben Standpunkte der Betrachtung aus müssen wir es auch für eine Ehre halten, daß wir ein Gewissen haben: denn durch dieses würdiget uns Gott noch gleichsam der Rede. Redete er mit uns nicht noch durch das Gewissen, so wäre gar kein Anknüpfungspunkt mehr zwischen ihm und uns; wir wären verlassen, wie wir gefallen sind. Daher stehen wir immer noch höher, als — wenn wir der alten Kunde glauben — die abgefallenen höheren Geister: denn diese sind ganz von Gott getrennt, und sind folglich durch diese Trennung vom reinen Lichte, der gänzlichen Finsterniß Preis gegeben: sie sind absolut böse. Zwar sind wir noch nicht gut dadurch, daß wir ein Gewissen in uns tragen, aber wir stehen doch noch mit dem Quell aller Güte in Beziehung; Gott hat uns noch nicht verstoßen, er achtet uns noch, er zieht uns noch an sich, wir gehören ihm noch an. Jedoch, von der andern Seite und von einem andern Standpunkte der Betrachtung aus, haben wir uns dessen nicht zu rühmen, daß wir ein Gewissen haben, und haben es auch für kein Glück zu achten. Betrachten wir uns nämlich als geistige Wesen, die, als solche, mit Gott vereinigt, und, wie durch ihn heilig, so auch durch ihn selig seyn sollten: so giebt unser Gewissen uns das niederschlagende Zeugniß, daß wir beides nicht sind. Unser Gewissen ist der Engel mit dem Schwert, der vor das Paradies gestellt ist, in welches wir ohne höhere Hülfe nicht wieder eingehen können. Unser Gewissen sagt uns, daß wir Sünder sind. Und ein Sünder zu seyn ist weder ein Glück, noch eine Ehre. Das Gewissen ist also der Zeuge unsers Unglücks und unserer Unehre. Und in so fern wäre es besser, wenn der Geist, das Heilige, das Göttliche uns nicht als Gewissen erscheinen müßte. Das Gewissen ist unser Richter. Wo aber gerichtet wird, da ist gesündiget worden, da kann nicht gelohnt, sondern es muß gestraft werden. Allein spricht man nicht auch von einem Lohne des

Gewissens? und hält man nicht mit Recht die Belohnung des Gewissens für das höchste Gut, für den süßesten Genuß? Hier scheint abermals ein Mißverständniß, nur auf andere Weise als bei der Annahme eines bessern Ich, Statt zu finden. Wie nämlich bei jener Annahme das menschliche Ich falsch aufgefaßt wurde, so wird hier der göttliche Geist falsch aufgefaßt. Nämlich was uns lohnt, wenn wir der Wahrheit treu bleiben und recht handeln, ist allerdings der göttliche Geist in uns, der Geist der Wahrheit und des Rechts, der uns hierüber Zeugniß giebt; aber er ist es nicht mehr als mahnender, warnender, strafender Geist, folglich nicht mehr als Gewissen, kurz, es ist nicht mehr der Geist, der sich gegen uns kehrt und uns gleichsam sein heilig-zürnendes Antlitz schauen läßt, sondern es ist der zu uns geneigte, uns freundlich anblickende, der „neue und gewisse Geist," um den David flehet, es ist die nicht mehr durch die Wolken unserer Sünde verdunkelte geistige Sonne, sondern es ist das klare Angesicht Gottes, der heilige Geist, der uns mit seinem Licht und seiner Wärme erfüllt, belebt, kräftiget, erhebt und verklärt. Das Gewissen redet nie freundlich mit uns, sondern immer ernst, auch wenn es nicht straft, sondern nur mahnt. Aber jener Geist, den die Schrift den Tröster nennt, er ist der Geist des Friedens, der Versöhnung, der wieder hergestellten Eintracht zwischen uns und Gott. Nun, so wären ja dieß zwei verschiedene Geister? Keineswegs. Aber es sind gleichsam zwei Aemter, die derselbe Geist in uns verwaltet und wo er bei dem einen in finsterer Majestät, bei dem andern in heller Herrlichkeit erscheint. Wo die letztere hervortritt, ist die erstere verschwunden. Die Stimme des Gesetzes, das Gewissen, schweigt aber — diejenigen abgerechnet, welche diese Stimme betäuben — nur bei denen, die des Gesetzes Erfüllung in sich tragen in dem Glauben an den, welcher der einzige Erfüller des Gesetzes ist. Durch diesen Glauben allein werden wir wieder in die Kindschaft Gottes aufgenommen, die uns Christus erworben hat; wir selbst durch unsere Kraft und Mü-

he können sie nicht erringen, sondern bleiben stets unter der Herrschaft des Gesetzes, und unter der Zuchtruthe des Gewissens. Das Gewissen ist also das Zeichen, zwar unserer moralischen Natur und Bestimmung, aber auch zugleich der Zeuge, daß wir ihr nie gnügen; wiewohl auch in unserm natürlichen Zustande gleichsam einzelne Blitze des „freudigen Geistes" in uns aufgehen, aber nur in seltenen, schönen Stunden, in denen es uns vergönnt ist, ein reineres, freieres Daseyn und Leben zu ahnden. Das Gewissen hat eigentlich nur eine prohibitive Kraft; es ermuntert uns nicht, es erhebt uns nicht, es macht uns nicht frei, sondern im Gegentheil beschränkt es uns, und erfüllt uns mit einer gewissen Scheu, die allerdings religiöser Art ist, welche aber der Freudigkeit ermangelt, die uns dann erfüllt, wenn die Liebe Gottes in unserm Herzen erwacht ist. Jene Scheu kann so weit gehen, daß sie in wirkliche Furcht und Angst ausartet, und den Menschen zu finsteren und irrigen Vorstellungen und zu falschen Handlungen antreibt, die man dem irrenden Gewissen zuschreibt. Es giebt aber eben so wenig ein irrendes Gewissen, als es ein gutes oder böses Gewissen giebt; wiewohl auch diese Ausdrücke gäng und gebe sind. Alle diese Prädicate kommen nicht dem Gewissen zu, sondern den Zuständen des Menschen, welcher von den Wirkungen des Gewissens afficirt wird. Fühlt der Mensch in einem bestimmten Falle sich unschuldig und rein, so ist nicht das Gewissen gut, sondern er selbst; fühlt er sich strafbar, so ist nicht das Gewissen böse, sondern er selbst. Eben so, wenn er die Mahnungen des Gewissens falsch aufnimmt und sich selbst in irrige Vorstellungen und verkehrte Handlungen verwickelt, so irrt nicht das Gewissen, welches nie etwas anderes als das Wahre und Rechte ausspricht, sondern der Irrthum und die Verkehrtheit ist in ihm selbst. Man sieht aber hieraus, wieviel auf den Menschen selbst ankommt, ob sogar das Göttliche zu seinem Heil oder zu seinem Verderben ausschlagen solle; und es ist hier mit der Religion, oder vielmehr mit dem innern Element

derselben, nämlich mit dem Glauben, nicht anders als mit dem Gewissen. In einem unreinen Gefäß wird alles unrein. Wir bemerken nämlich nicht selten, daß Menschen, welche einen großen Theil ihres Lebens hindurch entweder sich dem Leichtsinne und dem Weltgenusse hingegeben haben, oder gar zu Lastern und Verbrechen herabgesunken sind, wenn endlich Schmerz und Noth, und überhaupt die üblen Folgen ihrer Ausschweifungen oder Vergehungen sie für die Einwirkungen des Gewissens, und demzufolge auch wohl für das Wort der göttlichen Offenbarung empfänglich gemacht haben, statt sich durch die ersteren zur Reue und Besserung, durch das letztere zur Beruhigung und Ermuthigung gestimmt zu finden, von beiden nur Angst und Bangigkeit, Trostlosigkeit und Verzweiflung davon tragen, so daß sie zuweilen selbst in die Zustände von Melancholie und Verrücktheit verfallen. Man würde sehr irren, wenn man diese Zustände dem Gewissen oder dem göttlichen Worte zuschreiben wollte. Sie sind vielmehr eine Folge davon, daß die innere, wie die äußere, Stimme Gottes nur ihr Ohr, aber nicht ihr Herz berührt, welches dem Göttlichen zu sehr entfremdet ist, als daß es fähig seyn sollte, dessen reines Licht und reine Wärme in sich aufzunehmen. Sie gleichen den Kranken, welche, der innern Lebenskraft beraubt, selbst in den heilsamen Lebensreizen nur Elemente der Zerstörung in sich aufnehmen. Wo das Leben und seine Kraft erregend einwirken soll, da muß Erregbarkeit vorhanden seyn. Also auch das Gewissen, als geistiger Lebensreiz, muß in dem Menschen noch Erregbarkeit für das geistige Leben vorfinden, wenn seine Einwirkung nicht verloren gehen, oder gar Auflösung und Zerstörung im Gemüthsleben bewirken soll. Das Gemüthsleben ist aber gar zu eng an die Persönlichkeit geknüpft, vermöge welcher, und durch welche allein wir die Möglichkeit einer geistigen Fortdauer nach dem Tode besitzen, als daß man nicht fürchten sollte, jene Zustände, welche den Menschen des geistigen Lebens in der Zeitlichkeit berauben, möchten auch einen Einfluß haben auf die Beschaffenheit eines künf-

tigen persönlichen Zustandes. Wir werfen deshalb, zum Schlusse dieser Betrachtungen über die geistige oder moralische Natur des Menschen, noch einen Blick auf die menschliche Persönlichkeit.

§. 6.
Persönlichkeit.

Es ist zu verwundern daß man bei psychologischen Forschungen die Seele des Menschen viel zu sehr in abstracto und gleichsam unlebendig auffaßt, und sie viel zu wenig in ihrer letzten und höchsten Einheitsbeziehung festhält. Und diese ist eben die der Persönlichkeit. Wir haben nichts gewonnen, wenn wir in dem lebendigen Leibe des Menschen auch eine lebendige Seele anerkennen, und wohl gar, nach einer grundlosen Hypothese, behaupten, daß diese Seele ihren Körper baue, indem wir hiedurch der Seele eine gewisse Dignität und Vorzüglichkeit vor den übrigen Kräften und Wesenheiten der Natur zu verschaffen und zu sichern vermeinen. Die Seele würde, wenn dem so wäre, um nichts höher gestellt werden; denn es läßt sich nicht abläugnen; daß auch den Thieren Seelen zuzuschreiben sind, und daß folglich auch den Thierseelen das Recht eingeräumt werden müßte, die Baumeister ihrer Körper zu seyn; wodurch die Menschenseele nichts an Vorzüglichkeit vor der des Thieres gewonnen haben würde. Dem sey nun wie ihm wolle: dadurch, daß man im Menschen eine Seele anerkennt, welche den lebendigen Leib bewohnt und regiert, so daß derselbe nicht als ihr coordinirt, sondern als subordinirt erscheint, ist für die Würde der Menschenseele noch nichts gewonnen, indem bei den Thieren, welche auch empfinden, vorstellen, begehren und streben, und folglich in der That ein Seelenleben äussern, derselbe Fall eintritt. Wenn demnach in der Menschenseele nicht etwas nachgewiesen werden kann, was den Thierseelen abgeht, so ist mit der Anerkennung der Seele im Menschen noch nichts für ihre Dignität, und für ihre höhere Bestimmung gewonnen. Dieß ist der

wahre Unterschied zwischen Mensch und Thier, daß der Mensch Person ist, und das Thier nicht. Die Persönlichkeit giebt ihm das Bürgerrecht im Reiche des Geistes: denn die Person ist der Repräsentant des Geistes. Es ist bereits früher angemerkt worden, daß ein jeder Mensch durch das einzige Wort „Ich" seine Verwandtschaft mit dem Geiste der Geister beurkundet; und dieses „Ich" ist der Ausdruck und die Bewährung der Persönlichkeit. Das Ich ist das seiner selbst bewußte Selbst, oder die ihrer selbst bewußte Seele. Und dieß ist es, wodurch sich die Menschenseele von der Thierseele unterscheidet; ja der Act des Unterscheidens selbst (Intelligenz) erhebt die Menschenseele über die Thierseele; er ist mit dem Act des Bewußtseyns einer und derselbe. Das Thier, was man auch sagen mag, hat kein Bewußtseyn, sondern nur Selbstgefühl, ohne Unterscheidung und Vorstellung dieses gefühlten Selbst, oder was dasselbe ist, ohne Anschauung desselben, folglich, und genau genommen, ohne ein wirkliches Selbst. Der Mensch, oder die Menschenseele, schaut sich selbst innerlich an, erkennt sich, weiß von sich, und bezeichnet sich als wissendes mit dem Namen „Ich." Nochmals also: in der Ichheit liegt die Persönlichkeit, und in der Persönlichkeit liegt zugleich eine höhere Beziehung, die Beziehung auf den Geist: denn es ist der Geist, und sein ewiges Gesetz, was sich in der Ichheit offenbart, das Gesetz der Einheit, Sichselbstgleichheit, Unveränderlichkeit, demnach das Gesetz des ewigen Seyns, der ewigen Wahrheit, und folglich, da dieses Gesetz für alle Wesen gültig ist und von allen Wesen bewahrt werden soll, denen das Ich zu Theil wurde: das Gesetz des ewigen Rechts. Es ist nämlich wohl zu merken, daß der Geist nur durch Selbstbestimmung seine Sichselbstgleichheit oder Einheit ausspricht oder bejahet, und daß diese Bejahung ein Willensact ist, daß folglich im Geiste Intelligenz und Wille auf das innigste und unzertrennlich verbunden sind. Mit der Person, oder dem den Geist repräsentirenden Wesen ist es nun derselbe Fall. In

der Persönlichkeit ist der Wille eben so wie die Intelligenz eingeschlossen. Selbstbestimmung ist eben so das Prinzip der Persönlichkeit, wie sie das des Geistes ist. Nun giebt sich aber die Person ihr Gesetz, das Gesetz der Einheit oder Sichselbstgleichheit, nicht selbst, sondern empfängt dieses Gesetz mit dem Bewußtseyn, welches ebenfalls etwas Gegebenes, nicht ein ursprünglich Erzeugtes ist. (Das letztere ist es nur im ewigen Geiste.) Folglich erscheint jenes Gesetz, welches wir auch das der Heiligkeit nennen können, weil das Unveränderliche auch ein Unantastbares, ein Heiliges ist, in der Person als ein Sollen. „Ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig, der Herr euer Gott." Dieses in der Intelligenz ausgesprochene Gesetz ist folglich an den Willen der Person gerichtet. Der Wille der Person soll also der Intelligenz, d. h. dem sich selbst Gleichen, oder was dasselbe ist, der Wahrheit, angemessen oder gleich seyn. Und so ist dasselbe, was für das Erkennen die Wahrheit ist, für das Handeln das Rechte oder das Recht. Wahrheit und Recht sind also die beiden Pole, zwischen welchen sich die Persönlichkeit bewegt, und eine Persönlichkeit, ohne diese Beziehung auf das Heilige, wäre keine. Eine Persönlichkeit also, die sich von der Wahrheit lossagt, indem sie sich vom Rechte lossagt, d. h. indem sie nicht thut was recht ist, verliert ihre Anwartschaft auf das Reich des Geistes; und wenn dessen ungeachtet die Persönlichkeit, wenn sie einmal ausgesprochen ist im Ich, nicht wieder untergehen kann, wenn auch die äussere Form des Daseyns aufgehoben und in eine andere, unter andern Bedingungen als denen der Zeitlichkeit und Räumlichkeit, umgewandelt wird: so folgt, daß eine solche Persönlichkeit nothwendig eine unselige seyn müsse, weil nur eine solche, die sich nicht vom Gesetze des Geistes lossagt, auf das Leben des Geistes, d. h. auf seliges Leben, oder auf die Seligkeit Anspruch machen kann. Deshalb sind die vom göttlichen Sohne prophetisch ausgesprochenen Worte ewiger Verdammniß der Gottlosen, d. h. derer,

die sich von Gott lossagen, nicht gering oder für nichtsbedeutend zu achten: denn wenn wir auch nichts auf diese Worte geben wollen, weil ein heiliger Mund sie sprach, der nur für die Wahrheit Zeugniß ablegte, so müssen wir doch schon darum auf sie achten, weil sich ihre Begründung auf das Wesen der Persönlichkeit zurückführen läßt. Und hier sehen wir aufs neue die hohe Bedeutung des Gewissens, welches ja nichts anderes als die Stimme der Wahrheit und des Rechts im Bewußtseyn ist, oder mit anderen Worten, die Stimme des göttlichen Gesetzes. Für den Verletzer dieses Gesetzes hat die heilige Schrift den nicht gleichgültigen Namen des Sünders; und nur ein frevelhafter Uebermuth hat es heutzutage dahin gebracht, daß dieser Name mit einer Art von mitleidigem Achselzucken begleitet wird gegen diejenigen, welche den sündigen Zustand für die Quelle der Hauptübel halten, unter denen die Menschheit seufzt und leidet, und zwar nicht blos der moralischen, sondern auch der physischen, wiefern letztere durch moralische Ausartung, als die eigentliche und wahre Sündhaftigkeit, herbeigeführt worden sind. Denn alles, was der Mensch gegen das Gesetz seiner Persönlichkeit, d. h. seines geistigen Lebens, verübt, ist Sünde, Versündigung gegen das Heilige, gegen den Geist und das Leben selbst, und kann nicht anders als durch Unordnungen und Störungen im Gesammt-Kreise des Lebens seinen Charakter aussprechen und seinen Lauf verfolgen und vollenden. Und wenn, nach dem alten Ausspruche der heiligen Schrift, der Tod der Sünde Sold ist: warum nicht auch die Krankheit, die leibliche, wie die geistige, wiefern der Mensch sich von eigener Verschuldung nicht lossprechen kann.

In der Persönlichkeit liegt der Charakter des Menschen: denn in der Persönlichkeit ist der Wille befaßt, aus welchem die Gesinnung stammt, die den Charakter enthält. In der Persönlichkeit liegt also das ganze moralische Wesen des Menschen, sein Werth und Unwerth. Indem wir es mit Perso-

nen zu thun haben, stehen wir mit Wesen in Berührung, die uns nur moralisch afficiren können, und welche von uns auf gleiche Weise afficirt werden. Wie es eine physische Anziehungs- und Abstoßungs-Kraft giebt, so auch eine moralische. Gemeinhin nennt man sie Sympathie und Antipathie. So nahe beide auch mit dem Instinct der Thiere verwandt zu seyn scheinen, und gewissermassen auch wirklich sind, so ist doch der Grund und Träger derselben moralischer Art. Es ist die Persönlichkeit der Menschen, die uns anzieht oder abstößt. Selbst wo der Grund hievon nur im Aeussern zu liegen scheint, enthält dennoch unser Gefühl von Zuneigung oder Abneigung ein verstecktes moralisches Urtheil: denn wir sind genöthiget, an die äusseren Eigenschaften eines Menschen uns innere gleichsam als angeknüpft zu denken, so daß das äußere Schöne oder Unschöne, Angenehme oder Unangenehme uns für ein Inneres gilt, wie denn auch gemeiniglich der Charakter des Menschen mehr oder weniger in seinem äußern Wesen abgespiegelt ist. Wie oft drückt sich in einem einzigen Blicke, in einem einzigen Zuge des Mundes, ja in einer bloßen Bewegung der Hand die Gesinnung des Menschen aus! Im Blicke liegt die Liebe und der Haß, die Bewunderung oder die Verachtung, das Mitleid und die Hartherzigkeit. Die Züge des Gesichts stimmen mit dem Blicke überein, und bestätigen seine Aussage. Wie viel sagt ein bloßes spöttisches oder höhnisches Lächeln, ein freundlicher oder ein schmollender Mund, eine winkende oder eine abwehrende Hand! Kurz, in der äußern Person erscheint uns die innere; und so ist es immer nur das moralische Wesen des Menschen, das auf uns einwirkt. Es giebt, wie gesagt, keine andere Berührung der Menschen, als die moralische, weil überall die Persönlichkeit auf die Persönlichkeit trifft. Das Reich der Persönlichkeit, oder das Reich der Menschheit, ist also ein moralisches Reich. Keine menschliche Verbindung, nnd sey sie auch noch so roh, oder dem Scheine nach noch so blos

äußerlich, hat einen anderen als den moralischen Charakter. Man wird dieß nicht mißverstehen, und unter diesem Charakter nur das Gute und Sittliche denken; denn auch das Böse und Unsittliche, das Frivole und Nichtsnutzige muß mit dem moralischen Maßstabe gemessen werden. Darum ist es mehr als fehlerhaft, wenn man die Verbrechen im Staate nicht moralisch tariren will, wenn man in ihnen nur äußere Handlungen, oder nur Ausbrüche der Willkühr erblickt. Es ist eine höchst tadelnswerthe und unnachläßliche Nichtberücksichtigung der menschlichen Persönlichkeit, als welche sich in allen, auch den scheinbar gleichgültigsten Handlungen, und folglich auch in solchen ausspricht, durch welche Leben, Freiheit, Eigenthum der Person von Andern verletzt wird, die ja auch wieder Personen sind, und mit ihrer Persönlichkeit für ihre Handlungen und Thaten einstehen müssen. Schon längst ist der Staat für eine moralische Person erklärt worden; er kann es aber nur seyn, wenn jedes Glied des Staats, auch das geringste, nach seiner Persönlichkeit beachtet und abgeschätzt wird. Aus dieser nothwendigen und uns durch unsere innerste Natur abgenöthigten Ansicht geht hervor, daß das Element, in welchem die Menschheit, gleichviel ob in größeren oder kleineren Kreisen, lebt, das moralische Element ist, getragen von der Persönlichkeit, eben sowohl im speciellsten Falle, als in der allgemeinsten Idee. Nun knüpft sich aber an die Persönlichkeit Alles, was bisher in diesem Kapitel über die geistige Natur des Menschen überhaupt, über Bewußtseyn, Vernunft, Glauben und Gewissen gesagt worden ist. Wir können daher nicht anders, als in dem Begriffe der Persönlichkeit alle geistige Beziehungen des Menschen zusammen zu fassen, und dieselbe als die Einheit, und gleichsam als den Brennpunkt zu betrachten, in welchen alle einzelne Strahlen des geistigen menschlichen Wesens einlaufen, und aus welchem sie wiederum, sich in alle Verhältnisse des Lebens ausbreitend, hervordringen. Der Mensch hat nichts höheres als seine Per-

sönlichkeit; und was an ihm haftet, was er thut und leidet, was er leistet und verwirkt, was er erwirbt und was er vergeudet, wie er sich aufrichtig zeigt und wie er sich verstellt, wie er über Irdisches und Himmlisches richtig oder falsch, leichtsinnig oder bedächtig urtheilt, wie er sein Leben seinem Urtheil gemäß, oder auch wohl seinem Urtheil und seiner bessern Ueberzeugung widersprechend, einrichtet: Alles dieses kommt auf Rechnung seiner Persönlichkeit, und mit ihr hat er über sein Wesen und Leben einzustehen.

Zweites Kapitel.

Natürliches oder selbstisches Wesen im Menschen.

§. 1.

Das menschliche Selbst.

Jedes geschaffene Wesen hat gleichsam einen Mittel- und Schwer-Punkt seiner Individualität; oder vielmehr die Individualität eines jeden Wesens beruht darauf, daß das Mannigfaltige, was wir an ihm unterscheiden, zu einer Einheit zusammengetreten ist, welche, so lange dieses Wesen nur überhaupt besteht, eben jener Mittel- oder Schwerpunkt ist. Ohne diese Einheit hört das besondere Wesen, oder das Individuum, auf, ein solches zu seyn, es existirt nicht mehr, es ist aus der Reihe der seyenden Dinge verschwunden. Dieß gilt nicht blos von den sogenannten organischen Wesen, sondern auch von solchen, die wir unorganische nennen, und an denen sich jene Einheit eben am deutlichsten als Schwerpunkt offenbart. Man betrachte z. B. ein Stück Metall, oder auch nur einen Stein, wie etwa einen Kiesel. Alle Theile eines solchen Körpers hangen zusammen, wir wissen nicht wie? und wir können uns diesen Zusammenhang nur dadurch einiger Maßen erklären, daß wir uns ein Streben aller einzelnen Theile nach einem Mittelpunkte denken, den wir eben den Schwerpunkt nennen. Wir legen diesem Schwerpunkte selbst eine Kraft bei, die wir Attractionskraft nennen, in Folge welcher die

einzelnen Theile jenes Streben nach dem Mittelpunkte äußern. Diese Attractionskraft ist gleichsam die Seele des Steins oder Metalls. Sobald dieselbe durch irgend eine äußere Kraft angegriffen und besiegt wird, z. B. die des Metalls durch das Feuer, oder noch mehr durch eine auflösende Säure, die des Steins etwa durch eine mechanische Gewalt, so ist die Individualität des Körpers aufgehoben. Bei den organischen Körpern nennen wir die Attractionskraft, die sie zusammenhält, Lebenskraft; und es gilt von dieser, was von jener, der unorganischen, nämlich daß auch sie durch äußere Gewalten verschiedener Art überwindlich ist, dergestalt, daß, wenn jene Gewalten obsiegen, die Individualität auch dieser Körper zerstört ist. So erhält sich z. B. eine Pflanze nur so lange, als ihre Lebenskraft nicht durch übermäßige Hitze, Kälte, Feuchtigkeit u. s. w., oder auch durch mechanische Gewalt besiegt wird. Inzwischen tritt bei organischen Körpern oder Substanzen *) noch jene andere Bedingung ihrer Erhaltung ein, welche wir Ernährung nennen. Auch eine Wirkung der Attractionskraft, aber von der erstern dadurch verschieden, daß nicht die Theile des eigenen Körpers, sondern fremde angezogen werden, dergestalt, daß jene fremden Elemente durch die überwiegende Gewalt der lebendigen Attractionskraft zu Theilen des eigenen Körpers umgewandelt oder assimilirt werden. Ein Wunder der täglichen Erfahrung, aber darum doch immer ein Wunder. Deshalb ist aber auch die Noth-

*) Substanz ist eben ein Ding, so lange es in seiner Integrität verbleibt, oder, was dasselbe ist, so lange es von der Kraft, die das Ganze zusammenhält, durchdrungen ist. Man sieht hieraus, daß die Substanzialität nicht durch die sogenannte Materie zu erklären ist, es müßte denn seyn, daß man Materie und Kraft für gleichbedeutend annehmen wollte. Müßte doch diese Materie, wenn man sie von der Kraft gesondert, als etwas besonderes betrachtet, selbst wiederum durch etwas zusammengehalten werden; das Zusammenhaltende ist aber nothwendig ein agens, eine Kraft. Und so kommt man denn mit der Materie, als der eigentlichen Substanzialität der Körper, nicht aus. Man hat an dem Begriffe der Materie nur ein X für das unbekannte Wesen der Substanzialität.

wendigkeit der Ernährung organischer Körper, der Pflanzen, der Thiere und des Menschen selbst, eine besondere Veranlassung zu ihrem Untergange, sobald entweder die Elemente der Ernährung mangeln, oder die Lebenskraft nicht mehr fähig ist, dieselben, auch wenn sie noch so reichlich vorhanden sind, durch die dazu bestimmten Organe zu verarbeiten und sich anzueignen. Denn die Lebenskraft ist nicht unerschöpflich, sondern an das Gesetz der allmählichen Aufreibung durch die Thätigkeit selbst, oder, um mit dem antiquirten John Brown zu reden, an das Gesetz der sich allmählich selbst erschöpfenden Erregbarkeit gebunden, mit Einem Worte: an das Gesetz der Endlichkeit. Und so sehen wir denn, daß keine endliche Individualität, als solche, einer unendlichen Dauer fähig ist, und daß sie überhaupt nur so lange dauert, als die in ihr waltende und sie erhaltende Contractions- oder Einheits-Kraft noch hinlängliche Wirksamkeit besitzt. Den Menschen trifft also dasselbe Loos, wie das Thier und die Pflanze. Allein während der Lebensdauer ist dennoch ein großer Unterschied zwischen der pflanzlichen, thierischen, und menschlichen Individualität. Wiewohl die Pflanze durch innere Anziehungs- oder Einheits-Kraft und durch die dieser Kraft dienenden Werkzeuge, in ihrer lebendigen Gestalt erhalten wird, so ist das Leben der Pflanze doch eben nur ein Gestaltleben, und die Einheit, die dasselbe trägt und hält, erscheint noch nicht innerlich als ein besonderes, gleichsam innerhalb der Gestalt bestehendes und sich selbstständig erweisendes Wesen. Kurz in der Pflanze werden wir noch keine Seele gewahr, und die Pflanze ist durch ihre Seelenlosigkeit wesentlich vom Thiere geschieden. Denn dieses ist der Charakter des Thiers, daß sich in demselben zur äussern Gestalt noch ein inneres gestaltloses Wesen gesellt, welches nichts anderes ist als die auch in der Gestalt waltende Lebenseinheit, die sich für sich und besonders verinnerlicht im Gefühl, und dann wiederum aus der Innerlichkeit heraustritt in der Vorstellung und im Triebe. Sowohl aber das Gefühl, als die Vorstellung und der Trieb

des Thieres beziehet sich eben nur auf das äussere oder das Pflanzen-Leben desselben, oder nur auf die durch das äussere Gestaltungsleben bedingte Existenz, theils die eigene und individuelle, theils die des Geschlechts überhaupt, kurz, auf die Selbsterhaltung und auf die Fortpflanzung, und zwar nicht einmal in einem und zu einem zeitlichen, sondern blos zu einem räumlichen Daseyn. Denn das Thier weiß noch nichts von der Zeit und ihren Erscheinungen in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Es hat nur ein dunkles Vorgefühl von der letzteren und ein eben so dunkles Nachgefühl von der ersteren, ohne beide zu unterscheiden. Nur der Mensch lebt in der Zeit, und soll das Ewige in ihr verwirklichen. Nicht, als ob das Ewige kein Wirkliches wäre; es ist es aber nur für Gott und reine Geister; für den Menschen ist es Idee und Aufgabe. Und gerade an das menschliche Selbst ist diese Aufgabe gerichtet. Was ist also dieses Selbst? Es ist allerdings das, was im Steine die Attractionskraft, in der Pflanze die Kraft der Gestaltung, im Thiere die Kraft des Begehrens, welcher die Vorstellkraft und die Triebkraft zur Seite steht, in allen aber die innere Einheits-Kraft ist. Diesen Charakter hat und behält auch das Selbst des Menschen auf einer gewissen Stufe seines Daseyns, nämlich auf der natürlichen, noch nicht vom Geiste durchdrungenen. Das Selbst ist vorhanden im Menschen, ehe er noch zum Bewußtseyn erwacht, aber es erscheint noch nicht als ein Selbst vor dem Erwachen des Bewußtseyns; mit andern Worten: es ist, vor dieser grossen Entwickelungs-Epoche des menschlichen Daseyns und Lebens, nur noch ein thierisches, bewußtloses Selbst, als begehrende, vorstellende, triebkräftige Lebens-Einheit. Ein erscheinendes, ein wirkendes Selbst erhält der Mensch erst, nachdem das Bewußtseyn erwacht ist, und innerhalb des Bewußtseyns, als des innern Lichtkreises, aber auch zugleich im Gegensatze des Bewußtseyns, oder des innern Lichts. Das Bewußtseyn ist geistiges Licht, Licht des Geistes, Geist selbst. Dem Geiste gegenüber steht das menschliche Selbst, erleuchtet

von dessen Strahle, und in dieser Erleuchtung ein Ich. Dieses Ich ist immer noch das begehrende, vorstellende, triebkräftige Wesen, welches es war, ehe das Bewußtseyn in ihm aufleuchtete. Aber es ist es nun mit Bewußtseyn: es weiß davon, daß es begehrt, vorstellt, und strebt. Jedoch sein Begehren, Vorstellen, und Streben ist ursprünglich noch vom Geiste getrennt, und auf die eigene, das heißt eben, auf die Selbst-Erhaltung gerichtet. Dieß ist auch nothwendig, wie weiterhin genauer gezeigt werden wird. Hier nur so viel, daß das Ich als Selbst nothwendig existiren muß, sobald es mit dem Geiste in Berührung kommen, wenn auch nicht will, doch soll. In der Selbstheit concentrirt sich das ganze menschliche Daseyn als solches, oder, auf die Selbstheit ist die ganze menschliche Existenz gestellt. Daher ist das Selbst der Mittelpunkt des menschlichen Wesens, der Einheitspunkt, in welchem es sich fühlt in Freude und Leid, oder als Gemüth; der Einheitspunkt, von welchem aus es sinnt und denkt, als verständiges Wesen, oder als Verstand; der Einheitspunkt, von welchem aus es strebt mit der Kraft des Anfangens, oder als Wille. Das Ich als Selbst, oder auch das Selbst als Ich, ist Gemüth, Verstand und Wille in Einem in Einer Lebens-Einheit. Wir sind nichts, als unser Selbst, und haben nichts, als unser Selbst, was wir mit vollem Rechte unser eigen nennen könnten. Unser Leib haftet nur an diesem Selbst, ist es aber nicht; eben so wie der Geist an unserm Selbst haftet, es aber nicht ist. Wir nennen dieses Selbst auch unsere Seele. Wir haben aber keine Seele, sondern wir sind diese Seele selbst. Diese Seele aber hat einen Leib und einen Geist; und dieß ist das wahre Verhältniß dieser Dreiheit. Unsere Seele sucht etwas, was sie nicht hat, durch das, was sie hat: durch den Leib oder durch den Geist. Sie sucht Seligkeit, d. h. den vollkommenen Seelenzustand, gleichsam als etwas, das ihr ursprünglich beschieden ist, und ihr nur noch abgeht, oder als etwas, das sie bereits besessen, aber wieder verloren hat. Der Mensch sucht das Paradies. Das eigent-

liche Geschäft unseres Selbst ist also eine Sehnsucht, ein Begehren, ein Suchen, ein Suchen nach Lebens-Nahrung, wenn man will. Unser Selbst will bestehen, und zwar in vollkommener Mangellosigkeit, oder was dasselbe ist, in höchster Befriedigung, in voller Gnüge. Daher die ursprüngliche Selbstliebe, der Abscheu, ja das Grausen vor einer möglichen Vernichtung unseres Selbst, unserer Seele, unseres Ich; ein Grausen, welches nur nach völliger Lebensabstumpfung verschwindet, und sogar der Sehnsucht nach Vernichtung Platz macht, wenn alle Hoffnung des Wohlseyns unter allen Bedingungen verschwunden ist. Daß unser Selbst bis auf diesen Punkt gebracht werden kann, ist bekanntlich nur eine Folge des falschen Suchens und Greifens, und der gänzlichen Entfremdung von dem uns mitgegebenen und uns einwohnenden Weiser zum Ziele, nämlich zur Seligkeit. Unser Selbst ist unser Herz, das Seligkeits- aber auch Unseligkeits-fähige Wesen. Die Seligkeit ist aber eben so sehr durch die Erkenntniß und das Handeln, als durch das Fühlen oder Innewerden bedingt. Erkenntnißkraft und Wille sind die Schwingen der Seele, ohne welche das strebende, suchende, sehnsüchtige Herz sein Ziel nicht erreicht. Gleichwohl bleibt das Herz immer die Mitte unseres Selbst, gleichsam unser eigenstes, innerstes Selbst, ohne welches es kein Leid und keine Freude, kein Streben und kein Fliehen giebt. Und welchen lebendigen, welchen brennenden Namen geben wir denn diesem innersten Streben und Suchen unseres Selbst, unseres Herzens, unserer Seele? Es giebt keinen eindringlicheren, lebenvolleren, umfassenderen Namen, als den der Liebe. Das Wort Liebe ertönt, und das Räthsel des Lebens ist gelöst. Ja, unser Leben, das Leben unseres ganzen, vollen Selbst, ist eine Liebe, eine Liebe, die sich nur auf verschiedenen Stufen und in verschiedenen Richtungen durch unser ganzes Daseyn bewegt, bald als begehrende, bald als empfangende Liebe; aber leider hienieden mehr begehrend als empfangend, ja nicht selten verzagend, verzweifelnd und ver-

gehend. Unser Selbst ist ein Spiegel des Universums, und das Universum ist ein Spiegel unseres Selbst. Wie wir gestimmt sind, was unser Innerstes erfüllt und bewegt, Druck oder Freiheit, Schmerz oder Lust: die Welt erhält von ihm ihre Farbe. Ein Trauerflor umzieht die blühende Natur, wenn wir trauern, und die abgestorbene Winterlandschaft wird zum Rosengarten, wenn wir entzückt sind. Die Welt legt sich um unser Selbst wie ein Gewand, das nach unserer verschiedenen Größe verschieden ist. In der Kindheit ist unser Selbst von einer ganz kleinen, engen Welt umgeben. Die Kinderstube ist unsere Welt, und dazu etwa noch ein kleiner Spielplatz vor dem Hause. Unser kleines Selbst weiß nichts von der weiten Erde, ihrer Fülle und ihrem Mangel, ihren Steppen und ihren Paradiesen. Die Stelle, wo sich dieses kleine Selbst spielend bewegt, ist sein Paradies. Das jugendliche Selbst erweitert sich seine Welt von Tage zu Tage, und dehnt sich dieselbe zuletzt ins Unendliche aus. Es berührt Länder und Meere, und selbst der Sternenhimmel tritt herein in seinen Kreis. Ein Universum gestaltet sich, und das Selbst ist der Mittelpunkt dieses Universums. Wiederum zieht sich das Selbst des reiferen Alters in engere Schranken zurück: Haus und Hof, und der Kreis des bürgerlichen Thuns und Treibens genügen ihm, das Ferne wird ihm fremder, und nur vom Näheren, Erreichbaren, wird es magnetisch angezogen. Endlich kommt das Alter, und das Selbst zieht sich in die engsten Kreise zurück. Der häusliche Heerd ist der Pol, um den es sich bewegt, und die niederdämmernden Bilder vergangener Tage sind sein Spiel, wie die aufdämmernden der künftigen das Spiel der Jugend. So dehnt es sich aus, das menschliche Selbst mit dem wachsenden Herzschlage, und verengt sich wieder, bis das Herz stille steht. Aber immer ist es die Liebe, die das Herz, die das Selbst bewegt: in der Kindheit die Liebe des Spiels, in der Jugend die Liebe der Liebe, im reifen Alter die Liebe des Besitzes, im Greisenalter die Liebe des Ausruhens von dem Tagewerk des Lebens. Doch

in wie verschiedener Gestalt auch die Liebe dem Selbst auf seinen verschiedenen Lebens-Stationen erscheint, immerfort ist es eines und dasselbe Wesen, von welchem das Selbst angezogen wird, und welches es selbst an sich zu ziehen bemüht ist. Es ist das Leben. Das Selbst ist Leben, und nur Leben kann ihm genügen. Das Selbst — um wieder auf diesen Punkt zurückzukommen — scheuet den Tod. Vom Leben ist es genommen, und zum Leben will es zurückkehren. Daher die Hoffnung der Unsterblichkeit, die jedem menschlichen Selbst eingeboren ist, und die es nur durch widernatürliche Zustände verliert. Unsterblichkeit ist ein Traum, der die Völker schon in ihrer frühesten Kindheit umschwebt, und der den Sclaven die Kette, und den Herrscher das Diadem vergessen läßt. Es ist mit der Unsterblichkeit, wie mit der Liebe: jedes Selbst träumt sie sich auf seine Weise. Aber sie ist ein natürlicher, ein nothwendiger, ein eingeborner Traum. Hiemit soll nicht gesagt seyn, daß die Unsterblichkeit eine Dichtung, eine Täuschung sey. Es giebt Träume, die in Erfüllung gehen. Hat das Selbst vor dem Erwachen etwas anderes, als den Traum? Es wurde oben gesagt, das menschliche Selbst sucht das Paradies. Hier auf Erden ist es nicht zu finden. Gleichwohl kann man sagen: unser Selbst nährt sich von der Hoffnung des Paradieses. Nur in so fern täuscht diese Hoffnung, als man ihrer Erfüllung ein zu kurzes Ziel steckt. Jedes menschliche Selbst, noch nicht durch widrige Schicksale niedergedrückt und gelähmt, hofft jeden Tag, daß es besser werde. Die Hoffnung besserer Zukunft ist aus dem gesunden menschlichen Herzen nicht zu vertilgen. Aber alle Erfahrung weiset aus, daß es umsonst ist, die bessere Zukunft — wir wollen geradezu sagen, die vollkommene, die Zukunft der Fülle und Gnüge — von der Zeit zu erwarten. Die Zeit ist ein unvollkommenes Ding. Ueber die Zeit hinaus also geht das unvertilgbare Streben des lebendigen Selbst, auch ohne daß es sich dieses fernen Zieles bewußt ist. Die Zukunft der Erfüllung scheint nahe zu liegen, weil sie

unserm Herzen so nahe liegt, weil ihre nothwendige Forderung einen Theil unseres Selbst ausmacht. Unser Selbst ist kein Ganzes, es ist nur ein Bruchstück ohne diese Erfüllung. Deshalb klammert es sich an das Nächste, um sie von ihm zu erhalten, wiewohl dieses Nächste ein Vergängliches ist, auch wenn sich sein Umfang bis in das höchste Menschenalter ausdehnte. Das Selbstgefühl aber ist das Gefühl des Seyns und des Lebens, das Gefühl der unumstößlichsten Gewißheit. Wenn demnach das Selbstgefühl zu seiner Vollständigkeit, und ohne sich selbst aufzugeben und aufzuheben, die Gewißheit des Seyns, also die Gewißheit des Nicht-Untergehens, nicht aufgeben kann, so ist mit unserem Selbst und Leben uns auch die Unsterblichkeit verbürgt. Zwar, wir haben uns schon früher über den Begriff der Unsterblichkeit ausgesprochen, und ihn auf eine bestimmtere Bedeutung zurückgeführt. Von dieser ist jedoch hier nicht die Rede, sondern nur von dem Bedürfniß, von der Ahndung unseres Selbst, unseres Herzens. Und diese Ahndung ist etwas so in sich selbst abgeschlossenes, daß sie zu ihrer Erscheinung auch nicht einmal die Hülfe eines Gottes bedarf, wiewohl ohne einen ewiglebenden Gott auch an keine Fortdauer unseres Selbst nach dem Tode zu denken wäre. Aber wir müssen anerkennen, daß er diesen Drang nach Fortdauer in unser Selbst gelegt hat, wenn wir auch vom Standpunkte unseres Selbst aus noch nicht zu dieser Anerkennung gelangen. Genug, das Bedürfniß einer Ewigkeit ist in das menschliche Selbst gelegt; und so wollen wir dieses Selbst nicht gering achten, und noch weniger nach seiner Vernichtung streben, da es die nächste Bedingung ist, unter welcher eine Ewigkeit unser Theil werden kann.

§. 2.

Das Gesetz der Selbst-Erhaltung.

Jedes mit der genannten Einheits-Kraft begabte Wesen strebt, auch wenn es sich noch nicht als ein Selbst erscheint, nach der Erhaltung dieses auch noch unerkannten Selbst. Die-

ses Streben ist an die Natur der Wesen geknüpft, sie können sich nicht von ihm los machen; ihr Daseyn, und das Streben, dieses Daseyn zu erhalten, ist Eines und Dasselbe. Auch im Menschen erscheint dieses Streben zugleich mit seinem Daseyn; und weder freie Willkühr noch blinde Gewohnheit bringt es hervor, sondern es tritt zugleich mit seinem Leben ein, und ist mit diesem Leben, soweit es der Natur angehört, unauflöslich verbunden. Das Leben, in dieser Beziehung, und das Streben nach Selbsterhaltung, fällt in Eines zusammen: es ist eine Natur-Nöthigung, aber es ist kein Zwang, eben so wenig als es eine bloße Gewohnheit ist. Zwei in ihrer Art gleich große Männer haben demnach gleich großes Unrecht: Goethe, wenn er in seinem Egmont das Leben eine Gewohnheit des Daseyns und Wirkens nennt, und John Brown, wenn er in seinem System der Medizin behauptet, das Leben sey ein gezwungener Zustand. Eine Gewohnheit ist das, was man sich angewöhnt hat, und auch wieder abgewöhnen kann; und ein Zwang ist das, was man gegen seine Neigung oder natürliche Richtung thut oder duldet. Mit dem Leben aber, oder was dasselbe ist, mit dem Streben nach Selbsterhaltung, ist keines von beiden der Fall. Das Streben nach Selbsterhaltung kann nicht erst zur Gewohnheit werden: denn es ist, besagter Maßen, mit dem ersten Moment des Lebens gegeben. Und gleicher Weise hat das Leben keine andere ursprüngliche Richtung als die der Selbsterhaltung: es strebt nicht etwa nach Selbstvernichtung, so daß es zur Selbsterhaltung gezwungen werden müßte. Umgekehrt, das Streben nach Selbstvernichtung würde ein Zwang seyn; wie dem auch wirklich so ist, wann wir es bei dem Menschen erscheinen sehen; und nur bei dem Menschen erscheint es, und zwar tritt es nicht aus seinem gesunden Selbst hervor, sondern aus seiner erkrankten Persönlichkeit. Doch hievon reden wir jetzt nicht, sondern von dem natürlichen Streben nach Selbsterhaltung. Es ist dem Menschen natürlich, dieses Streben, das heißt, es ist dem menschlichen Selbst eingeboren, es ist in die Wesenheit desselben verwebt, es ist naturnothwendig. Auffallend demnach muß es seyn, wenn von einem Gesetz der Selbsterhaltung geredet wird: denn ein Gesetz findet nur da Statt, wo auch das Gegentheil der Handlung, welche das Gesetz gebietet, möglich ist, also im Gebiete der Freiheit. Nur dem freien Wesen können Gesetze gegeben werden, nicht aber dem Naturwesen; denn dieses ist genöthiget, seiner Einrichtung zu folgen. Nun ist aber das menschliche Selbst Naturwesen: denn es ist dieselbe Einheits-Kraft, die wir auch in jedem anderen Naturwesen gewahr werden, und ist folglich auch derselben Einrichtung unterworfen. Wir haben dieß in der Entwickelungs-Geschichte des menschlichen Selbst nachgewiesen. Wie kommt man nun dazu, von einem Gesetze der Selbsterhaltung zu reden, da sich doch das Streben nach derselben, als etwas auch im menschlichen Selbst nothwendiges, von selbst versteht? Es muß hier, falls man mit Fug und Recht von einem solchen Gesetze spricht, ein besonderes, ein neues Verhältniß eintreten, wodurch ein solches Gesetz möglich, ja vielleicht selbst nothwendig wird. Werfen wir daher einen Blick auf das menschliche Wesen überhaupt. Allerdings ist das menschliche Selbst, als besondere Erscheinung des allgemeinen Naturlebens, auch der natürlichen Nöthigung zur Selbsterhaltung unterworfen. Auch sehen wir, wie sich diese Nöthigung in dem Leben der meisten Menschen ausspricht, und zwar auf eine der Natur ganz angemessene Weise, nämlich als Bedürfniß, dessen Befriedigung Lust gewährt. Die Lust aber ist das Gängelband, an welchem alle Wesen geführt werden; und nur dann, wann sie sich von diesem Bande losreißen wollen, oder vielmehr, wann sie über die Grenze ihres Lustreviers hinaus wollen, werden sie vom Bande des Schmerzes festgehalten, aber immer doch auch hier von einem Bande, welches sie an das Leben fesselt. So geschieht es denn auch dem menschlichen Selbst; und es scheint hieraus einzuleuchten, daß ein Gesetz in dieser Hinsicht, wenn auch möglich, dennoch überflüssig wäre. Dem ist aber nicht also.

Das menschliche Selbst ist nicht blos Naturwesen: es ist, wie wir wissen, ein vom Lichtstrahle des Geistes erhelltes Ich. Mit der Ichheit ist dem menschlichen Selbst die Freiheit verliehen, mit der Freiheit aber die Nothwendigkeit des Gesetzes. Dem freien Wesen ist es eigen, selbst zu wählen, selbst zu handeln, sich selbst zu leiten. Das freie Wesen will nicht mehr am Gängelbande der Natur geleitet werden. Was demnach durch die Naturnothwendigkeit als heilsam eingerichtet ist, kann wenigstens dem freien Wesen nicht annehmlich erscheinen, weil dadurch der Freiheit, wie es scheint, ein Abbruch geschieht. Nun ist die Behauptung der Freiheit für ein freies Wesen das höchste Gut. Wenigstens kann also ein solches Wesen in der Naturnothwendigkeit eine Beeinträchtigung seines Vorrechts finden, und aus diesem Grunde sich derselben widersetzen. Ein Widerstand aber gegen die Naturnothwendigkeit, wiefern diese auf Selbsterhaltung ausgeht, ist nichts anderes, als ein Streben gegen die Selbsterhaltung. Ein solches aber kann sich nur — so widersinnig dieses scheint — als ein Streben nach Selbstvernichtung äussern. So sehr nun ein solches Streben dem menschlichen Selbst, als Naturwesen, entgegen, ja, als einem solchen, unmöglich ist, so ist es dennoch möglich für das menschliche Selbst, wiefern es freies Wesen ist; und nicht blos möglich, sondern sogar natürlich, d. h. der Natur der Freiheit angemessen. Da nun aber durch dieses Streben, falls es realisirt würde, dem menschlichen Daseyn Gefahr drohete; was von einer höheren Weltordnung nicht gestattet werden kann: so tritt, weil doch auch die Freiheit zu dieser Weltordnung gehört, um die Natureinrichtung zu schützen, und dennoch auch der Freiheit nicht Gewalt anzuthun, d. h., sie nicht aufzuheben, die Nothwendigkeit ein, die Freiheit auf die Weise zu bestimmen, auf welche sie ohne Beeinträchtigung ihres Wesens bestimmbar ist. Und dieß geschieht durch das Gesetz, und zwar durch das Gesetz der Selbsterhaltung. Hier kann aber sogleich der Einwurf gemacht werden: ist das Gesetz nicht auch eine Schranke? wird

sich also die Freiheit nicht auch gegen das Gesetz der Selbsterhaltung auflehnen? Und überhaupt: wie kann die Selbsterhaltung, die eine Natureinrichtung ist, in der Form eines Gesetzes aufgestellt werden, welches ja nur für freie Handlungen gilt? Hierauf ist zu antworten: die Selbsterhaltung soll auch wirklich für das freie Wesen als freie Handlung betrachtet werden, und darum muß sie durch das Gesetz vermittelt seyn: denn anders als durch das Gesetz ist dem freien Wesen nicht beizukommen. Das Gesetz ist allerdings eine Schranke, aber keine solche, welche aus der Naturnothwendigkeit hervorgeht, sondern eine Schranke, welche von der Intelligenz (Geist) dem Willen gesetzt wird. Das freie Wesen ist nur durch den Willen frei, es hat aber einen Willen nur vermöge seiner geistigen oder intelligenten Natur. Das freie Wesen kann daher seine Freiheit nur behaupten, indem es dem Prinzip treu bleibt, durch welches ihm die Freiheit verliehen und gesichert wird. Nun geht ihm die Freiheit über alles; es muß also, um sie zu behaupten, dem Gesetz, als dem Ausdruck der Intelligenz oder des Geistes gehorchen. Es muß nicht überhaupt gehorchen, aber es muß gehorchen, wenn es seine Freiheit erhalten will. Was bestimmt aber die Intelligenz, ein Gesetz für die Selbsterhaltung aufzustellen? kein anderer Grund als dieser, daß die Selbsterhaltung das Gesetz der Intelligenz selbst ist. Selbsterhaltung ist nichts anderes, als Selbständigkeit; und Selbständigkeit ist der Charakter, ist die Natur des Geistes. Die Intelligenz giebt also der aus ihr entquellenden, an sie, als Grundbedingung, gebundenen, Freiheit, ihr, der Intelligenz, eigenes Gesetz. Und so wird, was auf der Seite des Naturlebens bloße Naturnothwendigkeit ist, auf der Seite des geistigen Lebens, d. h. des freien Handelns, Gesetz. Nun ist aber das freie menschliche Selbst mit dem menschlichen Selbst als Naturwesen Eines und Dasselbe, nur in einer höheren Beziehung; demnach, wenn dem freien Wesen, als solchem, Selbsterhaltung geboten wird, wird ihm zugleich geboten, sich als Naturwesen zu erhalten:

denn es ist, wie gesagt, freies Wesen nur, indem es zugleich Naturwesen ist. Daher also die Gültigkeit des Gesetzes der Selbsterhaltung auch für die Sphäre des Naturlebens. Die Selbsterhaltung ist also, um es mit Einem Worte auszusprechen, für das menschliche Selbst als freies Wesen, eine Pflicht. Und hiemit ist zugleich auch die Frage entschieden: ob der Selbstmord ein Verbrechen sey. Jede Pflichtverletzung ist Verbrechen, folglich ist es auch der Selbstmord; und es kann also die Frage mit Fug und Recht gar nicht aufgeworfen werden, ob der Selbstmord jemals erlaubt sey. Nie kann eine pflichtwidrige Handlung erlaubt seyn. Man könnte zwar einwerfen: wie nun? wenn eine höhere Pflicht gebietet dem Leben ein Ende zu machen? Allein es giebt keine solche höhere Pflicht. Wohl kann eine Pflicht eintreten, das Leben hinzugeben oder aufzuopfern, aber auch nur für einen höheren, geistigen, oder bestimmter, für einen ewigen Zweck, nicht aber für Zwecke, die in der Endlichkeit liegen: denn im letztern Falle würde der Zweck durch das Mittel aufgehoben, und es würde ein Widerspruch, ja es würde wahrhaft widersinnig seyn, um einen Zweck für das zeitliche Leben zu erreichen, das zeitliche Leben aufzuopfern. Da hingegen, wenn das zeitliche Leben für einen ewigen Zweck geopfert wird, dem Gebote des Geistes Gnüge geschieht, wobei das Leben in höherer Bedeutung nicht nur nicht gefährdet ist, sondern eben nun erst erhalten wird. Und hier heißt es ganz eigentlich: „Wer sein Leben verliert um meinetwillen (aus Treue gegen das Heilige), der wird es erhalten zum ewigen Leben." Aber ein ganz anderes ist es, dem Leben ein Ende zu machen. Hier giebt es keinen, nicht einmal einen irdischen Zweck ausser dem, des Lebens überhaupt quitt und ledig zu werden, womit man sich auch von aller Pflicht überhaupt lossagt. Denn wer auf das Leben überhaupt Verzicht leistet, der leistet auch auf das geistige Bestehen Verzicht. Auch hier jedoch könnte man einwenden; der Selbstmörder will vielleicht nur aus einem unvollkommenen und elenden Zustande in einen vollkommneren und seligen

eingehen. Wollte er das, so hätte er wenigstens nicht den rechten Weg gewählt. Der Weg zum ewigen Leben ist nur der Weg der Pflicht, aber nicht der Pflicht-Verletzung. Nun giebt es keine schwerere Pflichtverletzung, als die des Gebotes der geistigen Selbständigkeit. Der Entschluß, das Leben zu endigen, ist zugleich der Entschluß, die geistige Selbständigkeit aufzugeben. Der Wunsch, sie in einer andern Lebenssphäre von neuem zu beginnen, wenn er je da seyn sollte — was bei Selbstmördern erst zu erweisen wäre — hebt die gegenwärtige Pflichtverletzung nicht auf, und mit ihr auch nicht die nothwendige Folge derselben: Verurtheilung vor dem Gesetz. Das Gesetz der Selbsterhaltung behauptet also in allen Fällen seine Rechte, und ist auf alle Weise heilig zu halten, wiewohl ihm ein anderes Gesetz gegenüber steht, welches jedoch diesem ersten nicht widerspricht; wie sich bei näherer Betrachtung desselben sogleich ergeben wird.

§. 3.

Das Gesetz der Selbst-Verläugnung.

Es läßt sich, wie es scheint, kein größerer Widerspruch denken, als, dem Gesetz der Selbsterhaltung gegenüber, ein Gesetz der Selbstverläugnung. Ist nicht Selbstverläugnung eben so viel als Selbstvernichtung? Dieses haben Viele geglaubt, und sich deshalb alle ersinnliche Mühe gegeben, ihr Selbst los zu werden, und, da sich dasselbe zunächst auf das Leben und dessen Werkzeuge bezieht, diese letzteren mit sammt dem Lebensgefühl und der Lebensthätigkeit möglichst abzustumpfen, zu martern, und der Selbstvernichtung so nahe als möglich zu bringen. Was haben nicht die Indischen sogenannten Heiligen, was haben nicht die Syrischen und Aegyptischen Einsiedler und Mönche für Selbstqualen erfunden und ausgeübt, um das verhaßte Selbst niederzudrücken und gleichsam ums Leben zu bringen! Und hat es nicht auch bei uns im Mittelalter und selbst in der neueren Zeit solche Selbstquäler genug gegeben? Wir wollen hier nur einer Guyon ge-

denken, welche die eckelhaftesten Stoffe genoß, um nur keinen Gefallen mehr am Wohlgeschmack der Speisen zu haben, und die ihren zarten Leib auf das erbärmlichste geißelte und zerfleischte, um alle Gestalt und Schöne zu verlieren und nicht mehr sie selbst zu seyn. So weit geht die Gewalt des Mißverständnisses und des Vorurtheils und Selbstbetrugs. Nein! Selbst-Verläugnung ist nicht Selbst-Vernichtung, und das Gebot der ersteren hebt das der Selbst-Erhaltung nicht auf. Aber stehen dennoch beide Gesetze einander nicht feindlich gegenüber? Was heißt denn, das Selbst verläugnen anders, als dessen Ansprüche aufgeben? und ist nicht der erste und letzte aller Ansprüche, die das Selbst macht, seine eigene Erhaltung? Es ist bereits angedeutet worden, daß hier ein Mißverständniß zum Grunde liegt; es kommt nur darauf an, es hervorzuziehen und an's Licht zu stellen. Es ist die doppelte Bedeutung, oder vielmehr Beziehung, welche das Selbst hat, in welcher die Quelle dieses Mißverständnisses gesucht werden muß. Von dieser doppelten Beziehung ist aber auch bereits gesprochen worden. Unser Selbst bezieht sich auf die Natur und das Naturleben, aber auch auf den Geist und das geistige Leben. Es giebt also auch eine doppelte Selbsterhaltung: die eine für das Naturleben, die andere für das geistige Leben. Nun ist es entschieden, daß das geistige Leben höher steht als das Naturleben, und daß folglich die Erhaltung desselben bei weitem die vorzüglichere ist. So lange demnach die Erhaltung desselben durch die des Naturlebens nicht gefährdet ist, wird das Gesetz der letzteren ohne alle Einschränkung und in seinem vollen Umfange gelten. Der Fall kann aber auch eintreten, daß das Naturleben nur auf Kosten des geistigen erhalten werden kann. Was soll hier geschehen? Offenbar wird das niedere dem höheren in dem Maße nachstehen müssen, als dieses gefährdet ist, und um das höhere zu erhalten, wird das niedere verläugnet werden müssen. Nicht unbedingt also, nicht überhaupt, ist die Verläugnung des natürlichen Selbst oder des Naturlebens geboten, sondern nur

für den Fall, daß die Erhaltung desselben blos auf Unkosten des höheren behauptet werden könnte. Wer möchte aber nicht gern das Niedere aufgeben, um sich das Höhere zu sichern? So, sollte man meinen, würde Jeder denken, und damit die Sache abgethan seyn. Allein unser Selbst ist ganz anderer Meinung. Unser Selbst ist nicht der Geist; und das Gesetz der Selbstverläugnung kommt vom Geiste und ist des Geistes. Ehe wir nun aber den Einspruch des Selbst gegen das Gesetz des Geistes näher in Betrachtung ziehen, ist vorher der wahre Sinn des letzteren Gesetzes näher zu bestimmen. Bis jetzt wissen wir nur so viel, daß es das Gesetz der Selbstständigkeit ist, und in so fern mit dem Gesetz der Selbsterhaltung übereinstimmt. Da aber der Geist und das Selbst nicht dasselbe sind, so fragt sich: was liegt wohl in dem Gesetze des Geistes besonderes, das dem Selbst entgegen ist, und in so fern Selbst-Verläugnung gebietet? Der Geist und das Selbst sind, wenn der Ausdruck erlaubt ist, verschiedene, ja entgegengesetzte Naturen, oder mit anderen Worten: das Prinzip beider ist ein entgegengesetztes. Zwar sind sie sich nicht so entgegengesetzt, daß sie sich nicht in einem Dritten, oder vielmehr in einem ersten und ursprünglichen, begegneten; und dieses Erste ist die Einheits-Kraft, die Kraft des Bestehens selbst. Aber diese Einheitskraft erscheint in verschiedenen, ja entgegengesetzten Richtungen bei dem Geiste und bei dem Selbst. Die Einheitskraft des Selbst ist bestrebt, zusammen zu fassen und zusammen zu halten alles entgegenkommende Gleichartige und die Selbsterhaltung Fördernde. Sie ist, physicalisch ausgedrückt, Contractionskraft. Die Einheitskraft des Geistes dagegen ist bestrebt, aus ihrer Fülle besonderes Daseyn und Bestehen hervorgehen zu lassen. Sie ist, physikalisch ausgedrückt, Expansionskraft. Besser aber ist es, um alles zu vermeiden, was den Geist auf die Stufe der Natur herabsetzen könnte, den genannten Gegensatz durch Nehmen und Geben zu bezeichnen, so daß das erstere auf die Seite des Selbst, das letztere auf die des Geistes fällt. Auf diese

Weise würde das Gesetz des Geistes das Gesetz des Gebens seyn. Dieses Gesetz stünde also freilich dem des Selbst, welches nur auf das Nehmen gestellt ist, schroff gegenüber. Nun sagt ein altes heiliges Wort: „geben ist seliger denn nehmen;" womit ohne Zweifel ausgedrückt ist, daß der Standpunkt des Gebens, folglich der Standpunkt des Geistes, ein höherer sey, als der des nehmenden oder empfangenden Selbst. Ist aber der Geist auf seinem Standpunkte seliger, d. h. vollkommener und befriedigter, als das Selbst auf dem seinigen, so folgt, daß für das Selbst wenigstens nichts verloren geht, wenn es sich auf den Standpunkt des Geistes versetzt, d. h. wenn es dem Gesetze des Geistes folgt. Jetzt wird auch der Sinn des Wortes Selbstverläugnung vollkommen klar: nämlich, das Selbst soll sein angebornes Interesse verläugnen oder aufgeben, und dafür in das Interesse des Geistes eingehen, gleichsam die Natur des Geistes annehmen. Dabei bleibt das Selbst immer, was es ist, und muß es auch bleiben: eine lebendige Seele, ein Herz, ein Ich. Dieses muß bleiben, was es ist, auch nachdem es den Charakter des Geistes angenommen hat, weil ja sonst nichts vorhanden wäre, keine Basis, kein Substrat, woran der Charakter des Geistes haften könnte. Es ist in diesem Falle nur ein vergeistigtes, gleichsam ein verklärtes Selbst geworden. Niemand läuft also Gefahr, sein Selbst zu verlieren, auch wenn er sich an den Geist anschließt; und die Aengstlichkeit und martervolle Mühe, sein Selbst zu vernichten, um nur ganz des Geistes zu seyn, tritt hier in ihrer ganzen Vergeblichkeit, ja, Verkehrtheit, hervor. Auch haben jene guten Seelen, die es sich so sehr angelegen seyn ließen, ihr Selbst zu vernichten, die Vergeblichkeit dieser Arbeit durch den Erfolg bewiesen: sie sind eben dieses lästige Selbst nicht losgeworden; und je mehr sie sich bemüht haben, es abzuschütteln, desto fester hat es sich an sie gehängt, desto mehr Noth hat es ihnen gemacht. Denn so viel ist durch Erfahrung bewährt, daß alles Thun und Treiben des Menschen, was gegen seine wahre Einrichtung und

Bestimmuug verstößt, mit Mißlingen seines Unternehmens, und mit Störung des gesunden Daseyns und Wohlbefindens verbunden ist. Ein Weg, der den Menschen nur zu Schmerz und Trauer führt, ist gewiß nicht der rechte Weg: denn er führt vom Leben ab; Leben aber ist Friede, Freude, Heiterkeit, Seligkeit. Darum kann auch das Gesetz der Selbstverleugnung, oder das Gesetz des Geistes, die Seele, die sich ihm ergiebt, nicht elend, nicht unglücklich machen, denn der ewige Zustand des Geistes ist ja Seligkeit. Nur wer dem Geiste folgen, aber die Grundbedingung einer möglichen geistigen Lebendigkeit, das Selbst, benagen und aufreiben will, muß unglücklich seyn, in dem Maße wie ihm dieses scheinbar gelingt: denn er rüttelt und schüttelt an dem Stamme des Daseyns, und sucht ihn zu entwurzeln. Zerrüttung der körperlichen und geistigen Gesundheit ist die Folge hievon. So wollte der Meister in der Selbstverleugnung nicht verstanden seyn, der sie allerdings als die Bedingung des Eingangs in das Himmelreich aufstellte, aber auch zugleich sagte: „mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht." Allerdings war die Last, oder das Gesetz, was er auflegte, leicht: denn es war das Gegentheil des Gesetzes der Schwere; es war das Gesetz des Lichts. Das leichte Aufstreben aber, frei von aller Schwere, ist eben die Natur des Lichts, da hingegen das gedrückt werden und niedersinken im Wesen der Schwere liegt. Die Besorgniß, daß durch das Gesetz der Selbstverleugnung das Gesetz der Selbsterhaltung vernichtet werde, ist also nur scheinbar. Das Selbst geht nicht unter, wenn es in die verklärende Lichtregion übergeht; es wird nur den Banden der Schwere entzogen, die es noch fesseln und allen den Beschwerden unterwerfen, welche auf dem beschränkten irdischen Standpunkte unvermeidlich sind; oder kurzweg: es geht aus der Knechtschaft in die Freiheit über. Und diesen Uebergang sollten wir scheuen? wir sollten uns fürchten in das Reich der Freiheit einzutreten? Gleichwohl geschieht es. Warum? wird bald weiter untersucht werden. Jetzt haben wir es le-

diglich noch mit dem Gesetze der Selbstverläugnung und mit seiner Eigenthümlichkeit zu thun. Es ist ein erhabenes Gesetz, denn es ist das Gesetz des Geistes; und als solches muß es noch näher entwickelt werden. Der Geist ist das unveränderliche, aber nicht etwa in ewiger Ruhe, sondern umgekehrt in ewiger Thätigkeit verharrende Wesen. Und diese Thätigkeit ist ein Schaffen, ein Geben und Gewähren, ein Begaben und Beglücken, ja ein Beseligen alles dessen, was der Beseligung fähig, was dafür empfänglich ist. Denn unendlich groß ist der Schatz des Geistes an Seligkeit, wie er es an Fülle und Gnüge des Seyns und der Kraft ist. Gott ist der Geist, und Gott ist selig, weil er heilig ist: denn die Heiligkeit ist die höchste Vollkommenheit. Das Gesetz des Geistes ist also das Gesetz der Vollkommenheit oder Heiligkeit, was dasselbe ist. „Seyd vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist," ruft die Stimme des Heilands der Menschen Allen zu, die das Reich ererben wollen, „das ihnen bereitet ist von Anbeginn der Welt." Es ist das Reich des Friedens und der Liebe, das Reich des ewigen Lebens. Wie könnte demnach das Gesetz des Geistes gegen das Gesetz der Selbsterhaltung seyn? Eben unser Selbst, unser Ich ist für ewiges Daseyn und Leben bestimmt. Nur das Vergängliche, das Nichtige, soll verläugnet und verlassen, dagegen aber soll dem bleibenden, dem ewig dauernden angehangen werden. Christus steht als vollkommenes Muster der Selbstverläugnung da. Er entäußerte sich der Herrlichkeit, die er bei dem Vater hatte, und nahm Knechtsgestalt an: denn Knechte sind wir Alle, so lange Er und sein Geist uns nicht frei gemacht hat. Er entäußerte sich aller Güter des Lebens, ja des Lebens selbst: er ging in den Tod. Aber sein Sterben war kein Untergang, sondern der Weg zur Auferstehung und zum Leben, zu demselben unvergänglichen Leben, zu welchem auch wir, kraft seiner Bürgschaft, gelangen sollen, wenn wir anders uns dem Gesetz der Selbstverläugnung unterwerfen, ohne welche keine Freiheit von der Last der Erden-

Schwere, keine Fähigkeit zum Reiche des Lichts aufzusteigen, zu erlangen ist.

§. 4.

Das menschliche Selbst mit sich im Streit.

Wir gelangen jetzt an den weltbekannten Streit, welchen die Schrift den Streit des Fleisches wider den Geist, und umgekehrt benennt; wonach es dennoch den Anschein hat, als wäre das Gesetz der Selbsterhaltung mit dem der Selbstverläugnung im Widerspruche. Dieser Widerspruch scheint dadurch sogar deutlich ausgesprochen zu seyn, daß der tiefblickende Apostel, welcher uns das innerste Wesen des natürlichen Menschen zu Tage legt, in Bezug auf diesen Streit, geradezu von einem „Gesetz in den Gliedern" redet, welches kein anderes als das der Selbsterhaltung seyn kann; wie er es denn auch dem Gesetze des Geistes gegen über stellt. Ist es denn nun so, daß beide Gesetze einander feindlich begegnen und folglich mit einander im Widerspruche stehen, so ist der Streit zwischen „Fleisch und Geist" nicht auf Rechnung des menschlichen Selbst, sondern lediglich auf Rechnung des Gesetzgebers zu bringen. Was kann das menschliche Selbst dafür, daß es widerstreitenden Gesetzen unterworfen ist? Auf diese Weise wären wir vollkommen wegen aller uns anhängenden Mängel und Flecken gerechtfertiget, und es könnte eigentlich von keiner Sünde bei den Menschen die Rede seyn, da man nicht sündiget, wenn man dem Gesetze folgt, gleichviel welchem. Wie kommt es aber, daß sich die Menschen, sammt und sonders, wenn sie aufrichtig gegen sich sind, für Sünder anerkennen? Demnach muß doch die gesetzliche Einrichtung im Menschen den eben ausgesprochenen Tadel nicht verdienen, und der obwaltende Streit müßte sonach auf das menschliche Selbst, als dessen Quelle, zurückverwiesen werden. So finden wir es auch bei genauerer Untersuchung. Naturwesen haben nur Ein Gesetz: das Gesetz der (individuellen) Selbsterhaltung. Der Mensch, als Naturwesen, kann

also von diesem Gesetz nicht ausgeschlossen seyn. Und dieses wäre denn das von dem Apostel sogenannte „Gesetz in den Gliedern." Diesem Gesetz dient denn auch der Mensch als Naturwesen, oder der natürliche Mensch, (das Fleisch im Menschen,) und ist deshalb nicht zu tadeln. Aber nun erhebt sich im Menschen ein anderes Gesetz, welches ihm, als geistigem Wesen, gegeben ist. Wenn nun das menschliche Selbst gegen dieses Gesetz ankämpft, so verläugnet es sein geistiges Wesen: denn als solches sollte und würde es dem Gesetz des Geistes gehorchen. Wer giebt ihm nun ein Recht, das geistige Wesen zu verläugnen? Sobald der Mensch zum Bewußtseyn seiner selbst gekommen ist, ist er auch geistiges Wesen, ist in den Kreis des geistigen Daseyns aufgenommen, und das bloße natürliche Daseyn liegt hinter und unter ihm. Es ist ihm eine Selbstgewalt über das natürliche Daseyn gegeben, vermöge welcher er nicht mehr an das Gesetz gebunden ist, welches dieses Daseyn hält und trägt. Oder mit andern Worten: es ist nicht mehr die Natur, es ist blos der Geist, der über den Menschen gebietet, und nur wiefern der Geist das Gesetz der (individuellen) Selbsterhaltung zu seinem eigenen macht, hat der Mensch, oder das menschliche Selbst, demselben zu gehorchen. Dieser Gehorsam fällt aber weg, wiefern und sobald der Geist, zu seiner eigenen Aufrechterhaltung, genöthiget ist, die individuelle Selbsterhaltung zu beschränken, oder gar aufzuheben. Denn das Endliche ist des Unendlichen wegen da, und darf ihm nicht im Wege stehen; es wird nur gepflegt und genutzt, so lange es dem Unendlichen dient und dienen kann. Das menschliche Selbst also, einmal ein geistiges geworden, hat sich dem Geiste in allen Stücken zu unterwerfen. Der Mensch steht also als geistiges Wesen in der That nur unter Einem Gesetz, und läuft nicht Gefahr in einen gesetzlichen Widerspruch zu gerathen, wiefern er diesem Einen Gesetze folgt. Der Geist gebietet alleinig über ihn; und so ist er vom Gebote der Natur freigesprochen, möge dieses sich auch wirklich gegen das des

Geistes auflehnen. Allein dieses geschieht auch nicht: denn der Geist hat die naturnothwendige Selbsterhaltung, wie wir wissen, zu seinem eigenen Gesetze gestempelt, und er gebietet dieselbe so lange, als er nichts höheres zu gebieten hat, oder vielmehr, so lange, als sie seiner eigenen Erhaltung und ihrem Zwecke nicht hinderlich ist. Wenn demnach dennoch das menschliche Selbst sich gegen das Gesetz des Geistes auflehnt, so geschieht es nicht, weil es etwa das Gesetz der Selbsterhaltung zu vertreten und aufrecht zu erhalten hätte: denn dieses thut, wie gesagt, der Geist selbst, so lange es thunlich ist; sondern es geschieht aus einem andern Grunde, nämlich weil es nicht als geistiges Wesen, sondern blos als Naturwesen leben will. Hiemit aber tritt das Selbst gegen den Geist in den Zustand der Empörung; es usurpirt ein Recht, welches ihm nicht zukommt: denn es ist nicht mehr ein Unterthan der Natur, sondern des Geistes. In diesem Zustande ist das menschliche Selbst auch nicht einmal mit sich selbst einig, sondern es kämpft, so zu sagen, gegen sich selbst, indem es sich als Naturwesen behaupten will, und dennoch ein geistiges Wesen ist. Dieser Zustand der Uneinigkeit mit uns selbst ist es, der uns das ganze Leben hindurch verfolgt. Es fragt sich nun, woher denn diese Abneigung unseres Selbst gegen sein eigenes geistiges Wesen entsteht, und einen Kampf, gleichsam gegen das eigene Fleisch und Blut hervorruft; wenn anders dieser Ausdruck ohne Mißverständniß gebraucht werden kann. Dieses Problem ist es also, dessen Lösung uns jetzt beschäftigen muß.

Man redet gemeinhein von Sinnlichkeit und von einer sinnlichen Natur, als welche zuerst im Menschen erwache, und sein Streben in Anspruch nehme, bevor noch die Vernunft ihr Recht an ihn geltend zu machen vermöge. Daher der Streit, in welchen der Mensch mit sich selbst gerathe, wenn nun die Zeit kommt, wo er der Vernunft gehorchen soll. Diese Erklärung ist leicht zu geben, und scheint auf ganz natürlichem Wege, nämlich auf dem der Beobachtung

des menschlichen Entwicklungsganges gefunden zu seyn. Inzwischen muß man anerkennen, daß sie ihre Dunkelheiten und Schwierigkeiten hat, welche nicht so leicht auf die Seite zu räumen seyn möchten. Sie fließen aus dem Begriffe der Sinnlichkeit oder der sinnlichen Natur. Was versteht man unter diesem Begriffe? Versteht man darunter die Einrichtung, vermöge welcher wir in einer Sinnenwelt leben, so leuchtet aus dieser Einrichtung der Grund nicht ein, warum wir der Vernunft nicht gehorchen sollten, indem eine Sinnenwelt für die Entwickelung und Thätigkeit unserer Vernunft nothwendig ist. Allerdings entwickelt sich die Thätigkeit unserer Sinne früher, als die der Vernunft; allein hieraus folgt gar nicht, daß die erwachende Vernunft in ihren Rechten verkürzt werden müßte: denn die Sinne sind eben nur Werkzeuge der Vernunft, und stehen unter der, durch den Verstand vermittelten, Leitung derselben. Bei diesem Verhältnisse kann von einem Streite „des Fleisches wider den Geist" gar nicht die Rede seyn. Man muß also unter Sinnlichkeit oder sinnlicher Natur etwas anderes verstehen. Und so ist es auch. Man umfaßt unter diesem Begriffe die Naturtriebe und die aus ihnen entspringenden Neigungen zur Befriedigung natürlicher Bedürfnisse. Allein auch dieser Begriff erklärt uns den Streit des Fleisches wider den Geist noch nicht. Denn auf den Naturtrieben und ihrer Befriedigung beruht unsere physische Erhaltung; und diese, weit entfernt der Vernunft und ihrem Gebote Eintrag zu thun, ist sogar die äussere Bedingung zur Erfüllung dieses Gebotes, und ist, wie wir gesehen, auch von der Vernunft, oder vom Geiste selbst, sanctionirt, ja geboten, bis auf den Fall, wo der Geist das physische Daseyn zum Opfer verlangt; welcher Fall äusserst selten, und nur auf dem Höhepunkte des geistigen Lebens eintritt. Gemeinhin wird nur eine Unterordnung des physischen Daseyns unter das geistige gefordert, wie dieß dem Verhältnisse von Natur und Geist ganz angemessen ist. Wie also unsere „sinnliche Natur" dahin kommt, der Vernunft

oder dem Geiste zu widerstreben, ist auch auf diesem Wege nicht abzusehen. Es muß demnach in der sogenannten „Sinnlichkeit" noch etwas anderes verborgen seyn, was für das menschliche Selbst den Reiz und die Lockung mit sich führt, sich gegen die Vernunft oder den Geist aufzulehnen. Vergebens, wie gesagt, suchen wir dieses Etwas in unserer Einrichtung, oder auch in unserer früheren Gewöhnung unsere physischen Bedürfnisse zu befriedigen. In beiden ist, erwiesener Massen, kein Grund hievon aufzufinden. Was ist nun dieses Etwas? und woher entspringt es? Wenn wir recht auf uns Acht haben, so bemerken wir: es ist in uns ein Hang, nicht sowohl unsere natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen, — denn dieses ist, von der Naturseite unseres Wesens aus betrachtet, eine Nothwendigkeit, und von der geistigen Seite aus, ein Gesetz; — als vielmehr über die natürliche und nothwendige Befriedigung hinauszugehen und einem gewissen Gelüst zu folgen, welches uns wie mit magischen Banden zu allem was irdisch heißt, hinzieht, und an diesem Irdischen festhält; woraus dann der Widerstand gegen den Geist und sein Gebot der Selbstverläugnung von selbst erfolgt. Dieses ist die gleichsam eingeborne Richtung des menschlichen Selbst, und Jeder kann sie an sich wahrnehmen, der nur einigermassen aufrichtig gegen sich selbst ist. Selbst bei denen, die dem Geiste dienen möchten, findet sich dieser Hang; und so bleibt das tiefsinnige Wort des Apostels wahr: „was ich will, (dem Geiste gehorchen,) das thue ich nicht, und was ich nicht will, (dem Hange zum Irdischen fröhnen,) das thue ich." Die Erfahrung lehrt aber, daß es bei Vielen gar nicht einmal zu diesem Wollen kommt, sondern daß ihr ganzes Thun und Lassen auf diesen Hang, der sich öfters zum Grundsatze ausbildet, basirt ist. Woher nun dieser Hang, und seine Gewalt über das menschliche Selbst? Als etwas Zufälliges haben wir ihn nicht anzusehen: denn er ist auf das Festeste in unsere Natur gewurzelt, und entwickelt sich unfehlbar in jedem Menschen. Auf der andern Seite ist er auch nicht als eine Einrich-

tung unseres Wesens anzuerkennen, er erscheint vielmehr als etwas, das dieser Einrichtung ganz entgegen ist. Unserer Einrichtung zu Folge sollte eine vollkommene Harmonie zwischen unserer physischen und unserer geistigen Natur Statt finden; wie denn auch von vielen menschlichen Weisen diese Harmonie als die eigentliche Aufgabe des menschlichen Lebens angesehen und anempfohlen wird. Allein eben jener Hang ist es, der sich der Verwirklichung dieser Harmonie unausgesetzt entgegen stellt und sie rein unmöglich macht. Ja sie ist eigentlich durch den Geist selbst und seine Zwecke unmöglich gemacht, indem, selbst bei pflichtgemäßer Unterordnung des physischen Daseyns unter das geistige, dieses letztere zuweilen selbst die Aufopferung des ersteren gebietet. Dieses ist unserer Einrichtung gemäß, aber nicht jenes, daß wir auf Unkosten des Geistes das natürliche Leben begünstigen und vorzugsweise pflegen sollen. Warum aber thun wir es denn doch? oder mit anderen Worten (was der zweite Theil unserer Aufgabe war): woher jener Hang? Hier müssen wir nun in die Tiefe unseres Wesens blicken, wo wir finden, daß ein unversiegbarer Durst nach Wohlseyn uns zum Leben aufregt. Es wurde früher gesagt: der Mensch sucht das Paradies, d. h. den seligen Zustand oder die Seligkeit. Wir dürfen nicht meinen, daß das Bedürfniß eines seligen Zustandes blos in unserer sogenannten sinnlichen Natur begründet ist. Es ist nicht bloßer Sinnenkitzel, den wir suchen: es ist die Erfüllung, die Sättigung unseres ganzen Gemüths, unseres Begehrungsvermögens nach allen Richtungen hin, im ganzen Umkreise unserer Existenz, was der Gegenstand unserer heißesten Sehnsucht ist. Und dieß ist nicht etwa eine Ausartung unserer Natur, oder mindestens etwas Unedles, Niederes, wovon wir uns, nach der Ansicht einiger Philosophen, los zu machen hätten: sondern, wenn wir eine göttliche Offenbarung annehmen, in welcher Gottes Wille und Absicht mit uns, uns kund gethan worden, so ist gerade jenes Suchen der Seligkeit das, worauf wir angewiesen sind, so daß, nach Gottes überschwenglicher Güte, uns davon das höchste

Maß, die größte Fülle und Gnüge, mitgetheilt werden soll. Also, in dem Wunsche, in dem Streben nach Wohlseyn in umfassendster Bedeutung, liegt gar nichts Ungöttliches, im Gegentheil werden wir dazu, als zu etwas von Gott verordnetem, aufgemuntert. Allein dieser Aufschluß aus göttlicher Offenbarung selbst, so wie aus unserm innersten Herzen, statt uns in Einverständniß mit uns selbst zu setzen, bringt uns nur in immer tiefere Verwirrung. Ist jener Hang, oder vielmehr jener Trieb nach Wohlseyn, nicht blos unschuldig, sondern sogar göttlich geboten, warum liegen wir denn unaufhörlich im Streite mit uns selbst? Inzwischen zeigt sich hier eine Aussicht, aus dem Labyrinth zu kommen, wenn wir darauf aufmerksam sind, daß der Trieb nach Wohlseyn, und jener mehr genannte Hang, nicht eines und dasselbe sind. Allerdings stammt jener Hang aus dem Triebe nach Wohlseyn, und wir haben hiemit seine Quelle richtig aufgefunden. Aber der Trieb nach Wohlseyn ist etwas Allgemeines, und der genannte Hang etwas sehr Besonderes, nämlich Hang nach dem Irdischen, woraus das Hangen am Irdischen entsteht. Dieß ändert die Sache. Der Trieb nach Wohlseyn hat es mit keinem besondern Gegenstande zu thun, wiewohl er nicht ohne Gegenstand zu befriedigen ist. In dem Hange nach dem Irdischen ist ein Gegenstand gegeben, nämlich dieses Irdische selbst. Es bleibt demnach nichts übrig, als anzuerkennen, daß das Irdische der Gegenstand nicht ist, nach dem wir verlangen sollen. Wenn also ein Nicht-Irdisches der Gegenstand ist, welcher unsern Trieb nach Wohlseyn befriedigen soll, so muß in der Richtung unsers Verlangens nach dem Irdischen der Fehler liegen. Kurz der Hang, der uns an das Irdische bindet, muß der Fehler seyn, den wir begehen, und der Grund unseres Streites mit uns selbst. Dieß stimmt auch ganz mit der Weisung der göttlichen Offenbarung überein. So sehr auch das Suchen der Seligkeit uns geboten ist, und zwar mit den ausdrücklichen Worten: „Trachtet daß ihr selig werdet," so ist doch

das Suchen der Seligkeit im Irdischen uns verboten. „Trachtet nicht nach Schätzen, wo die Diebe nachgraben und stehlen" u. s. w. Hier wäre also der Stein des Anstoßes, und zugleich die volle Lösung unserer Aufgabe gefunden. Es ist nicht unser Verlangen nach Seligkeit, sondern unser Hang nach dem Irdischen, was jenen fortwährenden Streit in uns anfacht und unterhält. Dem Irdischen und Vergänglichen steht das Himmlische und Unvergängliche gegenüber. Ist unsere ganze Seele, unser innerstes Selbst, von jenem erfüllt, so haben wir keinen Raum in uns für dieses. Nun ist eben das Ewige und Unvergängliche die Sache des Geistes. Was Wunder demnach, wenn wir, falsch gestimmt und geneigt wie wir sind, uns vom Geiste abwenden, und statt aus dem Lichtquell zu schöpfen, uns in die Finsterniß einwühlen, wie der Maulwurf, dem das Auge versagt ist. Aber wir können und sollen sehen, was zu unserm Frieden dient. Stemmen wir uns dagegen, — wie wir es denn thun — so ist nicht abzusehen, wie wir in Einigkeit und Frieden mit uns selbst bleiben wollen. Und dieß ist es, was unser Leben in einer fortwährenden Oscillation erhält. Dieses hin und her schwanken oder geworfen werden, gleich dem Schiffe auf stürmischer See, ist nichts natürliches, oder vielmehr nichts bestimmungsgemäßes, sondern etwas gegen die Ordnung und Einrichtung unseres Wesens. Wir können den Gegensatz, in welchem wir uns in dieser Hinsicht befinden, nicht besser bezeichnen, als mit den Ausdrücken: Gott und Welt. Gott zieht uns an sich, und will uns bei sich haben, um uns selig zu machen. Wir fühlen diesen Zug, und möchten ihm folgen: denn was kann uns über die Seligkeit gehen? Allein die Welt zieht uns von Gott ab, und an sich, und wir folgen diesem Zuge, weil wir, unerleuchtet vom göttlichen Geiste, hier zu finden hoffen, was wir suchen, und noch mehr, weil wir, wie durch unbegreiflichen Zauber, von dem Vergänglichen gefesselt und festgehalten werden. Woher dieser Zauber kommt, dieses bleibt noch aufzulösen. Genug,

er ist da, wir Alle fühlen ihn, wir vermögen, durch uns selbst, nicht uns von ihm loszumachen. Und so ist und bleibt denn unser Selbst mit sich selbst im Streite, wenn nicht dieser Streit durch höhere Vermittelung geschlichtet wird.

§. 5.

Erzeugung des Bösen im menschlichen Selbst.

Es ist nicht nothwendig, daß der Hang zum Irdischen im menschlichen Selbst, bei jedem Kampfe mit dem Zuge nach oben, siege: aber es geschieht gemeinhin, wenn nicht das geistige Leben durch den Geist selbst geweckt ist und wach erhalten wird. Im letztern Falle läutert und kräftiget sich das menschliche Selbst allmählig zum Lichtleben; und die Schwerkraft, die uns zum Irdischen herabzieht, verliert ihre Gewalt. Bei solchen Lichtmenschen, die sich von Gott erwecken ließen, hält der Glaube, als ein lastloser Zustand, das Gegengewicht gegen die Schwerkraft, und sie wandeln leicht und frei durchs Leben. Hingegen Jene, die nicht durch das Licht von der Gewalt der Schwere befreit sind, befinden sich in einer üblen Lage, und bei Vielen ist es um das geistige Leben geschehen. Nämlich vom Hange zum Irdischen verlockt und festgehalten, wird ihnen das geistige Lebens-Element immer fremder, und sie selbst entfremden sich ihm immer mehr; woraus allmählig eine Abneigung, und zuletzt ein wahrer Widerwille, ja eine wirkliche Feindschaft gegen dasselbe erfolgt. Jedoch ist dieß nicht lediglich ihr eigenes Werk, sondern es ist hier eine Macht geschäftig, welcher wir zunächst einige Aufmerksamkeit zuwenden müssen, um so mehr, da eben aus ihr der Zauber erklärbar wird, von welchem am Schlusse des vorigen §. die Rede war.

Wir müssen hier vor allen Dingen den Begriff einer Feindschaft gegen das Licht, oder, was dasselbe ist, gegen das Gute oder Heilige festhalten. Diese Feindschaft ist nicht ursprünglich im Menschen, und sie würde sich auch nicht entwickeln und Gestalt gewinnen können, wenn sie nicht von

aussen Aufregung und Nahrung fände. Wir lesen in unseren heiligen Urkunden, daß die Schlange das Weib verführte. Wir dürfen darum, daß hier in der Bildersprache geredet wird, diesen historischen Vorgang — denn das ist er, dem Sinne und dem Zwecke der Erzählung nach — nicht für ein unterhaltendes, und noch weniger für ein abgeschmacktes Mährchen halten und erklären. Hiegegen streitet die tiefe psychologische Wahrheit, welche sich in jener Darstellung beurkundet, sobald wir nur die Bilder in Begriffe übersetzen. Diese Verführungsgeschichte wird täglich im menschlichen Selbst neu; und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn sie irgend einmal sich zum ersten Male zutrug, also ein wirkliches, erstes, Ereigniß war, und einen entstehenden Zustand bezeichnete, welchem ein Zustand anderer Art vorausgegangen war, den wir füglich mit dem Namen der Unschuld bezeichnen können. Wer erinnert sich nicht aus frühester Lebenszeit seiner eigenen Unschuld und Reinheit, und des Friedens, ja des Himmels in eigener Brust? und wer muß nicht eingestehen, daß dieser selige Zustand — denn das ist er — allmählig aus dem eigenen Leben verschwand, und nur in seltenen schönen Sabbatstunden eines reinen Daseyns wiederkehrte? Nun, in diesem Zustande war auch das erste Weib, d. h. das erste Gemüth, ehe es, von der Schlange verführt, nun auch seiner Seits den Mann, d. h. den Willen, verführte. Fassen wir das alte ureinfältige Wort auf diese Weise auf, so steht es, der bildlichen Hülle entkleidet, im rein psychologischen Begriffszusammenhange da. Aber wer, oder was, war die verführerische Schlange? Auch dieses Bild läßt sich durch einen Begriff übersetzen, zu welchem uns unsere eigene Erfahrung die Merkmale an die Hand giebt. Wir können nämlich deutlich bemerken, daß, wenn wir in irgend einem Falle vom Guten abgelenkt werden, dieses nicht, wie man gemeinhin glaubt, durch die Sinne geschieht, als welche nur den Stoff zu Vorstellungen liefern, sondern durch die den sinnlichen Eindrücken sich beigesellende verführerische Einbildungskraft. Diese, die es ver-

steht, sich schlangengleich zu winden, und unser Inneres zu beschleichen, trübt gleichsam durch ihren Anhauch den reinen Spiegel unserer Seele, und zieht uns, wenn wir nicht über uns wachen, in ihr Garn. Es ist merkwürdig, daß in der Thätigkeit der Einbildungskraft etwas Fremdartiges, uns selbst nicht Angehöriges, vorwaltet, etwas, das uns eingebildet wird, das wir demnach empfangen, nicht uns selbst geben, wenigstens nicht mit Bewußtseyn. Es findet aber dieses Empfangen in unserm Innern nicht blos bei der Thätigkeit der Einbildungskraft Statt, sondern wir erfahren ein Gleiches auch bei den Regungen unseres Gewissens, und überhaupt bei allem, was wir geniale Eingebung nennen; nur daß die Gewissens-Regungen und die reinen geistigen Eingebungen, was ihren Gehalt betrifft, von ganz anderer Art sind als die Einflüsterungen der Einbildungskraft. Jene tragen nämlich unverkennbar den Charakter des Heiligen und Göttlichen an sich, diese nicht. Was aber dem Heiligen und Göttlichen gegenüber steht, ist nichts anderes, als das Unheilige und Ungöttliche. Gesetzt nun, die Einbildungskraft würde wirklich von etwas Fremdartigem, uns nicht angehörendem, in Bewegung gebracht, so würden wir dieses nothwendig als etwas Unheiliges und Ungöttliches zu betrachten haben. Woher aber soll dieses Unheilige, Ungöttliche kommen? da es doch unmöglich aus der Natur, d. h. aus der göttlichen Schöpfung abstammen kann, als deren Kräfte, die Schwerkraft nicht ausgeschlossen, die wir der Lichtkraft entgegengestellt haben, sämmtlich in der göttlichen Ordnung einbegriffen sind. Wir machen hier zugleich bemerklich, daß dieses Unheilige oder Ungöttliche nothwendig etwas Geistiges seyn muß, da es ohne einen, dem Heiligen, welches ein Wille ist, entgegenstehenden Willen nicht gedacht werden kann. Es müßte also ein unheiliger, ungöttlicher Wille seyn. Ein Wille aber, ohne ein geistiges Wesen, dem er angehört, ist undenkbar. Aber nochmals: woher ein solches, dem Heiligen sich entgegenstellendes, geistiges Wesen? Wir müssen vor der Hand die Beantwor-

tung dieser Frage ausgesetzt seyn lassen und an ihren Ort (im dritten Theile dieses Werkes) verweisen. Genug, daß wir uns denken können, wie auf die gleiche Weise, durch welche uns das Heilige zukommt, nämlich durch Vermittelung, auch das Unheilige an uns gelangt, nur, wie sich von selbst versteht, auf ganz verschiedenen Wegen: das erstere durch die für das Göttliche empfängliche Vernunft; das zweite durch die für das Ungöttliche empfängliche Einbildungskraft. Man kann hier einwendend fragen: gehört denn die Einbildungskraft nicht auch unter die geistigen Kräfte des Menschen? und hat sie nicht auch ihre vom Schöpfer angeordnete Bestimmung? Allerdings. Aber, vermöge ihrer völligen Losgebundenheit von allem Gesetz, ist sie fähig, das Organ eines vom Gesetz ebenfalls völlig losgebundenen geistigen Wesens zu seyn, wie das so eben als ein blos Mögliches angenommene. Als ein solches Organ erscheint die verführende Schlange im Paradiese, die das Weib durch List bethörte.

So viel zur Erörterung der oben aufgestellten Behauptung, daß die im menschlichen Selbst sich erzeugende Feindschaft gegen das Heilige, nicht lediglich das Werk des Menschen selbst sey, sondern einer fremden, selbst feindlich auf den Menschen einwirkenden Macht.

Wir haben bis jetzt der sich allmählich im menschlichen Selbst erzeugenden Abgeneigtheit, ja Feindschaft, gegen das Göttliche, noch keinen Namen gegeben; es ist aber nicht schwer, einen solchen, der das Wesen dieses Erzeugnisses treffend bezeichnet, auszufinden. Das Göttliche oder Heilige nennen wir mit einem gleich viel bedeutenden Ausdrucke: das Gute; nämlich das Gute an sich, oder das absolut Gute, nicht das, was blos beziehungsweise gut ist, und mit dem besondern Namen des Nützlichen bezeichnet wird. Es ist hier nicht der Ort, in die genauere Bestimmung des absolut und relativ Guten einzugehen; nur der Begriff des ersteren sollte hier festgestellt und vor zweydeutiger Auffassung gesichert werden. Diesem Guten nun steht, als Ungöttliches und Unheiliges, das Böse gegenüber, dessen Wesen durch seine Ungöttlichkeit und Unheiligkeit auf das deutlichste ausgesprochen ist. Man sage nicht: auch die Natur ist ungöttlich, folglich ist sie böse. Die Natur ist allerdings göttlich, als göttliches Werk, oder göttliche Schöpfung betrachtet; allein sie ist nicht göttlich an sich, gleichsam aus sich heraus und durch sich selbst: denn ihr mangelt eigene Intelligenz und eigener Wille. Aber die Natur ist auch nicht böse, aus demselben Grunde, weil Güte oder Bosheit nur geistigen Wesen zukommen. Es giebt nichts physisch Böses, und die, welche das Wesen des Bösen in der Materie gesucht haben, oder auch noch suchen, haben nicht blos nicht daran gedacht, daß das Böse nur ein geistiges Attribut ist und seyn kann, sondern sie haben auch noch zu erweisen, daß es ein Ding der Art, wie die Materie, giebt. Kurz, um wieder zu unserm Thema zurückzukehren: es erzeugt sich im menschlichen Selbst, dadurch daß es sich vom Heiligen abwendet, ihm abgeneigt, ja sogar gegen dasselbe feindlich gesinnt wird, das Böse. Nicht auf einmal, wie bereits bemerkt worden, aber allmählich. So lange der Zustand des Schwankens zwischen Licht und Schwere dauert, ist nur der Hang zum Bösen rege, und diesen kann kein Mensch von sich abläugnen, als ob er von demselben frei wäre. Aber dieser Hang verliert sich in das Böse selbst, wird zum wirklichen Bösen, sobald er sich mit dem (durch die Einbildungskraft) eindringenden Reize zum Bösen gleichsam vermählt, oder denselben in sich aufnimmt. Er nimmt, oder vielmehr das menschliche Selbst durch diesen seinen Hang, nimmt alsdann eine Art von Krankheitsstoff auf, welcher allmählig das ganze Wesen vergiftet; was nicht schwer zu erweisen ist. Das menschliche Selbst ist, erwiesener Massen, das menschliche Gemüth, gleichsam die innerste menschliche Seele. Dieses Innerste wird also zunächst vom Bösen ergriffen: denn jener Hang wohnt ja im Gemüthe. Nun ist das Gemüth auf das innigste mit der Vorstellkraft und mit der Willenskraft verbunden. Ist das Gemüth demnach vom

Krankheitsstoffe des Bösen angesteckt, so theilt sich dieser ganz natürlich der Vorstellkraft, wie auch der Willenskraft mit: denn wir können eben so wenig ohne Vorstellungen begehren, als ohne Begehrungen handeln. Man kann jedoch auch ursprünglich die Vorstellkraft, nämlich eben mittels der Einbildungskraft, oder als solche, vom Reize des Bösen ergriffen seyn lassen, so daß der Hang zum Bösen zunächst in der Einbildungskraft und durch sie zum wirklichen Bösen wird. Der Erfolg ist aber immer derselbe. Nämlich nun verführt die Einbildungskraft das Gemüth durch ihre Lockungen, mittels des Gemüths aber den Willen, wie wir dieß in der uralten Geschichte des Sündenfalles vorgehen sehen, wo zuerst die Schlange das Weib, und dann das Weib den Mann verführt. So viel wird aus dieser gesammten Auseinandersetzung begreiflich, daß, ist einmal das Böse in das menschliche Selbst eingedrungen, die Pforten überall offen stehen, durch welche es sich über den ganzen Menschen verbreiten kann. Wenn nun auch nicht alle Menschen im gleichen Grade und auf gleiche Weise vom Bösen durchdrungen sind, so giebt es doch keinen, in dem der Keim des Bösen nicht lebendig geworden wäre; und wir kränkeln Alle, mehr oder weniger, an dem Uebel, was wahrhaft ein Erbübel genannt werden kann: denn seit der ersten Sünde ist die Sünde nicht wieder unter den Menschen verschwunden; und das Böse, durch unser Zuthun an uns gelangt, ist eben die Sünde. Wovon weiterhin mehr. Jetzt ist noch der eigentliche Charakter des Bösen im menschlichen Selbst näher zu bestimmen.

§. 6.

Die Selbstigkeit als das eigentliche Böse im Menschen.

Das Böse ist das Unheilige. Wir werden also, um das Böse seinem wahren Charakter nach recht kennen zu lernen, den Begriff des Heiligen genau zu bestimmen haben. Wir schöpfen diesen Begriff aus dem göttlichen Wesen, den Begriff des göttlichen Wesens aber aus seiner Offenbarung. Gottes Wesen ist die Reinheit und Fleckenlosigkeit selbst. Gott wird der Vater des Lichts genannt, und in dem Bilde des Lichts ist auch das Wesen der Heiligkeit ausgedrückt. Das Licht ist der Ausdruck der Offenbarung, des Ausstrahlens, des Hervortretens, der Selbstentäusserung. Gott ist durch und durch Licht, das heißt, sein ganzes Wesen ist ein Geben, ein Schenken, eine Liebe. Gott ist die Liebe, und in dieser seiner Wesenheit offenbart sich sein heiliges Wesen in vollkommener Herrlichkeit und Anbetungswürdigkeit. Wir beten Gott an, weil er überschwenglich gut ist. Seine Liebe ist seine Güte, und seine Güte ist seine Heiligkeit. Hieraus können wir das Wesen des Unheiligen und folglich des Bösen überhaupt, erkennen. Dieses tritt nicht aus sich selbst heraus, es giebt sich keinem Andern hin, es kennt keine Selbstentäußerung, sondern es zieht sich vielmehr in sich selbst zurück, dergestalt, daß ihm sein Selbst sein Eins und Alles ist. Darum ist ihm aber auch alles Andere im Wege, verhaßt, und Gegenstand des Strebens nach Verdrängung, nach Vernichtung. Nur wenn das Fremde in den Kreis dieses Selbst-Wesens aufgenommen werden kann, wird ein Streben rege, welches man Liebe nennen könnte, wenn das Liebe wäre, was nur haben, aber nicht geben will. Und so kommt denn diesem Streben nur der Name Habsucht zu. Haß und Habsucht charakterisiren also dieses selbstische Wesen: denn so muß man das Böse nennen, weil es nur sich selbst behaupten und alles Andere entweder vernichten oder in den Strudel seines Selbst hineinziehen will. „Aber, (kann man sagen) dieses thut ja jedes Einzelwesen, jedes Individuum, jedes Selbst, und zwar nach einer ursprünglichen und göttlichen Einrichtung, die wir in dem Triebe zur Selbsterhaltung erkannt haben. Es giebt also entweder überhaupt nichts Böses, oder alles individuelle Daseyn, und folglich die ganze Natur, ist böse.“ Dieß behauptet in der That eine alte Indische Lehre, nach welcher die Schöpfung ein Abfall von Gott ist, der nur da-

durch gesühnt werden kann, daß die Schöpfung in Gott zurückkehrt, und folglich vernichtet wird. Daher auch die Indischen Büßer auf Selbstvernichtung ausgehen, um nur in das Wesen der Gottheit einzugehen. Diese Ansicht ist aber nichts weiter als eine grobe optische Täuschung. Wäre die Schöpfung ein Abfall von Gott, so wäre Gott nicht Schöpfer und Erhalter aller Dinge, und das Christenthum ruhete auf einer ganz falschen Basis, wie es denn auch von einem falschen Prinzip ausginge. Zwar heißt es auch in der Schrift: „die Himmel werden vergehen, sie werden veralten wie ein Gewand;" aber es ist noch hinzugefügt: „sie werden verwandelt werden, wie ein Kleid, wenn Du sie verwandeln wirst." Dieß deutet aber auf keine Vernichtung, sondern auf eine Verklärung, auf eine Vollendung der Schöpfung hin. Nochmals: ist die Schöpfung ein Abfall von Gott, etwas Böses, ja das radical-Böse, so ist Gott eben nicht Schöpfer, er ist aber dann auch nicht Gott: denn ein Gott, der nicht schafft, ist keiner. Er ist, wenn er ja ein Seyn hat, ein beschränktes Wesen, und folglich auch darum nicht Gott, denn er ist auf seine eigene Existenz beschränkt, das All gehört ihm nicht an, es ist ausser ihm, und darum ausser ihm, weil es böse ist; aber darum auch böse, weil es ausser ihm ist. Gleichwohl behauptet es seine Existenz, und so beschränkt es die Existenz Gottes, das heißt, consequent gesprochen: es vernichtet dieselbe. Widersprüche auf Widersprüche, die nur dadurch gehoben werden, daß wir die Schöpfung für Gottes Werk anerkennen. Dennoch bleibt der obige Einwurf in seiner Kraft, wenn er anders eine solche besitzt. Aber er besitzt sie nicht: denn wohl ist das endliche und bedürftige Wesen an das Streben nach Selbsterhaltung gewiesen, aber neben dem Triebe nach Selbsterhaltung ist einem jeden auch der Mittheilungstrieb eingepflanzt, und ihm damit eine freundliche Beziehung auf das, was ausser ihm ist, gegeben, welche eben dem selbstischen Wesen abgeht. Nur dadurch, daß ihm diese Beziehung mangelt — nicht nach göttlicher Einrichtung,

sondern nach eigener Bestimmung — ist das selbstische Wesen böse. Es tritt also der wesentliche Unterschied zwischen dem Wesen, welches ein Selbst ist, nnd zwischen dem selbstischen Wesen ein, daß jenes in Gottes Ordnung gehört, dieses aber aus dieser Ordnung herausgetreten ist. Ein beharrlich selbstisches Wesen, oder ein solches, in welchem die Selbstigkeit Grundcharakter geworden ist, ist ein wahrhaft böses Wesen: denn es hat sich von der Liebe im oben angegebenen Sinne, also vom Guten, losgesagt. Zum Glück ist der Mensch in der Regel nicht so beharrlich, daß nicht von Zeit zu Zeit wenigstens der Mittheilungstrieb in ihm erwachen sollte, durch welchen er sich wieder der Lichtseite des Lebens zuwendet. Auch ist der Mensch nicht ursprünglich böse, und der Mittheilungstrieb wird nur in seltenen Fällen dergestalt unterdrückt, daß er gar keinen Raum zur Entwickelung der Liebe erhält. Inzwischen ist auch nicht zu läugnen, daß das menschliche Selbst einen großen Hang zur Selbstigkeit hat, und daß diese bei Vielen nicht blos früher, sondern auch vollständiger ausgebildet wird als ihr Gegentheil. Wo dieß nun der Fall ist, da können wir mit dem besten Willen das menschliche Selbst nicht vom Bösen frei sprechen. Es finden indeß nicht blos verschiedene Grade, sondern auch verschiedene Arten statt, in denen sich das Böse im Menschen einnistet; und diese machen nun noch den Gegenstand einer nähern Betrachtung für uns aus, indem sie zugleich den Uebergang in unsere folgenden Untersuchungen bilden.

Es ist schon früher davon gesprochen worden, daß sich das Böse auf verschiedene Weise in den Menschen einschleicht und gleichsam verschiedene Wohnplätze in demselben einnimmt, wenigstens vorzugsweise bald das eine, bald das andere Gebiet seines innern Wesens in Beschlag nimmt. Hiedurch treten denn nun verschiedenartige Erscheinungen des Bösen hervor, welche aber stets den Charakter der Selbstigkeit an der Stirne tragen. Es umfassen diese Erscheinungen das weite Reich der moralischen menschlichen Ausartungen, indem sie

von der Rohheit beginnen, und mit der gänzlichen Verderbtheit endigen. Der nicht zum Guten erzogene Mensch, in welchem namentlich das Mitgefühl, der Quell der Liebe, eben so wenig von Außen erweckt, als von selbst erwacht ist und Nahrung erhalten hat, ist oder wird kalt und hartherzig; das Elend seiner Nebenmenschen rührt ihn nicht, und so findet denn die Selbstigkeit in seinem Gemüth einen fruchtbaren Boden zum Wachsthum und Gedeihen. Denn er ist nicht ohne Triebe, und folglich auch nicht ohne Gefühl, nur daß sich dieses lediglich auf seine eigenen Bedürfnisse bezieht, welche in dem Maße zunehmen, als seinen Trieben und Begierden von außen her keine Schranken gesetzt sind, oder vielmehr sein begehrliches Selbst solche Schranken nicht anerkennt. Sein Selbst ist seine Welt, und was ihn in der Welt umgiebt, sieht er als um seines Selbst willen vorhanden an. Die bereits als ein Hauptcharakter des Bösen aufgestellte Habsucht erscheint als ein Grundtrieb dieses selbstischen Gemüths. An die Habsucht schließt sich die Genußsucht an, die, bei obwaltender Roheit, sich in dem Kreise der thierischen Begierden umhertreibt und das Gefühlsvermögen allmählich zu völliger Brutalität herabzieht, woraus dann die scheußlichsten Ausbrüche des Handelnden hervorströmen. Eine Menge roher Menschen dieser Art sind der schauerlichsten Verbrechen fähig, zu denen sie auf geringe Veranlassungen gereizt werden, und die sie mit kaltem Blute verüben. Die Criminal-Acten sind reich an Ereignissen solcher Art. Da aber, wo die Rohheit durch eine Art von Cultur gezähmt, aber dennoch das Gemüth nicht für die Liebe aufgeschlossen wird, erscheint die Selbstigkeit desselben nur in etwas veränderter Gestalt, nämlich als Eigennutz, Geiz, und Herzlosigkeit. Ein solcher Mensch kann für das Geschäftsleben, ja für das feinere Gesellschaftsleben sehr ausgebildet seyn, er kann einen hohen Grad von sogenannter Politur erhalten haben; aber auch sein Herz ist wie glatt polirter Stahl: die Pfeile menschlicher Noth und menschlichen Elends prallen von ihm ab, die Bitten und

Thränen der Unglücklichen rühren ihn nicht, und die Wonne gestillter Thränen kennt er nicht. Das niedrig rohe Gemüth erweckt nur Verachtung, aber das kalt und ruhig selbstische reizt zu Zorn und Haß; und es ist schwer, diesen Anregungen zu widerstehen, wiewohl, da uns die Gegenstände derselben so häufig im Leben begegnen, die Macht der Gewohnheit diesen Widerstand erleichtern sollte. Wir nennen diese Art der Selbstigkeit vorzugsweise Egoismus. Allein es giebt noch einen Egoismus anderer Art, der auch im Gebiete des Gemüths zu Hause ist. Er ist auf den zweiten Grundtrieb des Menschen, auf den Trieb zum Seyn basirt, und erscheint als Stolz, Hochmuth und Dünkel. Der Stolz ist die Selbstigkeit, die aus dem Kraftgefühl des eigenen Seyns hervortritt. Der Stolze schätzt alle Andere gering, und ermangelt des Gefühls von fremdem Werthe. Der Hochmüthige schlägt seinen eigenen Werth auf das Doppelte und Dreifache an; wenn dieß anders noch reicht. Der Dünkelvolle ist der bedauernswertheste von Allen: denn er bildet sich zum Erstaunen viel auf etwas ein, was er weder ist noch hat. Alle diese jedoch sind sich an Egoismus gleich. Stolz, Hochmuth und Dünkel sind aber wiederum verschieden, je nachdem die Gegenstände verschieden sind, auf die sie sich basiren. Bald sind es Talente, und ihre Ausbildung für Kunst und Wissenschaft; bald ist es der Stand und Rang in der bürgerlichen Gesellschaft; bald ist es Geld und Gut, oder was man in der Weltsprache Vermögen nennt; ja sogar die äussere wirkliche oder eingebildete Wohlgestalt ist hievon nicht ausgeschlossen. In allen diesen Erscheinungen ist der Charakter der Selbstigkeit nicht zu verkennen, und diejenigen, an denen sie haften, haben ihr Selbst dem Göttlichen verschlossen, sie sind der Macht des Bösen unterthan. Aber sie sind doch noch nicht von Grund aus verderbt: denn sie theilen nicht mit den früher genannten die Gemüthlosigkeit. Aber gänzlich verderbt sind diejenigen, bei denen das Böse bis in den Willen eingedrungen ist. Es ist kein Wunder, wenn in gänzlich verwahrlosten,

selbstischen Gemüthern auch der Wille vom rein selbstischen Streben ergriffen wird; denn nach seinen Neigungen handelt der Mensch, und Habsucht, Neid, und Haß, zu denen sich so leicht die Rachsucht, die Schadenfreude und die Zerstörungslust gesellt, lassen kein gutes Motiv für den Willen übrig. Und so kommt es nach und nach dahin, daß der Wille im Thun des Bösen, wie in seinem Elemente, lebt, und das ganze Leben des Menschen eine fortgesetzte Feindschaft gegen das Gute wird. Nun kann das Gute nicht bestehen ohne innere Wahrheit und Wahrhaftigkeit. Es ist daher eben so natürlich, daß ein solches Gemüth und ein solcher Wille der Wahrheit abhold ist, und daß jene Erscheinung in das Leben tritt, welche sich als Verläugnung der Wahrheit erkennbar macht, und die wir mit dem Namen der Lüge zu bezeichnen pflegen. Die Lüge ist gleichsam das offene Bekenntniß des gänzlichen Abfalles vom Guten, und des tiefsten Versinkens in die Selbstigkeit. Die Lüge nun ist es, mit welcher sich diese Blätter ausschließlich beschäftigen sollen, und wir stehen nun, nach vollendeter Vorbereitung, am Eingange in das eigentliche Gebiet unserer Forschung.

Drittes Kapitel.

Psychologie der Lüge.

§. 1.

Das menschliche Selbst vor dem Gewissen.

Unsere Seele, oder unser Selbst, gleicht dem Weibe, das an den Spiegel gebannt ist. Der Spiegel, vor welchem unser Selbst sich wahrnimmt, ist das Gewissen. Vor diesem Spiegel aber erscheint unser Selbst nicht wie das Weib vor dem seinigen, im Schmucke wahrer oder erborgter Schönheit, sondern mit allen seinen Flecken und Mängeln, die sich durch keine Kunst und kein Bemühen vor diesem strengen Richter der Wahrheit verbergen oder verschönern lassen. Darum steht auch unser Selbst eben so ungern vor diesem Spiegel, als das Weib gern vor dem seinigen. Gleichwohl sind wir an den Spiegel des Gewissens gebannt, und er ist unser steter Begleiter. Unsere Gefühle und Neigungen, unsere Gedanken, Vorsätze und Handlungen liegen offen vor ihm da; unser ganzes Selbst, wie es ist, bleibt ihm immerfort zur Schau ausgestellt. Doch das hier gebrauchte Bild ist viel zu wenig geeignet, das wechselseitige Verhältniß zwischen unserm Selbst und dem Gewissen zu bezeichnen, als daß wir noch länger von ihm Gebrauch machen dürften. Also ohne Bild: das Gewissen ist der reine, heilige, erhabene Begleiter unseres Lebens, der allgegenwärtige Gott, dem wir nicht entfliehen können, „und nähmen wir Flügel der Morgenröthe, und flö-

gen an das äußerste Meer." Die reine Herzensergießung des Psalmisten, aus welcher diese Worte entlehnt sind, veranschaulichet uns noch heute, und belebt gleichsam von neuem, ein Verhältniß, welches in unsern Tagen, und bei unserer engen Zurückgezogenheit in unser Selbst, wie ein Traum, wie eine Dichtung erscheint, wiewohl es einst, in den uralten Tagen reiner Herzenseinfalt, und bei gottgeweihten Menschen, ein höchst lebendiges und inniges war. Es ist die vertraute Angeschlossenheit des Menschen an Gott, welche wiederum eine Annäherung und gleichsam ein Eingehen Gottes zu dem ihm ergebenen Menschen in sich schließt, so daß man dieses Verhältniß füglich einen Umgang nennen kann. Auch vor uns noch steht sie, die heilige Stätte, wo der Mensch und Gott zusammentrafen, die Stelle, auf welcher Gott den Menschen anredete, und dieser antwortete und sprach: „rede, Herr, dein Knecht höret." Es ist die Stelle, wo das Selbst und das Gewissen zusammentreffen, gleichsam der Sprechort für das Geschöpf und den Schöpfer. Aber wie eine Ruine steht sie vor uns da, diese heilige Stätte. Nicht mehr schaut hier das innere Auge den Herrn, der von der Höhe niederfährt, nicht mehr vernimmt das innere Ohr den Hauch seines Mundes, wie eines nahen Freundes, der in lebendiger Rede sich und seine Gesinnung offenbart, und mit dem das Herz vertrauliche Zwiesprache pflegt. Er selbst, der Sprechende ist uns fern, und nur das Echo seiner Stimme ist uns im Gewissen zurückgeblieben. Und selbst dieses Echo, bei wie Vielen verhallt es, oder wird nur wie aus weiter Ferne vernommen. Aber es sind Deren auch, die es lauter und deutlicher als wirkliche Stimme vernehmen, und die nahe Gegenwart des Sprechenden ahnen. Es giebt Deren sogar, die sich mit dieser Stimme befreunden, und sich von ihr weisen und führen lassen. Aber gemeinhin ertönt sie nur, wenn der Mensch fallen will, oder gefallen ist; und dann ist ihr Klang, wie der Schall des Donners, erschreckend, und das Licht, das sie begleitet, vernichtend, wie der Blitz in der Nacht. Dann

fühlen wir und werden gewahr, daß wir einen Richter unserer geheimsten Gedanken und verborgensten Handlungen in uns tragen, und das arme menschliche Selbst steht in seiner völligen Nacktheit und Blöße vor diesem strengen unerbittlichen Richter. So wollen wir es jetzt auffassen und betrachten.

Von Jugend auf und schon in zarter Kindheit, von Eltern und Erziehern nur geweckt, nicht an- und ein- gebildet, tritt uns ein inneres Sollen entgegen mit unabweislicher, täglich erneuerter Anforderung. Es ist eine gewisse Richtung, ein gewisser Gang des Lebens, der uns innerlich angemuthet wird; welcher Anmuthung wir aber nur gar zu gern uns entziehen, und schon frühzeitig lieber nur das thun, was uns gelüstet, indem wir uns ungern in unserm willkührlichen Thun und Treiben stören lassen. Schon das Kind mag gar zu gerne thun, was es nicht soll, und nicht thun, was es soll, sobald der Ruf des Gebotes und Verbotes von außen an das kleine Selbst gelangt, und als inneres Echo wiedertönt. Es ist der eigene Wille, welcher sich schon frühzeitig gegen den fremden Willen behauptet, und gar leicht in Starrwillen ausartet. So werden wir böse, oder neigen doch wenigstens zum Bösen hin, ehe wir noch deutlich wissen, was dieses Böse ist, wiewohl wir es ahnen durch ein inneres Gefühl, daß wir anders seyn sollten, als wir sind. Dieses Gefühl spricht sich immer deutlicher aus, je weiter wir im Leben vorwärts schreiten. Denn zu dem Gebot und Verbot der Eltern gesellt sich bald ein eigenes inneres Gebot und Verbot: das des Gewissens. Aber wir suchen es, sobald es erscheint, zurückzudrängen, und, obgleich wir hören, dennoch zu thun, als ob wir nicht hörten. So sind wir schon ein gut Stück Weges im Leben fortgegangen, und nur selten sind wir der Richtung gefolgt, die uns von Innen heraus angewiesen wird. Wir befinden uns schon im völligen Tumult unserer Affecte und Neigungen, wenn wir uns unseres Selbst deutlicher bewußt werden, und wenn das Gewissen anfängt sich diesem Selbst gegenüber zu stellen. Wir scheuen es, wie einen Zuchtmeister, der es auch ist, und su-

chen seiner Ruthe auf alle Weise zu entgehen. Kurz, es entspinnt sich schon frühzeitig ein Streit, ja es entwickelt sich ein Kampf: es ist der Kampf der Neigung gegen die Pflicht. Der Kreis der Pflichten öffnet sich, sobald die Lernzeit in die Spielzeit eintritt, und die bisherige Willkühr in der Zeitanwendung gehemmt wird. Schon jetzt zeigt sich mancher Widerstand, der aus der Abneigung gegen die geforderte Aufmerksamkeit und anhaltendes Stillsitzen entspringt. Da die äußere Freiheit in den Lernstunden gehemmt ist, so sucht sich die Einbildungskraft eine innere zu erringen, und lockt auf diese Weise Strafen auf den flatterhaft-Unaufmerksamen. Die Strafen aber, oder vielmehr die Züchtigungen, erreichen bei weitem nicht immer ihren Zweck: sie verstimmen und verbittern oft das Gemüth, und machen es dem Nothwendigen und Rechten abhold. Um so mehr nimmt nun die Neigung zu Willkühr und Eigenwillen überhand, und Alles aus dem Kreise der Pflichten verbannte, oder alles Verbotene, zieht mit immer größerer Zaubergewalt den nach Lust und Ergözzung strebenden Sinn an sich. So erzeugt sich allmählig die Gewohnheit, statt des graden Weges, Abwege zu suchen, und sie nimmt mit den Jahren zu. Gleichgesinnte vereinigen sich leicht zu verbotener Lust; ein Uebelstand, dem vorzüglich öffentliche Schulen nicht entgehen können. Die Abweichungen von der Pflicht wachsen mit den Jahren, wenn ihnen kein Einhalt geschieht oder geschehen kann. Aus leichtfertigen und leichtsinnigen Jugendstreichen werden Vergehungen, und aus diesen nicht selten Verbrechen. Aber wo es bei jungen Leuten beiderlei Geschlechts, vorzüglich in den niederen Ständen, die meist einer sorgfältigen Erziehung ermangeln, auch nicht auf dieses Aeußerste kommt, nisten sich doch eine Menge Verwöhnungen, falsche Triebe und Neigungen ein, die den Menschen gemeinhin durch das ganze Leben begleiten, die ihn mehr oder weniger von der graden Bahn des Lebens und von dem Ziele der wahren Bestimmung entfernen, und so die Spaltung zwischen Neigung und Pflicht

unterhalten. Und diese Dissonanz des Lebens greift durch alle Stände und Beschäftigungen. Wir lassen Ausnahmen, sogar in bedeutender Anzahl, gelten; allein von der Menge ist es klar, und durch die Erfahrung aller Zeiten erwiesen, daß sie, statt auf dem graden Wege einer höhern Bestimmung entgegen zu gehen, sich in einem Taumelkreise nichtiger Bestrebungen herumtreibt, auf welchen das innere, prüfende und richtende Auge nur mit Unwillen blicken kann. Die Stunden, die Tage, die Jahre vergehen, ein bedeutender Abschnitt des Lebens nach dem andern wird zurückgelegt, ohne daß man dem Ziele, der Läuterung und Heiligung seines Wesens, näher gekommen ist, oder auch nur näher zu kommen gedacht und gestrebt hat. Dabei findet sich bei den also Lebenden kein Frieden im Innern. Mit sich selbst entzweiet, der wahren Zufriedenheit ermangelnd, suchen sie Befriedigung überall, nur nicht da, wo sie zu finden ist, sind auch unwillig, oder zürnen wohl gar mit dem Schicksal, daß es ihnen nicht gelingen will, zum eigentlichen Lebensgenusse zu gelangen. Und was sagt das Gewissen hiezu? Es schweigt: denn es ist nie gehört worden, wenn es geredet hat; es ist sogar als ein lästiger Einredner zum Schweigen verwiesen worden, weil man sich eben nichts einreden lassen, sondern seinen eigenen Weg gehen wollte. Man ist ihn, dem Nachtwandler gleich, gegangen, man hat Zeit und Kräfte versplittert, ohne darauf zu achten, daß es umsonst geschehen. Endlich kommt einmal ein Augenblick anderer Art, durch Mißmuth, Unzufriedenheit, Ueberdruß, durch Kraftabnahme, durch eine schwere Krankheit, meist in Folge eines geistig und körperlich gegen Ordnung und Regel geführten Lebens, oder gar durch irgend ein großes Vergehen, dessen schmerzliche Folgen man fürchten muß, herbeigerufen: es ist der Augenblick des Erwachens, aber auch des Erschreckens vor dem Labyrinthe, in welches man gerathen. Es wird hell vor den Augen, aber es ist die Helligkeit des Blitzes, welcher die Nacht des bisherigen Lebens erleuchtet. Nun tritt das Gewissen wieder in seine längst

verkümmerten Rechte ein; nun spricht es den Richterspruch über alles falsche und thörichte Beginnen, über das eigenwillige und hartnäckige Verharren auf falschem Wege, über das Zurückweisen der warnenden und strafenden Stimme; und beschämt, ja in seinem Innersten wie vernichtet, steht das gebeugte, das hülflose menschliche Selbst vor seinem Richter, und erkennt, und muß erkennen, daß es am Heiligen gefrevelt, daß es die Weisung des richtigen Lebens verschmäht, daß der selbstgewählte Weg ein willkührlicher, dem vorgeschriebenen, zwar mühsamen, aber auch heilsamen, entgegengesetzter, zu Unheil und Verderben führender, gewesen sey. So steht das menschliche Selbst vor dem Gewissen, nachdem es sich lange Zeit dessen Aussprüchen entzogen, aber dennoch zuletzt genöthiget worden, nicht nur dessen rechtmäßige Gewalt, sondern auch seine richtige Weisung anzuerkennen. Es ist die Stimme der Wahrheit, die dem Menschen im Gewissen zuruft; es ist das Zweifellose, das Gewisse, was er erfährt, wenn er auf diese Stimme hört, und was ihm in keinem Augenblicke seines Lebens entzogen wird, wenn er sich nicht selbst davon lossagt. Wie sich aber auch das menschliche Selbst gegen das Gewissen stellen möge, widerspänstig, oder bereit zu gehorchen; immer bleibt das Verhältniß des Gebietens und Richtens von der einen, und des Gehorchens und der Verantwortlichkeit von der andern Seite sich gleich, und das menschliche Selbst kann nie anders, als die heilige Majestät des Gewissens anerkennen, sey es, daß es sich derselben unterwerfe, oder sich ihr zu entziehen suche. Daß das Letztere nur gar zu oft im Leben geschieht, wissen wir: geschah es doch schon, wie die heilige Urkunde berichtet, im Paradiese.

§. 2.
Wahrheitsscheu und Wahrheitsflucht.

Bei der Stellung, welche das menschliche Selbst vor dem Gewissen hat, als welches stets mehr fordert und fordern muß, als jenes leistet und leisten kann, so ist es nicht zu verwundern, daß

oft, und schon zeitig im Leben, Fälle eintreten, wo das menschliche Selbst dem Gewissen nicht gern Rede stehen mag, weil es auf dessen gerechte Fragen keine gerechte Antwort zu geben weiß. Da nun die Forderungen des Gewissens jederzeit in der Wahrheit gegründet sind, weil Recht und Wahrheit aus Einer Wurzel entspringen, so erscheint jene Abneigung des menschlichen Selbst, sich vor dem Gewissen zu stellen, als Wahrheitsscheu, und in Folge dieser, als Wahrheitsflucht; wenn anders eine solche Flucht in der That bewerkstelligt werden könnte. Sie wird aber doch wenigstens versucht. Und diese psychologische Erscheinung finden wir, sonderbar genug, gleich in den ersten Blättern unserer heiligen Urkunde aufgestellt, und zwar als unmittelbare Folge des Sündenfalles. Wie überhaupt in jenen heiligen Blättern der Fall der ersten Menschen auf eine zwar bildliche Weise, aber nichts weniger als poetisch, sondern wahrhaft historisch-psychologisch dargestellt ist, (was wir an seinem Orte zur Genüge nachgewiesen haben,) so ist dieß auch in Beziehung auf die hier genannte Wahrheitsscheu und Wahrheitsflucht geschehen; und es ist rührend, ja fast möchte man sagen anmuthig zu lesen, mit welcher Kindlichkeit und Einfalt der Darstellung uns dieser Vorgang vor Augen gestellt wird. „Und sie hörten die Stimme Gottes, des Herrn, der im Garten ging, da der Tag kühle worden war. Und Adam versteckte sich mit seinem Weibe vor dem Angesichte Gottes, des Herrn, unter die Bäume im Garten. Und Gott der Herr rief Adam, und sprach zu ihm: wo bist du? Und er sprach, ich hörete deine Stimme im Garten, und furchte mich, denn ich bin nacket, darum versteckte ich mich." Hier sehen wir auf die anschaulichste Weise das menschliche Selbst in seiner Blöße vor seinem Richter. Es ist die heilige Wahrheit, die den Sünder vor Gericht ruft. Aber er fürchtet die Wahrheit, und möchte ihr gern entfliehen. Er verbirgt sich vor ihr, jedoch umsonst; ihr alles durchdringender Blick entdeckt ihn überall. Und so muß er Rede stehen, und seinen Fehltritt bekennen. Es ist, als wären wir wieder in

unsere Kinderzeit versetzt, wo wir ein ernstes väterliches Gebot leichtsinnig übertraten, und nun dem strengen Vater aus dem Wege zu gehen suchten, bis sich etwa sein Unwille gelegt hätte. Allein es hilft uns nichts; er ruft uns vor sich, und wir empfangen zitternd unser wohlverdientes Urtheil. Wo ist die Familie, in der sich nicht von Zeit zu Zeit jene Paradiesesscene wieder erneuerte. Es ist eine Familien-Wahrheit, die sich hier zutrug; und die ersten Menschen waren darum nicht weniger Kinder, weil sie erwachsen waren. Der Wahrheitssinn erwacht zeitig genug in jedem Menschen, und die Wahrheit wird auch als das, was sie ist, sie wird als etwas Heiliges erkannt. Wie bedauernswerth ist es, daß der Mensch so zeitig anfängt, das Köstlichste und Heiligste als etwas ihm feindlich gegenüber gestelltes zu scheuen, und sogar zu fliehen. Was ist es doch in unserm Innern, das uns so früh mit der Wahrheit entzweiet und von ihr abwendet? Es ist das Bewußtseyn der verletzten Wahrheit, das Bewußtseyn unserer Unwürdigkeit, was uns mit Scham, mit Scheu, mit der Neigung uns vor der Wahrheit zu verbergen, erfüllt. Und gleichwohl ist diese Scham selbst das Zeichen und der Zeuge unserer Erkenntniß der Wahrheit. Mit welcher psychologischen Tiefe ist dieser Zustand in der heiligen Urkunde bezeichnet. „Da wurden ihrer beider Augen aufgethan, und wurden gewahr, daß sie nacket waren, und flochten Feigen-Blätter zusammen, und machten ihnen Schürze." Es ist die Seele, die sich diese Feigen-Blätter zusammenflicht; es ist die Seele, welche ihre himmlische Reinheit verloren hat, und welche diesen Verlust erkennt. Das Gefühl der Scham ist das Zeichen, der klare Beweis dieser Anerkennung. Aber sie ist schmerzlich, diese Scham; und dieser Schmerz, den die Seele empfindet, und dem sie so gern entgehen möchte, ist es, welcher sie von der Wahrheit zurückscheucht: denn die Wahrheit wirkt stechend wie der heiße Sonnenstrahl auf eine frische Wunde. Und verwundet ist die Seele, welche sich von der Wahrheit losriß. Sie verletzte

nicht sowohl das Heilige, als vielmehr sich selbst, und sucht nun ihr Heil — thörichter Weise in der Flucht. Sonderbare Verblendung! Wie wahr sagt Schiller:

„das ist der Fluch der bösen That,
„daß sie nur Böses kann gebähren."

Heil, Ergänzung, Wiederherstellung, und das erneuete Gefühl des verlorenen Wohlseyns, kann die Seele nur hoffen und erhalten durch Wieder-Vereinigung mit dem Heiligen, von dem sie sich getrennt hatte. Aber eben in dieser Trennung liegt auch der Grund, warum die Vereinigung nicht wieder gesucht wird: denn mit dieser Trennung ist zugleich auch der Zug nach der dem Heiligen entgegengesetzten Richtung gegeben. Das Heilige ist für den Augenblick der Seele entfremdet, gehört jetzt nicht zu ihrem Wesen; das Gegentheil des Heiligen steht ihr jetzt näher. Zu diesem fühlt sie sich also auch hingezogen. Daher die Scheu, die Furcht vor dem Heiligen, daher die Flucht vor der Wahrheit. Thörin! Wenn sie sich selbst und ihr wahres Bedürfniß recht kennte, würde sich an die Scham, die sie empfindet, sogleich die Reue ketten: denn Reue ist Rückkehr. Aber der erste Schritt zieht den zweiten nach sich: die Sünde den Tod. Denn Tod, als das Gegentheil des Lebens, ist nothwendig da, wo der Abfall vom Leben Statt gefunden hat; und dieser ist in der Sünde deutlich und entschieden ausgesprochen. Und so kann denn auch der Schöpfer und Herr nichts anderes über den ersten Sünder aussprechen. Es ist nicht Ungerechtigkeit, nicht Härte, sondern Nothwendigkeit, und so zu sagen, Naturnothwendigkeit, wenn die Trennung vom Leben den Tod zur Folge hat: denn Gott ist das ewige Leben, und wer von ihm abfällt, hat sich gleichsam selbst zum Tode verurtheilt. Der Schöpfer übte also nur einen Act der Gerechtigkeit, wenn er die Sünder aus dem Garten des Lebens verbannte, und an ein mühevolles Tagewerk verwies, nach dessen Ende der Mensch wieder zur Erde ward, von welcher er genommen war. Wäre der Sünder aber auch nicht von Gottes Angesicht verwiesen

worden, er hätte es schon selbst nicht gesucht. Sein Dichten und Trachten ging nun an sich schon nach der Erde, d. h. nach der Vergänglichkeit: denn er scheute ja Gottes Anblick und floh ihn. „Er verbarg sich unter die Bäume des Gartens." Wieder ein schönes Bild. Fassen wir es psychologisch auf, so heißt es: er suchte Schutz, wo keiner zu finden war. Und hätte er „Flügel der Morgenröthe" genommen, sein Schöpfer und Herr hätte ihn doch ereilt, und ihm seine Strafe zugemessen. Wer die Wahrheit verläßt, ist nicht blos hülflos, sondern auch rathlos. Zwar giebt es eine Einflüsterung, die wie ein guter Rath klingt, und in Folge derselben auch eine scheinbare Aushülfe; aber auch nur eine scheinbare: denn sie führt nur sicherer in das Verderben. Jedoch wir lassen sie noch bei Seite liegen, und beschäftigen uns noch, so weit es für unsern Zweck nöthig, mit der Natur der Wahrheitsscheu und Wahrheitsflucht.

Es entwickelt sich in der Wahrheitsflucht nicht minder als in der Wahrheitsscheu, ein sonderbarer Widerspruch. Die Wahrheit scheuen und fliehen, heißt, anerkannter Massen, nichts anderes, als: das Leben scheuen und fliehen. Gleichwohl ist es der Lebenstrieb, welcher den Menschen zu diesem Aeussersten zwingt oder nöthiget. Er fürchtet die Wahrheit, weil er wähnt, sie verletze ihn. Und darum fliehet er sie. Das menschliche Selbst ist, wie wir wissen, genöthiget, seine Erhaltung zu suchen. Aber welche Selbsterhaltung auf Unkosten der Wahrheit, d. h. des Seyns! denn Wahrheit und Seyn ist, wie wir gleichfalls wissen, unzertrennlich, ja Eines und Dasselbe. Es ist dieser Widerspruch nicht anders, als durch eine grobe Selbstverblendung zu erklären. Diese Verblendung selbst aber ist nur durch eine Berückung, durch einen Betrug zu erklären, über dessen ursprüngliche Beschaffenheit unsere heilige Urkunde einen keineswegs dunklen Aufschluß giebt. „Und die Schlange war listiger, denn alle Thiere auf dem Felde." Den Beweis hievon giebt sie durch ihr: „Ja, sollte Gott gesagt haben?" indem sie den Samen des Zweifels, des Mißtrauens, des Unglaubens in die Seele des Weibes wirft. Der Glaube ist zweifellos, wie die Wahrheit selbst. Vom Glauben abfallen, heißt: die Wahrheit verlassen. Und so haben wir denn hier das Kunststück der Hölle vor Augen, durch welches sie den Menschen um seinen Himmel betrog. Das menschliche Selbst war ihr verfallen, in dem Augenblicke, wo es den Zweifel in sich aufnahm und an sich haften ließ. Verfolgen wir diesen Zustand weiter, so sehen wir, daß und wie das Innere des Menschen durch den Abfall von der Wahrheit zerrissen wird. Wahrheit ist Einheit, wie das Seyn selbst. Nur durch den Zweifel, durch den Zwiespalt, wird diese Einheit in sich selbst getrennt, uneins. Und dieß geschahe der ersten Seele, die dem Zweifel Gehör gab. Es ist scheinbar nichts Unrechtes in dem Zweifel; ja, man behauptet sogar — eine Behauptung aber, die wir hinlänglich widerlegt haben, — daß der Zweifel zur Wahrheit führe. Aber es ist wohl zu bedenken, daß der erste Zweifel nicht im Verstande, sondern im Herzen entsteht, und daß nur durch das Herz der Verstand in das Labyrinth des Zweifels verlockt wird. Der erste Zweifel ist ein Abfall vom Glauben, und dieses heißt ebenfalls: von der Wahrheit; denn im Glauben lebt die Einheit und folglich auch die Wahrheit. So genau hängt Glaube, Wahrheit, Einheit, und Seyn und Leben zusammen. Das innerste Selbst wird also gleichsam in seiner Tiefe, in seiner ursprünglichsten Lebens-Wurzel erschüttert, sobald es einmal dem Zweifel Eingang in sich gestattet. Denn durch den Zweifel gewinnt die Verführung die Oberhand. Der Glaube ist das Paradies. Nimm dem Menschen den Glauben, und er ist in die Hölle verstoßen. Dieß klingt hart, aber es ist wahr. Denn was ist die Hölle, als innere Selbstzerrissenheit? Nur in der Einheit ist Seligkeit, und es ist folglich der Ausspruch ganz wahr: „der Glaube macht selig." Es konnte daher der Urfeind der Menschheit keine sicherern Schritte zu ihrem Verderben thun, als indem er ihr den Glauben nahm. (Wie denn auch, beiläufig ge-

sagt, nur der Glaube jenes Verderben beseitigen, und gleichsam den Tod tödten kann.) Nun erst ergiebt es sich hoffentlich ganz deutlich, daß Wahrheitsscheu und Wahrheitsflucht das schlimmste ist, was das menschliche Selbst ergreifen kann, wenn es einmal den unrechten Weg betreten hat. Es öffnet sich dadurch eine Aussicht in unendliche Unseligkeit. Nicht sogleich zwar entwickelt sich das Verderben aus seinem Keime, und nicht in auffallend bemerkbarer Gestalt. Aber das Unkraut wuchert reichlicher als die gute Saat, und gerade dieses, von dem wir hier reden, ist ebenfalls dem Senfkorn zu vergleichen, welches, anfänglich ein kaum sichtbarer Keim, doch zuletzt zum alles überschattenden Baume heranwächst. Der Keim aber, von dem wir reden, und welcher sich aus dem jetzt betrachteten Unwesen erzeugt, ist der Keim jenes Uebels, welches von nun an allein unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen wird, nämlich der Lüge.

§. 3.
Die Geburt der Lüge.

Wir haben im vorigen §. einen Gedanken fallen lassen, welcher jetzt wieder aufzunehmen ist. Es hieß dort: „Wer die Wahrheit verläßt, ist nicht blos hülflos, sondern auch rathlos. Zwar giebt es eine Einflüsterung, die wie ein guter Rath klingt, und in Folge derselben auch eine scheinbare Aushülfe; aber auch nur eine scheinbare: denn sie führt nur sicherer ins Verderben." Was für eine Einflüsterung? und was für eine Aushülfe? Wer die Wahrheit, das allein Gute und Heilige verläßt, indem er die Verführung zum Bösen gestattet, der wird in diesem Augenblicke nicht mehr vom Geiste der Wahrheit berathen, sondern vom Urheber des Bösen, der von der Wahrheit abgefallen ist, von dem Geiste, „der stets verneint," kurz: von dem Erfinder der Lüge. Die Wahrheit ist ein ewiges „Ja," auch wo sie verneint; die Lüge ist ein ewiges „Nein," auch wo sie bejaht. Die Wahrheit wurzelt im Seyn, und hält und trägt das Seyn. Die

Lüge stellt sich der Wahrheit frech entgegen, und will das Nicht-seyn dessen, was da ist. Die Wahrheit schafft, die Lüge zerstört; der Geist der Lüge ist der Verderber. Als solchen lernen wir ihn auf frischer That im Anfange unserer heiligen Urkunde erkennen, und zwar in vollendeter Meisterschaft, indem er das Nein als Ja, das Nicht-Seyn als Seyn, das Verderben als Heil ausspricht. Gegen das Gebot des Lebens anstrebend, welches die Stammeltern in ihrem Herzen trugen und bis jetzt treu bewahrten, spricht der Vater der Lüge durch sein Organ, die Schlange: „ihr werdet mit nichten des Todes sterben, sondern Gott weiß, daß, welches Tages ihr davon esset, so werden eure Augen aufgethan, und werdet seyn wie Gott, und wissen was gut und böse ist." Hier ist ein ganzer Knäuel von Lügen, gleichsam wie ein Nest voll zusammengewundener Schlangen, deren jede ihren Giftzahn hat. Zuerst die einfache Verneinung oder Aufhebung der mit dem göttlichen Gebot verbundenen Warnung. Gott hatte gesagt: „Esset nicht davon, rühret auch nicht an, daß ihr nicht sterbet." Der Lügner vom Anfang spricht: „das ist nicht wahr; glaubt es nicht!" Er macht also Gott zu seines Gleichen. Welcher Abgrund von Verworfenheit! Aber diese bodenlos gotteslästerliche Lüge muß dennoch einen Schein-Grund haben, wenn sie geglaubt werden soll, nur daß dieser Grund wieder nichts anderes als eine Lüge seyn kann. Also: „Gott hat euch falsch berichtet, weil er weiß, daß, wenn ihr von der verbotenen Frucht esset, eure Augen aufgethan werden, und daß ihr dann seyn werdet, wie Gott." Also, seyn wie Gott! Giebt es etwas Höheres, Wünschenswertheres? Er, der Verführer, hatte seinen Sturz durch das Streben nach Gottgleichheit herbeigeführt *), er kannte aus bitterer Erfahrung die Unmöglichkeit, dieses Ziel zu erreichen. Sein

*) Es wird dieß jetzt nur als Ueberlieferung angenommen. Der Beweis kann nicht historisch, sondern nur metaphysisch seyn, und folgt an seinem Orte.

Versprechen war also nur ein arger Fallstrick der Lüge. Und diese Lüge ist zugleich die ausgesuchteste Bosheit: denn sie bezweckte den Untergang des ganzen Menschengeschlechts im ersten Keime. Und worinne wird sich diese Gottgleichheit zeigen? „ihr werdet wissen was gut und böse ist." In diesen Worten des Lügengeistes liegt unendlich viel, nämlich nicht weniger als die Allwissenheit selbst: denn die Erkenntniß des Höchsten und Tiefsten liegt darinne; und das Gute ist ja doch wohl das Höchste, so wie das Böse das Tiefste. Man muß gestehen, daß diese Lüge — denn etwas anderes ist sie nicht, wie der Erfolg ausweiset — eben so sinnreich als wohl berechnet ist: denn sie ist auf den dem Menschen eingebornen Trieb des Wissens berechnet, der einem unersättlichen Durste gleicht. Auch war der Köder nicht vergebens ausgeworfen. „Und das Weib schauete an, daß von dem Baume gut zu essen wäre, und lieblich anzusehen, daß es ein lustiger Baum wäre, weil er klug machte." Und so aßen denn die Unglücklichen, und wurden klug, aber in einem ganz andern Sinne, als der Verderber ihnen vorgespiegelt, das heißt: sie erkannten, daß sie gesündiget hatten, und hatten so, noch im Paradiese, das Paradies verloren. Der Lügengeist hatte gesiegt, der Same des Bösen war in die Kinderherzen eingedrungen, und bald keimte auch die erste Lüge aus diesem Samen auf. Gott der Herr fragt: „wo bist du?" Und der Mensch antwortete: „ich hörte deine Stimme im Garten, und furchte mich, denn ich bin nacket, darum versteckte ich mich." Nicht darum furchtest du dich, und versteckte dich, Mensch, weil du nacket warst, sondern weil du gesündiget hattest. Deine Entschuldigung mit der Nacktheit, war also eine Lüge, es war die erste Lüge. Denn du wußtest, daß du gesündiget hattest, und wenn du wahrhaftig reden wolltest, mußtest du sagen: ich habe gesündiget, darum versteckte ich mich. Nun giebst du aber statt des wahren Grundes wissentlich einen falschen an, und dieß ist gelogen: denn die Lüge ist nichts anderes, als die wissentliche Verläugnung der Wahrheit. Nach

dieser ersten Lüge begegnen wir bald einer zweiten, und zwar in Folge einer ungeheuern Frevelthat. „Und es begab sich, da sie auf dem Felde waren, erhob sich Kain wider seinen Bruder Habel, und schlug ihn todt. Da sprach der Herr zu Kain: „wo ist dein Bruder Habel?" Er sprach: „ich weiß nicht. Soll ich meines Bruders Hüter seyn?" Deutlicher konnte die Lüge nicht ausgesprochen werden, als mit diesem unseligen: „ich weiß nicht." Es war eine Lüge der ersten Größe, und wir sehen hier, wie schnelle Fortschritte die Verderbniß des Menschenherzens gemacht hatte. Wie hatte der Same des Feindes schon gewuchert! Wie hatte die Selbstsucht schon so tiefe Wurzeln geschlagen! Wer den so scharf gezeichneten Charakter Kains ins Auge faßt, der sieht, wie schon das Ebenbild des Bösen, statt des Ebenbildes Gottes, im Menschen die Oberhand gewinnt. Neid, Ingrimm, Eifersucht, Bosheit erheben den Arm des Bruders gegen den Bruder. Doch wir haben es hier blos mit der Lüge zu thun, deren Ursprung im Menschen wir verfolgen müssen: denn ihr erster Ursprung im „Lügner von Anfang" liegt jetzt noch, besagter Massen, außer dem Kreise unserer Betrachtung, wiewohl wir ohne ihn und seinen Einfluß nicht begreifen können, wie der Same alles Bösen, und folglich auch der Lüge, in den Menschen gelangt ist. Daher der Anlauf, den wir hier genommen haben.

Was nun die Geburt der Lüge im Menschen betrifft, so ist es mit ihr, wie mit jeder andern Geburt: die Erzeugung des Keimes ist unsern Blicken entzogen, und wir erblicken nur die sich entwickelnde Frucht auf ihren verschiedenen Bildungsstufen. Inzwischen ist es uns doch vergönnt, auf die Elemente der Zeugung zurückzuschließen, und so die ersten Bedingungen des Erzeugnisses zu erkennen. Und so bemerken wir denn, daß der Vater, auch der Lüge im Menschen, überall derselbe ist, nämlich das bereits im Menschen vorhandene Böse, oder sündhafte Wesen. Nicht als ob es im Menschen ursprünglich vorhanden wäre: denn wir wissen, daß es

ebenfalls erzeugt wird, und zwar aus dem Reize zum Bösen, durch das Medium der Einbildungskraft, oder aus der Versuchung zum Bösen, die wir als eine noch jetzt vorhandene Einwirkung eines dem Wohle des Menschen feindseligen Prinzips zu betrachten haben, und aus der Empfänglichkeit für das Böse im menschlichen Begehrungsvermögen oder Gemüthe. Das hiedurch entstandene Böse ist eben die Sünde; und jede neu entstehende Sünde ist nun eben fähig wieder als Reiz zu wirken, und im Schooße des Begehrungsvermögens die Lüge zu erzeugen. Daher, ehe die Sünde im Menschen geboren ist, auch noch keine Lüge erzeugt werden kann. Es liegen aber im Begehrungsvermögen mehrere Keime vorhanden, welche befruchtet werden können, und aus denen sich nun verschiedene Arten der Lüge auf verschiedenen Entwickelungsstufen ausgestalten. Die allgemeine Mutter aller Lüge ist also das menschliche Selbst: denn das Selbst ist in seiner innersten Tiefe Begehrungsvermögen oder begehrendes Wesen. Daß unser Selbst vom Erhaltungstriebe beherrscht wird, ist bekannt und erwiesen. Der Erhaltungstrieb nimmt aber, ebenfalls bekannter Massen, zwei ursprünglich verschiedene und entgegengesetzte Richtungen: er flieht, was ihn zu gefährden droht, und sucht, was seinem Bestehen angemessen und förderlich scheint. Im ersten Falle erzeugt sich im lebendigen Selbst die Furcht, im zweiten die Begierde. Furcht und Begierde sind also die beiden Ur-Elemente, aus denen, unter dem Zutritt und durch die Befruchtung des Bösen, die Lüge, oder die wissentliche und willige Verneinung oder Verläugnung der Wahrheit erzeugt werden kann. Wir wollen beide ursprüngliche Entstehungsweisen dieser entgegengesetzten Arten der Lüge nach einander betrachten.

Was zuerst die Furcht, als eine Mutter der Lüge betrifft, so haben wir bereits Beweise ihrer Wirksamkeit in der ersten Menschengeschichte gesehen. Der erste Mensch log, weil er sich fürchtete, und er fürchtete sich, weil er gesündiget hatte. Wir erfassen hier diese Furcht-Lüge auf ihrem ersten Entste-

hungspunkte und gleichsam in ihren ersten Lebensbewegungen. Das Gemüth des ersten Menschen war durch die erste Sünde eingeschüchtert. Er scheuete und floh seinen Schöpfer und Herrn, oder, wie wir dieß auch noch ausdrückten: die Wahrheitsscheu und Wahrheitsflucht war über ihn gekommen. Die Bäume des Gartens schützten ihn nicht, das Reich der Natur war seiner Flucht verschlossen. Wohin nun seine Zuflucht nehmen? Nur das Reich des Geistes stand ihm offen, aber nicht des Geistes der Wahrheit, also nur das Reich jenes Geistes, welcher die Wahrheit verneint, indem er ihr Gegentheil bejaht. Diese Bejahung enthält aber keine Wahrheit, sie ist folglich nur leerer Schein, absichtliche Täuschung, und folglich Betrug. Die erste Lüge also schon ist Betrug, und der sich ihrer bedient, sucht sich durch Betrug zu helfen. Die Wahrheit läßt sich aber nicht betrügen, sie ist im Gegentheil der Probierstein alles Betrugs. Und so verdammt denn auch den Betrügenden sein Gewissen. Adam wurde von Gott aus dem Paradiese verbannt. Die Furcht hat sich also an ihrem Zufluchtsorte vergriffen und schlecht gebettet. Das menschliche Selbst, bei der ersten Lüge, will in der That nichts weiter als Schutz. Aber wogegen Schutz? gegen die Wahrheit, also gegen das Seyn selbst, gegen das, wonach das Selbst seinem innersten Wesen nach trachtet. Und wodurch Schutz? durch Täuschung, Blendwerk, mit Einem Worte, durch das Nichts, also durch das, wogegen das Selbst den innigsten Abscheu hat. Welche Verkehrtheit! Welche Verblendung! Die erste Lüge ist also das Kind der Selbst-Verblendung, aber kein unschuldiges Kind, sondern die Frucht der Sünde. Nicht eine natürliche Furcht ist es, wodurch diese Selbstverblendnng entsteht, welche das Blendwerk der Lüge erzeugt, sondern eine geistige Furcht, die Furcht vor dem Gewissen, was eben so viel heißt, als die Furcht vor dem richtenden Gott. Wenn wir auf das zarte Gewebe des menschlichen Gemüths in der ersten Kindheit blicken, — und von dieser ist hier überall die Rede, — so können wir nicht umhin, ein tie-

ses Bedauern zu empfinden über das Schicksal der rein gebildeten Menschenseele, welche so frühzeitig dem Gifthauche des verderbenden Prinzips Preis gegeben ist. Gleichwohl scheint Alles so natürlich zuzugehen, daß es das Ansehen hat, als wäre zur Entstehung der Lüge gar keine Mitwirkung eines verderbenden Prinzips anzunehmen. Man setze den Fall, ein Kind, im Zimmer allein gelassen, habe, gegen das Verbot, heimlich etwas Obst von einem Teller weggenommen. Die Mutter bemerkt beim Zurückkommen in das Zimmer, an der Röthe und Angst des Kindes, was geschehen ist. Auf ihre Frage: hast du etwas von diesem Obste genommen? sagt das Kind: Nein, indem es anfängt bitterlich zu weinen. Es ist hier so viele Natur, man möchte fast sagen, so viel Unschuld in dem ganzen Vorfalle, daß man gar nicht genöthiget scheint, hiebei an die Einmischung von etwas Bösem zu denken. Einem Kinde geht eine Birne, Pflaume u. dgl. über Alles; es wird vom Anblick eines Obsttellers wie magnetisch angezogen. Was Wunder, sollte man meinen, wenn es dem Triebe zuzulangen, nicht widerstehen kann. Und eben so wenig hat man sich, wie es scheint, zu wundern, daß das Kind, weil es die Strafe der Mutter fürchtet, läugnet, etwas vom Teller genommen zu haben. Strafe thut weh; und wie ist ihr anders zu entkommen, als durch das Wörtchen Nein, das so leicht ausgesprochen ist, und das, wie unwillkührlich, ja fast wie widerwillig, der Lippe entschlüpft. Das Kind ist gegen die Mutter in dem Verhältnisse des Schwachen gegen den Starken. Es braucht also, wie es scheint, nur eine Art von Nothwehr, um nicht zu unterliegen. Man nennt ja auch ein solche Ausflucht eine Nothlüge, und findet nichts Arges darinne. Besonders, sollte man denken, bei einem Kinde müßte so etwas nicht auffallen, sondern für eine natürliche Folge seiner Angst angesehen werden. Hat doch die Angst, bei Menschen und Thieren, noch andere natürliche Folgen. Und ist es doch das erste Mal, daß sich das Kind auf diese Weise hilft; vielleicht hat es noch nicht einmal eine

deutliche Vorstellung von dem was es thut, oder einen eigentlichen Begriff von einer Lüge. — Alles dieß klingt selbst so natürlich, daß man kaum denken sollte, es lasse sich dagegen etwas Gegründetes einwenden. Aber es läßt sich, und zwar mit gutem Grunde, gar viel einwenden. Erstlich wollen wir bemerken, daß ein Kind, welches schon fähig ist, das Verbot der Mutter zu verstehen, d. h. sich das vorstellig zu machen, was es nicht thun soll, auch schon die Kraft in sich entwickelt hat, diesem Verbote, welches zugleich ein Gebot (nämlich der Enthaltung) ist, Folge zu leisten: denn mit dem moralischen Gefühl erwacht auch die moralische Kraft, deren Energie mit der Energie des Gefühls im gleichen Verhältnisse steht, und stehen muß, indem der Mensch nicht mehr sollen darf als er wollen kann. Das Kind demnach, fähig das Verbot zu fassen, kann ihm auch nachkommen, so magnetisch auch der Zug des Obsttellers seyn möge. Man glaube nicht, daß die Röthe und Angst bei dem Eintritt der Mutter ihren Grund blos in der Furcht vor der Strafe habe. Würde es sich vor der Strafe fürchten, wenn es nicht das Bewußtseyn hätte, sich vergangen zu haben? Hätte sich Adam versteckt, wenn er nicht gewußt, daß er gesündiget hatte? Jene Röthe und Angst bezog sich also zunächst auf das Bewußtseyn der Schuld, und hieran knüpfte sich erst die Furcht vor der Strafe. Wer nichts begangen hat, fürchtet sich vor keiner Strafe. Die Schuld nun, so geringe der Gegenstand ihres Ursprungs sey, entspringt stets aus gethanem Unrecht; das Unrecht aber ist eben Sünde, und die Sünde ist das Böse im Menschen. Hier haben wir das eine Element der Lüge. Hätte das Kind nichts Böses gethan, so würde es nicht zur Lüge gereizt werden. Mußte es denn aber lügen? Keineswegs. Denn so gut es Nein sagen konnte, konnte es auch Ja sagen. Wer läugnen kann, kann auch gestehen. Jenes Läugnen, oder was hier dasselbe ist, jene Lüge, war also gar nichts nothwendiges, und gleichsam unwillkührlich hervorbrechendes. Denn, will man einwen-

den, die Furcht vor der Strafe habe dem Kinde jene erste Lüge abgedrungen: warum weint denn das Kind, indem es sein Nein hervorstammelt? Auch wieder blos aus Furcht vor der Strafe? Dieser will es ja eben durch sein Nein entgehen; und wenn die Mutter diesem Nein glaubt, so entgeht es auch wirklich der Strafe. Dieses Weinen muß also einen andern Grund haben. Und dieser Grund ist eben kein anderer, als dieser, daß das Kind abermals innerlich, in seinem Bewußtseyn, empfindet, es begehe mit diesem Nein ein Unrecht, folglich etwas Böses. Es ist derselbe Fall, wie mit der Röthe und der Angst nach dem vollbrachten kleinen Diebstahl; (denn das Nehmen von etwas Verbotenem, das man als solches kennt, ist ein Diebstahl.) So gut nun, erwiesener Maßen, das Kind die Frucht vom Teller auch nicht entwenden konnte, eben so gut konnte es jetzt auch nicht lügen. Es war zur Lüge nicht, wie man glauben könnte, genöthiget, sondern es besaß bereits das Vermögen, die Wahrheit zu gestehen. Allein es verläugnet die Wahrheit gegen seine bessere Ueberzeugung. Und so ladet es in der Lüge eine neue Schuld auf sich. Es verräth diese Schuld durch sein Weinen. Will man etwa hier sagen, man müsse es mit Kindern nicht so genau, nicht so streng nehmen, so lasse man nur die erste Lüge ungestraft hingehen, und ihr wird bald eine zweite und dritte folgen, und nicht lange, so wird das Lügen zur Gewohnheit und Fertigkeit werden. Doch hier ist nicht von der Behandlung des Lügens die Rede, sondern von der Beschaffenheit der Lüge überhaupt, oder vielmehr der ersten Lüge. Sie ist, wie wir gesehen, negativ, ein bloßes Läugnen der Wahrheit, entspringend aus der Furcht, und bezweckend die Vermeidung eines Uebels. Sie ist darum aber, wie wir gezeigt haben, nicht weniger etwas Böses, weil sie eine natürliche Triebfeder in der Furcht zu haben scheint, und ein eben so natürliches Ziel, welches dem Erhaltungstriebe ganz angemessen ist, nämlich die Vermeidung des Schmerzes. Denn nochmals: hier ist der Mensch schon nicht mehr bloßes Naturwesen, sondern bereits Vernunftwesen, und jener Triebfeder, der Furcht, steht auch schon eine andere, das Gewissen, entgegen, und dem Interesse des physischen Erhaltungstriebes die Anforderung des moralischen Gebots, welches auch vom Kinde, in dem gegebenen Falle, schon anerkannt wird.

Wir hoffen keinen Vorwurf über die Ausführlichkeit unserer Behandlung der ersten Lüge: denn zu einem festen Gebäude muß der Grund tief gelegt werden, und die verwickelteste und verworfenste Lüge späterer Zeit ist aus einfachem frühen Anfange entsprungen.

Wir gehen weiter. Der negativen oder primären Lüge, der erstgebornen gleichsam, erzeugt aus Wahrheitsscheu und Wahrheitsflucht, — denn dieses ist der Charakter der Furcht, welche aus ihrem Schooße die erste Lüge gebiert — steht nun die positive oder secundäre entgegen, und zwar stets als nachgeborne, die nicht zur Welt kommen kann, wenn ihr nicht die ältere Schwester vorausgegangen ist. Sie ist, besagter Massen, das Kind der Begierde. Man kann sagen: sey diese zweite Lüge beschaffen wie sie wolle, warum muß sie denn erst die zweite seyn? da ja Furcht und Begierde zu gleicher Zeit im menschlichen Selbst aufleben und wirken. Allein es kommt hier darauf an, was das Leichtere oder Schwerere, das Einfachere oder Verwickeltere ist. Und es wird sich bald ausweisen, daß die positive, aus der Begierde entspringende Lüge eine ganz andere Beschaffenheit, auch hinsichtlich der Gesammtbedingungen ihres Entstehens hat, als die negative, aus der Furcht entspringende.

Wie die negative Lüge die falsche Verneinung ist, so die positive die falsche Bejahung. Es ist schon ein schlimmes Zeichen, daß wir als ein Beispiel der positiven Lüge die Worte des Lügengeistes anführen müssen: „Und ihr werdet seyn, wie Gott, und wissen was gut und böse ist.“ Dieser Lüge lag offenbar die Begierde zu schaden und zu verderben zum Grunde, kurz, eine böse Absicht. Wenn man bei der primären, aus Furcht entspringenden Lüge, eine gewisse Nöthi-

gung, eine Art von Zwang annehmen kann, den die Furcht über den Menschen ausübt, und durch den sie ihn zur Lüge treibt — wiewohl wir aus Gründen diesen Zwang zurückgewiesen haben —: so ist bei der secundären, aus der Begierde entspringenden Lüge an einen solchen Zwang auch nicht entfernter Weise zu denken. Was der Mensch begehrt, dazu bestimmt er sich selbst, das wird, wiefern er es mit dem Bewußtseyn will, zu einem Gegenstande seiner Zwecke, und seine freie Einwilligung in die Richtung seines Strebens ist hiemit auf das bestimmteste ausgesprochen. Kurz, was der Mensch begehrt und will, ist ein Beweis seiner Gesinnung. Die Gesinnung aber ist Zeuge und Beweis von seinem moralischen Charakter. Eine Lüge also, die aus der Begierde oder aus dem Begehren stammt, ist gleichsam eine Charakter-Lüge; sie kann erst eintreten, nachdem sich ein Charakter im Menschen gebildet hat, und zwar, da hier nicht von einem guten Charakter die Rede seyn kann, ein verdorbener, ein schlechter Charakter. Denn nicht die Begierde unmittelbar, wie sie namentlich bei Kindern, ehe noch der Wille entwikkelt ist, Statt findet, bringt die Lüge hervor. Diese bedarf, um ersonnen zu werden, der Ueberlegung, also des Verstandes und der Urtheilskraft, sodann aber, um ausgeführt zu werden, der Willensbestimmung; welches alles eine gewisse Reife des Menschen voraussetzt. Ist diese aber eingetreten, so hat sich auch schon ein Charakter gebildet; und ein auf das Böse gerichteter Charakter ist kein guter. Nun kann man aber sagen: Muß denn die positive Lüge auf etwas Böses gerichtet seyn? und man kann sich hier besonders auf die scherzhaften, oder auch auf die, zwar im Ernst, aber wohl-gemeinten Unwahrheiten positiver Art berufen, die sich auch wohl gute Menschen erlauben, ja, die sie um guter Zwecke willen für nöthig achten. Ein Freund bringt z. B. dem andern fälschlicher Weise die Nachricht, daß derselbe in der Lotterie durchgefallen sey; er thut es aber blos, um ihn hernach mit der Kunde vom Gegentheile angenehm zu überraschen: wo ist

denn da das Bösartige in der Lüge? Oder wenn eine Mutter ihrem Kinde, welches nach einem Wasser hinlaufen will, zuruft: geh nicht hin, der große Fisch kommt heraus und frißt dich; ist denn in dieser Unwahrheit etwas bösartiges? Gewiß nicht! Aber in beiden Fällen fehlt auch ein nothwendiges Ingredienz oder Element der Lüge: der Wille. Allerdings wird in beiden Fällen etwas Unwahres ausgesagt, von dessen Gegentheil man überzeugt ist; allein in beiden Fällen ist diese Aussage nur ein Bruchstück des Gedanken- und That-Acts. Dieser hat zum Ziel- und Schluß-Punkt keine Lüge, sondern eine Wahrheit. Die wissentlich ausgesprochene Unwahrheit ist gleichsam nur die Hülle oder das Gewand, oder ohne Bild, die negative Form einer wirklich beabsichtigten Wahrheit: eine Art von Poesie, wie etwa die Fabel, wo Thiere redend eingeführt werden. Niemand macht es hier dem Dichter zum Vorwurf, daß er etwas ausspricht, von dessen Gegentheil er überzeugt ist: denn Jedermann weiß, daß der Dichter nicht lügen, sondern eine Wahrheit aussprechen will. Auf die Absicht also kommt in solchen Fällen alles an, folglich auf den Willen. Wo der Wille zu lügen fehlt, da findet auch keine Lüge Statt; eben so wenig, als da, wo jemand eine Unwahrheit sagt, ohne zu wissen, daß sie Unwahrheit ist. Der vollständige Begriff der Lüge ist also: die mit Wissen und Willen ausgesprochene Unwahrheit. Wir wiederholen hier ein früher aufgestelltes Unterscheidungszeichen der Wahrheit und der Lüge. „Die Wahrheit ist ein ewiges Ja, auch wo sie verneint; die Lüge ist ein ewiges Nein, auch wo sie bejaht." Wer also das Ja, die Wahrheit, im Sinne hat, der kann sie immerhin durch das Gegentheil des Ja, d. h. durch ein Nein, aussprechen, wie dieß z. B. ironisch oder sarcastisch geschieht, wie wenn etwa Jemand einen ausgemachten und anerkannten Schurken einen ehrlichen Mann nennt. Wo aber der Wille zu lügen vorhanden ist, da ist auch stets das Böse im Spiele: denn die Lüge kann nie Gutes im Sinne haben, weil sie sonst der Wahrheit befreundet, folglich

nicht Lüge wäre. Es bleibt also bei unserm obigen Ausspruche, daß eine positive Lüge die Zeugin eines schon verdorbenen Charakters sey, d. h. eines Charakters, in welchem die Selbstigkeit bereits die Oberhand gewonnen. Es waltet stets eine Begierde, die Selbstigkeit zu befriedigen, in der positiven Lüge ob; und die Selbstigkeit kann nur auf Unkosten Anderer, d. h. zu ihrem Schaden befriediget werden. Dieser Schaden ist aber nicht etwa etwas Zufälliges und Unbeabsichtigtes, sondern er ist das Ziel der Lüge, weil der Lügende den Gewinn seiner Selbstsucht nur vom Belogenen erwarten kann, also den Willen haben muß, diesen zu beeinträchtigen. Die alltäglichsten Beispiele solcher Lügen beweisen dieses. Der Abentheurer lügt sich Stand, Rang, Vermögen an, um sich in eine achtbare Familie einzudrängen; der Wollüstling lügt einem jungen Mädchen ein Eheversprechen vor, um sie zu berücken; der Verläumder lügt dem, den er haßt, grobe Fehler, ja Laster an, um ihn um seinen guten Namen zu bringen; der Meineidige schwört falsch, um eine gerechte Schuld nicht zu bezahlen. Und so giebt es keine positive Lüge, welcher nicht ein schlechtes Motiv und ein schlechter Zweck zum Grunde läge, der den Schaden und das Unglück Anderer beabsichtiget. Aus allem diesem ergiebt sich, daß die Lüge aus Begierde sich zur Lüge aus Furcht verhält, wie das reife Alter zum Kindesalter, und daß sie sich folglich stets später entwickelt, als die Furcht-Lüge. Uebrigens kann die Begierden-Lüge eben so wohl verneinend als bejahend seyn, wie die Furcht-Lüge eben so wohl bejahend als verneinend. Denn der positive und negative Charakter der Lüge bezieht sich blos auf das Motiv, welches in der Furcht ein negatives (ausweichendes), in der Begierde ein positives (anstrebendes) ist. Hiebei ist aber zu bemerken, daß die positive Lüge, wiewohl sie sich später entwickelt als die negative, dennoch schon bei guter Zeit, zwar nicht in der eigentlichen Kindheit, aber doch schon im Knaben- und Mädchen-Alter erscheinen kann, sobald nämlich eine zeitige Verdorbenheit der Sitten und des

Charakters eintritt, wie dieß bei verwahrloseter Erziehung nicht selten zu geschehen pflegt. Dagegen kann aber auch die Furcht-Lüge in jedem Alter des Lebens zum Vorschein kommen: denn die Furcht stirbt im Menschen nicht aus.

Ehe wir aber die Geburtsstätte der Lüge verlassen, müssen wir noch eines charakteristischen Umstandes gedenken, den beide Geschwister-Lügen, trotz ihrer natürlichen und ursprünglichen Entgegengesetztheit, mit einander gemein haben. Sie sind beide Kinder der Schwäche, nicht sowohl der physischen, — wiewohl diese auch als Ingredienz eintreten kann, — als vielmehr der moralischen. Nicht als ob wir das moralische Vergehen (die Sünde), oder gar die moralische Verdorbenheit (Bosheit) mit manchen Neueren für eine bloße Schwäche der menschlichen Natur ausgeben wollten, — gegen diesen Verdacht schützt uns der von uns aufgestellte Begriff des Bösen, — sondern weil das unmoralische Wesen stets der moralischen Kraft und Macht ermangelt, und folglich den Zustand moralischer Schwäche und Ohnmacht mit sich führt. Der Mensch mit gutem Gewissen, der integer vitae, scelerisque purus, lügt nicht; er hat nicht nöthig, sich vor der Wahrheit zu verstecken und ihr auszuweichen, eben so wenig als er die Erfüllung seiner gerechten Anforderungen durch Falschheit und Betrug zu erschleichen braucht und erschleichen wird. Aber wen die moralische Kraft verlassen hat, weil er in die Sphäre des unmoralischen Lebens versunken ist, der hat keine Sicherheit und Festigkeit, der hat keinen freien Heldenmuth, kann der Wahrheit nicht in's Gesicht schauen, und muß mit der Lüge in den Bund treten und von ihr Kraft und Beistand erbetteln, um, zwar nicht vor sich selbst, aber doch vor der Welt einiger Maßen zu bestehen, so lange wenigstens, als ihm nicht die geborgte Waffe aus der Hand geschlagen wird. Die Lüge kann zwar unverschämt seyn, aber feig ist sie immer, und muß es ihrer Natur nach seyn. Schon der rohe Mensch mit physischer Kraft hilft sich ohne die Lüge, da hingegen physische Ohnmacht, bei einem unbefestigten Gemüth,

leicht zur Lüge verleitet, wie wir an den Kindern sehen', und, müssen wir hinzusetzen, bei dem schwächeren weiblichen Geschlechte, wenn es den rohen Angriffen des männlichen ausgesetzt, und nicht mit moralischer Energie gewaffnet ist. Daher die List, die mit der Lüge Hand in Hand geht, und von jeher als ein Attribut des schwächeren Weibes angesehen worden ist, als eine Schutz- und Trutz-Waffe gegen die rohe und ungestüme Kraft des Mannes, welcher das Weib weder zu achten noch zu ehren versteht. Daher entwickeln sich auch List und Lüge leicht bei den Kindern harter Eltern, bei den Dienstboten allzustrenger Herrschaften, und bei den gedrückten Sclaven grausamer Despoten. Kurz, der Starke lügt nicht, sondern der Schwache, in welcher Art er es immer sey. So log selbst ein Abraham, und gab seine Frau für seine Schwester aus, weil er sich vor der Macht des fremden Gewalthabers fürchtete. Und so log Jacob und sprach zu seinem Vater: „ich bin Esau," weil er das Recht der Erstgeburt, nicht durch Gewalt, sondern nur durch List erringen konnte.

Schlüßlich ist nun noch über die Geburt der Lüge im Menschen zu bemerken, daß, nachdem sie im Schooße des Begehrungsvermögens erzeugt und aus den beiden Urkeimen, der Furcht und der Begierde, zu den bisher betrachteten Gestalten ausgebildet worden ist, es sich mit ihr verhält, wie mit dem ersten Paare alles Lebendigen, nämlich daß sie sich in ein großes Geschlecht verzweigt und verbreitet, und daß die Verschiedenheit dieser großen Familie durch den Eintritt und die Zumischung der mannichfaltigsten, Art- und Grad-weise gesonderten, Lebens- und Seelen-Zustände und Thätigkeiten modificirt und bestimmt wird. Diese große Mannichfaltigkeit hat ihre verschiedenen Beziehungspunkte, durch welche der verschiedenartige Charakter jeder besondern Lüge bedingt ist; und diese Beziehungspunkte sind einerseits durch den Grund, andererseits durch den Zweck der Lüge gegeben, aus welchen beiden eben jene Mannichfaltigkeit hervorgeht. Um nur durch Ein Beispiel dieß hier im Allgemeinen Angegebene zu verdeutlichen, so kann die Furcht, als Grund der Lüge, sich verzweigen in die Furcht vor der Strafe, in die Furcht vor der Schande, in die Furcht vor Verlust, (des Eigenthums, der Freiheit, des Lebens), endlich in die Furcht vor Zwang. Alles dieß giebt der Lüge eine andere Gestalt. Jedoch die Ausführung dieses Gegenstandes muß einer späteren Betrachtung vorbehalten bleiben, da wir jetzt näher stehende Aufgaben zu lösen haben.

§. 4.

Das Wesen der Lüge.

Wir werden wie durch Instinkt getrieben, nach dem Wesen der Dinge überhaupt zu forschen. Wir begnügen uns nicht mit der Kenntniß der Erscheinungen, sondern wollen auch wissen, was die Erscheinungen hält und trägt; und in diesem Träger der Dinge suchen wir ihr Wesen. Wir können auch sagen, daß, weil die Erscheinungen überhaupt ein Aeusseres, ein Offenbargewordenes sind, daß wir im Wesen der Dinge ihr Inneres, ihr Verborgenes, gleichsam ihr Mysterium suchen. Wir nennen diejenigen, welche dieses Innere oder Verborgene erforscht zu haben meinen, Mystiker, nicht ohne Ironie, weil wir, aller Erfahrung nach, nur von dem etwas wissen, was sich uns offenbart. Weshalb denn schon längst die warnende Stimme eines Dichters gerufen hat:

„Ins Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist."

Allein es ist ja eben der Geist, der da forscht; und, möge er sich immerhin für geschaffen anerkennen, so weiß er doch, daß er selbst nichts blos äußerliches, sondern eigentlich ein Inneres ist; und so wäre am Ende der Geist auch das Innere der Dinge und ihr Träger. Was wir demnach in unserm eigenen Geiste, als seine eigenthümliche Beschaffenheit wahrnehmen, müßte wenigstens auch dem Geiste zukommen; der die Dinge hält und trägt. Und so ließe sich zuletzt die Aufgabe, der wir uns nicht entschlagen können, darauf zurückführen, daß wir getrieben werden, den Geist zu suchen, der Alles

trägt und hält, das heißt: Gott. So erhält unser Forschen nach dem Wesen der Dinge eine vernünftige Bedeutung, und darf nicht geradezu von der Hand gewiesen werden. Daß die Dinge sind, oder Daseyn haben, sind wir genöthigt anzuerkennen, aber eben so sehr, daß dieses Daseyn, als ein erscheinendes, nur ein bedingtes ist, welchem nothwendig ein unbedingtes, nicht erscheinendes, ein Seyn an sich, zum Grunde liegen muß. Dieses Seyn an sich wäre also wiederum Gott. Vom Seyn ist das Nicht-seyn ausgeschlossen; wir können also auch im Nicht-seyn nichts Wesentliches, oder kein Wesen anerkennen. Nun ist, wie wir wissen, die Lüge die Verneinung des Seyns; es scheint demnach unstatthaft nach dem Wesen der Lüge zu fragen. Gleichwohl ist auch die Lüge eine Erscheinung, wenigstens im Menschen; und so muß dennoch auch sie ihren Träger, und folglich ihr Wesen haben. Wie ist dieser Widerspruch zu lösen? Wenn er zu lösen ist, so muß er nur aus dem Wesen des Geistes selbst, oder aus dem geistigen Wesen gelöst werden können. Der Mensch ist geistiges Wesen, das heißt, er ist Person. Aus der menschlichen Persönlichkeit müßte also das Wesen der Lüge abzuleiten seyn. Nun ist vor allen Dingen festzuhalten, daß die Persönlichkeit, weil etwas Geistiges, nichts Natürliches ist, weil Geist und Natur einander gerade gegenüber stehen, jener als ein Freies, diese als ein Nothwendiges. Die Lüge und ihr Wesen kann also nichts Nothwendiges seyn. Gesetzt nun, es gebe auch im geistigen Wesen etwas Nothwendiges — wiewohl dieß auf den ersten Anblick ein Widerspruch zu seyn scheint — so kann das Wesen der Lüge wenigstens nicht aus dem Nothwendigen im Geiste abgeleitet werden. Es bleibt also nichts übrig, als die Lüge, ihrer Wesenheit nach, auf die Freiheit zu basiren, welche dem geistigen Wesen, als solchem, eigenthümlich ist. Und hier ist der Punkt, wo der obige Widerspruch, daß nämlich der Lüge, als der Verneinung des Seyns kein Wesen zukommen könne, und wiederum, daß ihr, als einer Erscheinung im

Menschen, auch ein Wesen zukommen müße, vollkommen gelöst wird. Nämlich es steht dem Geiste, als freiem Wesen, auch frei, das Seyn, oder was erwiesener Massen dasselbe ist, die Wahrheit, zu verneinen; und wenn diese Verneinung wirklich in der Erscheinung oder Offenbarung des Menschenlebens vorkommt, so hat sie ihren Grund oder ihr Wesen in der menschlichen Freiheit, oder mit andern Worten: die Lüge hat und ist etwas Wesentliches in Beziehung auf das geistige Wesen, oder die Person (das Subject), sie hat und ist aber nichts Wesentliches in Beziehung auf das Seyn, welches sie verneint; oder mit andern Worten, das Nicht-Seyn, als der Gegenstand (das Object) der Lüge, ist und hat kein Wesen. Die ganze Frage nach dem Wesen der Lüge fällt also auf die Person zurück. In ihr, und zwar in ihrer Freiheit, ist die Lüge begründet. Wie aber? Anders nicht, als auf die Weise, wie der Person selbst ein Wesen zukommt. Das Wesen der Person ist der Gedanke und der Wille. Die Person muß also mit Freiheit — denn anders vermag sie es nicht — das Nicht-Seyn sowohl denken als wollen, oder mit andern Worten: sie muß den Gedanken des Nicht-Seyns in sich erzeugen, und denselben zu realisiren suchen. Das Nichtseyn zu Stande bringen heißt aber eben so viel, als: das Seyn aufheben oder zerstören. Dieß ist aber gegenständlicher Weise unmöglich: denn dieß würde eben so viel heißen, als den Geist aufheben oder zerstören; und der Geist setzt immer den Geist (sich selbst) voraus, und nur durch den Geist könnte der Geist, folglich nur durch das Seyn das Seyn vernichtet werden. Was ein Grundwiderspruch ist. Die Verneinung des Seyns oder des Geistes, oder was dasselbe ist, die Verneinung der Wahrheit, muß also blos als ein Act innerhalb des geistigen Wesens gedacht werden, welcher nicht über die Grenze des Denkens und Wollens hinausgeht. Mit andern Worten: die Lüge kann als widersprechend dem Willen, der das Seyn will, oder dem guten Willen, nur im bösen Willen begründet seyn. Da aber dennoch der Wille

wenigstens nicht ohne innere Wirksamkeit bleiben kann, indem durch ihn der gute oder schlechte Charakter des geistigen Wesens (der Person) bestimmt wird, so muß auch durch die Lüge wirklich etwas effectuirt werden, was aber blos am geistigen Wesen haftet. Mit Einem Worte: das geistige Wesen selbst muß von der Wahrheit abfallen: denn das Seyn verneinen oder verläugnen, heißt die Wahrheit verläugnen. Das wahre Wesen der Lüge ist also der Abfall von der Wahrheit, kraft des freien Willens und durch denselben. Die Lüge und ihr Wesen ist aber dennoch mehr als ein bloßer Willensact. Wenn wir nämlich auf die Geburt der Lüge, oder was dasselbe ist, auf den Entstehungsgrund derselben zurückblicken, so finden wir, daß sie nur in einem geistigen Verhältnisse, d. h. in einem Verhältnisse des Geistes zum Geiste, oder der Person zur Person erzeugt wird. Fassen wir dieses Verhältniß noch einmal an den früher gegebenen Beispielen ins Auge. Die Schlange im Paradiese, welche offenbar nicht als Thier, sondern als Person auftritt, sie denkt und will die Vernichtung der Wahrheit, des Seyns, des Schöpfers selbst, indem sie die göttlichen Worte, welche auf die Sünde den Tod folgen lassen, dadurch als unwahr aufstellt, daß sie geradezu das Gegentheil behauptet. „Ihr werdet mit nichten des Todes sterben." Kann Gott, der die Wahrheit selbst ist, unwahr seyn, so ist die Wahrheit, das Seyn, und Gott selbst vernichtet. Aber was die Schlange sagt, ist nicht blos unwahr, sondern es ist erlogen. Würde wohl die Schlange diese Lüge zu sich selbst gesagt, an sich selbst gerichtet haben? Nimmermehr! Sie wußte, daß sie log, — wie denn überhaupt Niemand lügen kann ohne es zu wissen, — und sie wußte, warum sie log: nicht um sich selbst zu betrügen und zu verführen, sondern das Weib. Es wäre Unsinn und Unmöglichkeit für irgend ein geistiges Wesen, sich selbst zu belügen, da jede Lüge die Kenntniß der Wahrheit voraussetzt. Die Lüge der Schlange bedurfte also eines Gegenstandes, an dem sie haften konnte, und dieser Gegenstand konnte nur ein geistiges Wesen seyn, weil nur ein solches die Lüge aufnehmen kann. Eben so war es mit Adams Entschuldigung, daß er nacket sey, beschaffen, als welche nur eine Umgehung der Wahrheit, folglich eine Lüge war. Sich selbst konnte er nicht belügen; denn er wußte besser, warum er sich versteckt hatte. Eben so beschaffen war Kain's: „ich weiß es nicht;" was er doch unmöglich zu sich selbst sagen konnte, da er wohl wußte, daß, und wo er den Bruder erschlagen hatte. Und so ist es bei allen möglichen Lügen in der Welt. Die äußere Bedingung einer jeden, von einem geistigen Wesen auch nur gedachten, Lüge ist ein anderes geistiges Wesen. Es kann sich Jemand eine Lüge ausdenken, ohne sie noch ausgesprochen zu haben; er muß aber stets irgend einen Andern im Sinne haben, den er belügen will, und der ihn zu der Lüge veranlaßt. Kurz, ohne äußere Veranlassung durch geistige Wechselbeziehung ist keine Lüge möglich. Hieraus folgt, daß die Lüge mehr als ein bloßer Willensact ist, wiewohl sie ohne einen solchen nicht gedacht werden kann: denn nur mit Wissen und Willen wird gelogen. Das nun, was noch zum Willensacte hinzukommt, gehört offenbar zum Wesen, zur inneren Beschaffenheit der Lüge. Was ist es aber? Der Willensact, als solcher, ist etwas blos innerliches. Soll er mehr seyn, so muß er äußerlich, er muß zur Handlung werden. Die nächste äußerliche Erscheinung des Willens ist zwar die willkührliche Bewegung, z. B. beim gehen, greifen, u. s. w.; allein es ist klar, daß durch bloße körperliche, wenn auch noch so willkührliche, Bewegung keine Lüge zu Stande kommt; wiewohl jede Handlung eine solche Bewegung voraussetzt. Wodurch wird nun die Bewegung zur Handlung? Dadurch, daß sie mit einem Zwecke verbunden ist. Jede, nach einem Zwecke verrichtete körperliche und willkührliche Bewegung ist eine Handlung. So wird z. B. das gehen und greifen zur Handlung, wenn Jemand „nach etwas" geht oder greift. So ist das Tanzen, das Klavierspielen, das Essen und Trinken, das Schreiben, das Reden

selbst, eine Handlung, weil an die verschiedenen körperlichen Bewegungen, die zu allem diesem nöthig sind, ein Zweck geknüpft ist. Allein Jedermann sieht ein, daß auch die bloße Handlung nicht ausreicht, um als die äußere Bedingung der Lüge zu gelten. Das selbstbewußte Leben des Menschen besteht aus einer Menge von Handlungen, bei denen auch nicht entfernter Weise an eine Lüge gedacht wird, oder gedacht werden kann. Die mannichfaltigen Beschäftigungen der Menschen mit Handwerken und Künsten, die mannigfaltigen Erholungs- und Zerstreuungs-Spiele u. s. w. gehören hieher. Es giebt aber eine eigene Art von Handlungen, auf die wir hier unser Augenmerk richten müssen: es sind diejenigen, welche nicht auf leblose Dinge, oder auch auf belebte, aber unpersönliche Wesen, sondern welche auf Personen gerichtet sind. Diese Handlungen haben einen eigenen, nämlich den moralischen Charakter. Personen nämlich stehen mit einander nur im persönlichen, d. h. im moralischen, Verhältnisse. Man kann, als Person, nicht auf eine Person wirken, ohne sie moralisch zu afficiren. Nun ist dieß blos auf doppelte Weise möglich: wohlwollend oder übelwollend, wohlthätig oder übelthätig. Das Handeln gegen eine Person hat also jederzeit den Charakter der That, und ist entweder Wohlthat oder Uebelthat. So sind liebevolle und gewissenhafte Eltern, Lehrer, Erzieher, Wohlthäter gegen die Kinder, gehässige und gewissenlose hingegen, Uebelthäter. So moralische oder unmoralische Schriftsteller, religiöse oder irreligiöse Geistliche u. s. w. das eine oder das andere, nach dem Maßstabe ihrer Gesinnung. So ist Beispiel, Umgang, u. d. gl. entweder wohlthätig, oder übelthätig. Mit Einem Worte, das ganze persönliche Verhältniß, sowohl der Einzelnen, als des Gesammt-Vereins im Staate, ist ein moralisches, und was immer ein Mensch gegen einen andern thut, ist mehr als bloße Handlung, ist That, entweder gute oder böse. Hieraus folgt nun, daß die Lüge, weil durch sie ein geistiges Wesen auf das andere wirkt, mehr als bloße Handlung, daß sie

That ist. Weil nun erwiesen ist, daß jede wirkliche Lüge aus üblem oder bösem Willen hervorgeht, so ist jede Lüge eine böse That; und der Charakter der bösen That gehört zum Wesen der Lüge. Man kann aber hiegegen noch einen Einwurf machen, indem man der Lüge den Charakter der That abläugnet. Man kann sagen: „jede Lüge ist doch nur etwas durch Worte ausgesprochenes, und der Sprachgebrauch unterscheidet gar sehr zwischen Wort und That; wie denn auch das tägliche Leben und die Erfahrung diesen Unterschied vollkommen rechtfertiget. Es ist z. B. ein großer Unterschied zwischen versprechen und Wort halten, oder auch zwischen drohen, und die Drohung durch die That vollziehen. Dieser Unterschied ist nicht geringer, als jener zwischen Wollen und Thun; ja, er ist, genau genommen noch größer: denn es ist immer noch die Frage, ob ein Versprechen oder eine Drohung im Ernste gemeint ist. Gleichwohl ist Versprechen und Drohen eben so gut ein geistiges Verhältniß, d. h. Verhältniß eines geistigen Wesens zu einem andern, als die Lüge. Demnach kommt der Charakter der That keineswegs der Lüge zu, und liegt nicht in ihrem Wesen. Dieses ergiebt sich, wo möglich, noch bestimmter und schlagender, wenn wir den Charakter einer wirklichen und anerkannten That, z. B. eines Mordes oder eines Raubes ins Auge fassen. So war, um an früher gebrauchte Beispiele zu erinnern, der Brudermord Kains eine That; daß aber Kain läugnete, zu wissen wo sein Bruder sey, war keine That, sondern nur eine Lüge. Ferner, so war der Raub Jacobs, den er an der Erstgeburt Esau's beging, eine That; daß er aber zu seinem Vater sprach, ich bin Esau, war keine That, sondern nur eine Lüge. Der Unterschied zwischen Wort und That, und folglich auch zwischen Lüge und That, bleibt also fest stehen, und ist sowohl dem Begriffe als der Sache nach begründet.“ Es folgt aber aus allem diesem weiter nichts, als daß nicht jede That eine Lüge ist, weil es allerdings verschiedene Arten der That giebt. So ist ein Raub kein Mord, und dennoch eine

That: denn er ist absichtliche Verletzung des persönlichen Eigenthums, welche eben so viel ist als Verletzung der Person selbst; und jede absichtliche Verletzung einer Person durch eine andere ist eben eine That. Und so ist es auch mit der Lüge. Die Lüge ist kein bloßes Wort, keine bloße Rede, sondern in der Lüge ist, außer der Absicht der Verletzung des Andern, auch eine wirkliche Verletzung desselben enthalten. Nämlich man kann einen Andern verletzen, nicht blos durch Entziehung seines Eigenthums, oder durch physische Angriffe auf seine Person, sondern auch geistiger Weise, und sogar durch ein einziges Wort. Wenn Jemand dem Andern unverdienter Weise das Wort „Schurke" zuruft, so ist dieß eben so viel, als ob er ihm einen Dolchstich versetzte. Wir sehen dieß aus den Folgen. Denn der also Verletzte vertheidiget sich nicht selten gegen einen solchen Schimpf, wie der Angegriffene gegen einen Mörder, und wir wissen es, daß eine solche Vertheidigung zum öftern blutige Folgen hat. Eine ähnliche Verletzung findet nun auch in der Lüge statt: denn Jedermann hat das Recht, von dem Andern die Wahrheit zu verlangen, weil Jeder auch seiner Seits die Pflicht hat, die Wahrheit zu sagen. Er hat beides, diese Pflicht und jenes Recht, als Vernunftwesen. Wird ihm nun, statt der Wahrheit, mit Wissen und Willen eine Lüge gesagt, so wird er als Vernunftwesen beeinträchtiget oder verletzt, und darf deshalb den Andern zur Verantwortung ziehen. Aber es ist an dieser Verletzung durch die Lüge bei weitem nicht genug. Sie geht weiter. Mit der Lüge, das wissen wir, ist jederzeit die Absicht verbunden, den Andern, wo nicht auf den Weg des Verderbens, doch wenigstens auf einen falschen Weg zu führen. Da nun jeder falsche Weg dem Andern zum Nachtheil gereicht, so ist keine Lüge ohne Nachtheil des Andern zu denken. So glaubte Abimelech dem Abraham, daß Sarah nicht sein Weib, sondern seine Schwester wäre, und lief dadurch Gefahr mit allen den Seinigen umzukommen. Aber, kann man einwenden: wenn nun die Lüge nicht geglaubt wird, wo ist da die Gefahr und der Nachtheil? Dagegen läßt sich sagen: es ist nicht vorauszusetzen, daß der Lüge nicht geglaubt werde, die Absicht zu täuschen steht aber fest; und so ist die Lüge in diesem Falle wenigstens eine beabsichtigte (intentirte) böse That, die allezeit vor dem Gesetz strafbar ist; was sie nicht wäre, wenn nicht wenigstens der mögliche Schaden des Andern berücksichtigt würde. Selbst das Versprechen und die Drohung, die vorhin zum Beweise des Gegensatzes von Wort und That angeführt wurden, sind für mehr als Worte, sind für Arten der That, nämlich der geistigen, zu betrachten: denn beide können den, welchem etwas versprochen oder gedroht wurde, zu Gedanken, Entschlüssen, Handlungen verleiten. Es werde z. B. Jemandem eine Summe Geldes versprochen, wenn er ein bestimmtes Verbrechen ausübt, oder es werde ihm der Tod gedroht, wenn er es nicht ausübt. In beiden Fällen wird thätlich, wiewohl nur durch geistige That, auf ihn eingewirkt, er mag sich zum Verbrechen bestimmen lassen, oder nicht. Es ist gerade wie mit der Lüge, sie mag geglaubt werden oder nicht: denn jede von einer Person auf eine Person gerichtete Handlung ist eine That; und daß das Reden eine Handlung sey, wer will es bezweifeln? es ist nur eine andere Art von Handlung als ein Dolchstoß oder ein Schwerthieb. Es giebt, wie gesagt, eine Schärfe des Wortes, welche schärfer ist als die Schärfe des Schwertes; wie selbst von dem Worte Gottes gesagt wird. Es leidet also nunmehr keinen Zweifel weiter, daß jede Lüge eine That ist, und zwar, erwiesener Maßen, eine böse, und daß folglich der Charakter der bösen That zum Wesen der Lüge gehört.

Auf diese Weise bestünde das Wesen der Lüge gleichsam aus einem doppelten Factor: der eine wäre der freie Abfall von der Wahrheit, der andere die böse That. Allein genau betrachtet sind diese beiden Factoren zwei verschiedene Willensacte, welche, wenn sie ein gemeinsames Wesen ausmachen sollen, nothwendig durch ein Mittelglied verbunden seyn müs-

sen: denn unmittelbar haben beide Acte keinen Zusammenhang. Dieses Mittelglied kann nicht abermals ein Willensact seyn: denn dadurch würde nur die Zahl und die Sonderung der Willensacte vermehrt, aber keine Einheit erzeugt werden, die doch von der Wesenheit oder Innerlichkeit der Lüge gefordert wird. Nun ist aber Innerlichkeit oder Geistigkeit Eines und Dasselbe: denn der Geist ist eben das Innere oder Verborgene alles Aeusseren oder Erscheinenden, wie wir früher erwiesen haben. Der Geist oder das geistige Wesen ist aber nicht bloßer Wille, sondern zugleich und in Einem auch Gedanke (Intelligenz.) Es giebt also außer dem Willen, welcher das Mittelglied der getrennten Willensacte nicht hergeben kann, nur noch den Gedanken, welcher beide Willensacte vereinigen könnte. Wie aber? Da kein Willensact ohne Gedanken Statt finden kann, so müßte der Gedanke, welcher jedem der beiden Willensacte zum Grunde liegt, ein beiden gemeinsamer, oder kurzweg, ein und derselbe Gedanke seyn. Es fragt sich nun, ob würklich beiden Willensacten ein und derselbe Gedanke zum Grunde liegt. Was bewegt denn das geistige (freie) Wesen, von der Wahrheit abzufallen? nichts anderes als das Motiv oder der Gedanke der Selbst-Behauptung. Woher dieser Gedanke entspringe, ist jetzt nicht der Ort zu untersuchen; genug, wenn erwiesen werden kann, daß nichts anderes als dieser Gedanke den Abfall von der Wahrheit, oder was dasselbe ist, vom heiligen Seyn, von Gott, bewirkt. Dieß wird aber dadurch erwiesen, daß in der Vereinigung eines bestimmten geistigen Wesens mit der Wahrheit, und so lange diese Vereinigung dauert, ein Abfall von der Wahrheit unmöglich ist. Das geistige Wesen muß sich also für sich selbst und als ein Selbst erfassen und denken, diesen Gedanken festhalten und nicht wieder los lassen, — was ihm vermöge seiner Freiheit gestattet seyn muß, — und so ist hiemit nicht blos der Gedanke des Abfalls, sondern der Abfall selbst gegeben; denn das geistige Wesen kann diesen Gedanken nicht denken, ohne ihn zu wollen, weil zu allem Denken Willensbestimmung

gehört; und so ist mit dem Gedanken des eigenen Selbst zugleich der Gedanke der Selbstbehauptung gegeben, welcher dann wieder den Willen zur Selbstbehauptung, d. h. zum Abfalle vom Urseyn oder von der Wahrheit bestimmt. Es fragt sich nun ferner, ob derselbe Gedanke auch das Motiv zur bösen That ist, welche den zweiten Factor des Wesens der Lüge ausmacht. Daß er dieses sey, liegt am Tage. Denn wenn wir auf den Grund oder das Motiv der Lüge zurückgehen, welches wir im Begehrungsvermögen, und zwar unter der doppelten Form der Furcht und der Begierde aufgefunden haben, so ist nichts entschiedener, als daß der Lüge, sowohl aus Furcht als aus Begierde, der Gedanke der Selbstbehauptung wesentlich einwohnt, und gleichsam die Seele der Lüge ist. Denn warum lügt der Mensch in beiden Fällen, als weil er in dem einen fürchtet, es möchte seinem Selbst etwas Unangenehmes und Nachtheiliges widerfahren, und weil er in dem andern strebt, diesem Selbst die möglichstgrößte Erweiterung und Befriedigung zu verschaffen? Es ist also ein und derselbe Gedanke, welcher den Abfall von der Wahrheit und den Ausbruch der Lüge in der bösen That erzeugt. Die Einheit des Wesens der Lüge ist also die Selbstbehauptung, welche auf der einen Seite, gleichsam nach innen zu, mit dem Abfalle von der Wahrheit, auf der andern, nach außen hin, mit der Verletzung fremder Persönlichkeit durch Verläugnung der Wahrheit auf das innigste und nothwendig verknüpft ist. Nun ist aber die Verletzung fremder Persönlichkeit durch die Lüge nichts zufälliges, sondern sie ist durch die Selbstbehauptung bedingt, mit andern Worten: sie ist das Ziel oder der Zweck der Selbstbehauptung. Das Wesen der Lüge kann also eben so wenig ohne Zweck als ohne Grund gedacht werden. Demnach, wie wir bemüht gewesen sind, den Grund der Lüge zu erforschen, so haben wir auch nun unsern Blick auf den Zweck der Lüge zu werfen.

§. 5.
Zweck der Lüge.

Wir haben uns so eben vorläufig über den Begriff des Zwecks erklärt. Nach dieser Erklärung ist ein Zweck die äussere Bedingung einer Handlung. Jede Handlung nämlich, obwohl sie innerlich anhebt und sich mittels der sie leitenden Kräfte (des Gedankens und des Willens) nach außen hin richtet, bedarf dennoch, um nicht ins Unbestimmte hinaus zu streben und in Nichts zu zerfließen, einen äußeren Halt- oder Zielpunkt, bei welchem angelangt sie beendiget ist. Nur durch einen solchen Zielpunkt wird eine Handlung vollständig. Es liegt aber in der Natur des freien Wesens, daß es sich diesen Zielpunkt selbst bestimme, entweder nach irgend einer Neigung, oder nach dem Gebot der Vernunft (des Geistes). Bevor dieser Zielpunkt bestimmt ist, hat der Gedanke nichts, worauf er den Willen richten kann, und so wird das Handeln, so lange noch der Gedanke der Leiter desselben ist (so lange der Mensch bei Verstand ist) gar nicht begonnen. Ist aber einmal dieser Zielpunkt bestimmt, so kann gehandelt werden, und wird auch gemeinhin gehandelt, natürlich in der Richtung auf diesen Zielpunkt hin. Der Ausdruck „Zielpunkt" selbst giebt uns einen Vergleich an die Hand, durch welchen der Begriff des Zwecks anschaulich gemacht werden kann. Es ist der Act des Jägers oder Schützen, der mit Bogen und Pfeil, oder mit einem Schießgewehr, auf den Gegenstand zielt, den er sich zur Beute machen will. Die Kraft des Bogens würde umsonst angespannt, der Pfeil verloren, oder der Schuß vergeblich seyn, wenn kein solcher Gegenstand vorhanden wäre, und wenn nicht auf denselben gezielt würde. Das Zielen ist also das Richten der Schußkraft auf den Gegenstand, welcher dadurch das Ziel des Schützen ist. Was hier die Schußkraft, ist bei dem Handeln der Wille; was hier das Zielen, ist die Richtung des Handelns auf den Gegenstand, und was hier das Ziel, ist bei dem Handeln der Zweck.

Zweck und Ziel *) sind dasselbe. Aus dieser Begriffsbestimmung läßt sich einsehen, wie die Lüge, schon als Handlung (wir wissen aber, daß sie mehr, daß sie That ist) nicht ohne Zweck denkbar seyn könne. Es geht dieß auch bereits aus früherer Untersuchung hervor: denn es ist erwiesen worden, daß die Lüge nur durch die Wirkung eines geistigen Wesens auf ein anderes zu Stande kommen kann. Nun wäre es absurd, zwecklos auf ein geistiges Wesen einzuwirken; es ergiebt sich also schon hieraus, daß die Lüge stets mit einem Zwecke verknüpft seyn müsse. Auch ist es keine Frage, von welcher Art im Allgemeinen dieser Zweck seyn werde. Die Lüge, als Abfall von der Wahrheit, geht stets auf Täuschung oder Betrug aus. Es ist also unmöglich, daß die Lüge einen guten Zweck habe. Der Gehalt dieses Zwecks ist also stets das Böse. Es giebt aber mancherlei Beziehungen, Richtungen und Erscheinungen des Bösen; und es ist auch schon früherhin bemerkt worden, daß es mancherlei Arten und Grade der Lüge gebe, von denen späterhin noch ausführlicher die Rede seyn wird. Der Zweck der Lüge kann sich demnach auch wohl verschiedentlich gestalten. Und so ist es. Und hier werden wir denn zunächst auf den Grundunterschied der Lüge Rücksicht zu nehmen haben. Ursprünglich verzweigt sich die Lüge, wie wir wissen, in die negative und positive, oder in die Lüge aus Furcht und aus Begierde. Die Wurzel beider Zweige ist eine gemeinschaftliche: die Selbstigkeit: denn diese ist es, welche der Selbstbehauptung (im Gegensatze gegen ein Höheres, Heiliges) zum Grunde liegt. Aber das Interesse der Selbstigkeit ist ein verschiedenes, je nachdem sie von einem negativen oder positiven Motiv in Bewegung gesetzt wird. Das selbstische Begehrungsvermögen ist ganz anders gleichsam gestimmt im Zustande der Furcht, ganz anders im Zustande der Begierde. Was kann nun wohl der Zweck

*) Auch die Engländer haben hier den bedeutungsvollen Ausdruck: end and aim.

der Lüge bei der Furcht seyn? kein anderer als die Vermeidung selbstischen Nachtheils. Alle Beispiele der Lüge aus Furcht, die wir aufgestellt haben, beurkunden diesen Zweck. Der erste Mensch, der sich vom Weibe verführen ließ, er log, weil er die ihm gedrohte Strafe fürchtete. Der Zweck seiner Lüge war also, dieser Strafe zu entgehen. Die gleiche Furcht, Sorge und Angst trieb den ersten Brudermörder zur Lüge. Ja, wir sehen es täglich, wie schon das genäschige Kind zu demselben Zwecke lügt, wenn es sich auch dieses Zweckes noch nicht deutlich bewußt seyn sollte. Es ist aber die Furcht vor der Strafe nicht die einzige Art von Furcht, welche die Lüge und einen Zweck der Lüge in ihrem Gefolge hat. Doch haben alle Arten von Furcht, welche die Lüge erzeugen, so verschieden modificirt auch ihr Zweck seyn möge, dieses gemein, daß der Zweck der durch sie erzeugten Lüge ein selbstischer ist. Drei Dinge sind es vornehmlich, die den selbstischen Menschen in Anspruch nehmen: die Freiheit, die Ehre und der Besitz. Diese drei Stücke umfassen auf dem selbstischen Standpunkte die ganze Summe der Güter des Lebens, deren Verlust er fürchtet wie den Tod. Man wird sich vielleicht wundern, daß diese Interessen des Lebens auf den selbstischen Standpunkt verwiesen werden. Gleichwohl ist Freiheit, Ehre, Besitz, um ihrer selbst willen erstrebt, stets etwas Selbstisches: denn alle diese Güter sind nur Mittel für höhere Zwecke, indem die Freiheit dem Gesetz, die Ehre dem Höchsten, und der Besitz der Liebe geopfert werden soll. Wer dieß alles an sich behalten will und zu verlieren fürchtet, gleicht dem Geizigen, der nichts ausgeben mag. Diese Furcht gebiert die Lüge, und der Zweck dieser Lüge und der Zweck dieser Furcht-Lüge ist die Selbstrettung. Wer demnach seine Freiheit der Arbeit und der Anstrengung aufopfern soll, der wird, wenn er sich nicht anders zu helfen vermag, sich mit der Lüge zu helfen suchen. Der Knabe, der zur Schule soll, schützt Kopfweh vor, um frei zu Hause bleiben zu dürfen, besonders wenn er, ebenfalls aus Scheu vor der Anstrengung, die

Schularbeit hat liegen lassen. Der Bettler, welcher arbeiten soll, lügt wer weiß welche Unvermögenheit, um frei herumstreichen zu können. Das Mädchen, welches einen Fehltritt gethan, dessen Folgen sichtbar zu werden drohen, läugnet die Thatsache, und lügt ein Uebelbefinden aus andern Ursachen, aus Furcht vor der Schande. Eben so läugnet, aus Furcht vor der Schande, der Lügner selbst seine Lüge ab. Der schmutziggeitzige Capitalist, welcher einen ehrlichen, armen Arbeiter durch ein Darlehn unterstützen soll, läugnet, daß er bei Casse sey, wenn er gleich nicht weiß, wie er die überflüssigen Interessen seiner Capitalien unterbringen will. Die Furcht vor Verlust treibt ihn zur Lüge, und der Zweck seiner Lüge ist seine Selbstrettung; denn sein Geld ist sein Selbst.

Wie der Zweck der Lüge aus Furcht die Vermeidung selbstischen Nachtheils ist, so ist nun der Zweck der Lüge aus Begierde die Gewinnung selbstischen Vortheils. Sollen wir dieß wieder an einem Beispiele aus der heiligen Geschichte bewähren, deren Urkunde in ihrer einfältigen Wahrheit schonungslos die Gebrechen, ja die Verbrechen selbst der Gottgeweihten aufdeckt, so erinnern wir abermals an Jacob, den Patriarchen, der durch eine Lüge das Recht der Erstgeburt gewann. Und so ist in allen Fällen Gewinnung des selbstischen Vortheils der Zweck der Lüge aus Begierde. Wie aber der Zweck der Lüge aus Furcht sich mannichfaltig gestaltet, je nachdem der Gegenstand der Furcht ein verschiedener ist, so ist auch der Zweck Lüge aus Begierde verschieden nach den verschiedenen Gegenständen der letzteren, oder auch, was fast dasselbe ist, nach den verschiedenen Arten der Begierde selbst, wie dieselben aus den ursprünglichen, aber ausgearteten, Trieben hervorgehen. Es kommen hier wieder dieselben Gegenstände (und Triebe) zur Sprache, welche die Lüge aus Furcht erzeugen. Der Freiheitstrieb, der Trieb nach Ehre, und der Trieb nach Besitz, sie erregen eben so viele Begierden, welche, wenn sie ihr Ziel auf geradem Wege nicht erreichen

können, den Umweg der Lüge nicht verschmähen, um so weniger, je mehr die Lüge jede andere Anstrengung erspart. Was nun zuerst den Freiheitstrieb betrifft, so artet er auf zwei verschiedenen Wegen zur Begierde aus, auf deren jedem sich ein weites Feld für die Lüge und ihren Zweck eröffnet. Die selbstische Freiheit nämlich, die der Mensch begierig verfolgen kann, ist theils negativer, theils positiver Art. Die erste ist Ungebundenheit, die zweite Herrschaft. Nach Ungebundenheit strebt vorzüglich die Jugend, nach Herrschaft das reifere Alter. Schon in den Knabenjahren erwacht die Begierde nach Ungebundenheit, erreicht aber seine Höhe im Jünglingsalter, und zieht sich sogar nicht selten bis in das männliche herüber. Tausendfältig sind die Vorwände, welche die Jugend aussinnen kann, um der Pflicht und überhaupt der Schranke zu entrinnen und die Gelüste dieser Jahreszeit des Lebens in voller Ungebundenheit zu befriedigen; und jeder solcher Vorwand ist eine Lüge, welche die Befreiung von der Schranke zum Zwecke hat. Der Knabe läuft, wie man dieß ausdrückt, hinter die Schule, weil ihn ein schöner Frühlingstag zum Spiele im Freien lockt. Um vor Nachfragen sicher zu seyn, lügt er den Eltern vor, die Schule sey frei gegeben worden, den Lehrern, man habe ihn in häuslichen Angelegenheiten ausgesendet. Der Student besucht statt der Vorlesungen Lustörter, wo er das Honorar der Professoren verzehrt, welches er dem Vater unter dem Vorgeben des fleißigen Collegienbesuchs abgedrungen hat. Was ließe sich beispielsweise hier alles erzählen! Daß ferner der Freiheitstrieb in positiver Richtung nach Herrschaft strebt, liegt in der Natur der Sache: denn jemehr wir Andere beschränken, desto unbeschränkter sind wir selbst. Daß aber die Begierde nach Herrschaft die Lüge herbeilockt, ist eben so natürlich: denn nicht immer reicht die Gewalt aus, um die Andern zu unterjochen, sondern fast stets wird die List, als Bundesgenossin der Gewalt herbeigerufen; und die List ist mit der Lüge auf das innigste verschwistert. Wir haben in unsern Tagen einen

schlagenden Beweis hievon in dem Streben Napoleons nach Weltherrschaft gesehen, und seine größten Siege waren vielleicht die, welche er durch die List, und die mit der List verbundenen Lüge errungen hat. Wie viele Freundschaftsversicherungen, wie viele Verheißungen, ja, wie viele feierliche Bündnisse waren nichts als reine Lüge unter dem Scheine der größten Aufrichtigkeit! Napoleon schien ein gerader Mann zu seyn; und er war es, so lange die Geradheit ihm Vortheil brachte. Sobald dieß aber nicht der Fall war, diente ihm der Schein der Geradheit selbst zum Vorwande, um die entschiedenste Lüge zu verdecken. Aber eben so entschieden ist es, daß der Zweck jeder Consularischen und Kaiserlichen Lüge auf Herrschaft ausging.

Eben so ist es mit der Begierde nach Ehre beschaffen, welche mit der Begierde nach Herrschaft in ziemlich naher Verbindung steht. Auch die Ehrbegierde schlägt verschiedene Wege ein, um zu ihrem Ziele zu gelangen, und auf jedem Wege begegnet ihr die Lüge als erwünschte Hülfsgenossin. Man gelangt zur Ehre, wenn man nicht den geraden Weg geht, auf welchem sie uns ungesucht entgegenkommt, entweder indem man Vorzüge heuchelt und folglich erlügt, die man nicht hat, oder indem man die wirklichen Vorzüge Anderer geschickt herabzusetzen, in den Schatten zu stellen, oder gar in der Meinung der Menge zu vernichten weiß. Von beiden Wegen giebt uns die Erfahrung hinlängliche Belege. Was den ersten betrifft, so wird er überall betreten, wo von einem fälschlich angemaßten Verdienst die Rede ist, im Kleinen, wie im Großen, im Privatleben, wie im öffentlichen. Die Ehre von Entdeckungen und Verbesserungen in Wissenschaften und Künsten, namentlich die Ehre der ersten wissenschaftlichen und künstlerischen Gedanken, ist etwas, das wir durch manche falsche Prahlerei, durch manche unverschämte Verfälschung, durch manchen noch unverschämteren Diebstahl, folglich überall durch Lüge, erschlichen, oder doch wenigstens erzielt werden sehen. Die Geschichte der Wissenschaften und Künste

giebt hievon die sprechendsten Beweise. Wir erwähnen hier nur den jetzt öfters bemerkbaren Kunstgriff, fremde Gedanken und Ansichten, das Resultat mühsamer Forschungen, ohne Nennung der fremden Urheber, in der Absicht in eigene oft sehr flache Geistesprodukte aufzunehmen, daß der Leser verleitet werde, zu glauben, jene Gedanken und Ansichten seyen auf diesem Grund und Boden gewachsen. Ehemals ging man ehrlich zu Werke, und citirte die Schriftsteller, aus denen man dergleichen entlehnte. Was man aber jetzt thut, ist Betrug und Lüge, wie die Lüge Jacob's, als er sprach: „ich bin Esau." Der zweite Weg der Ehrbegierde, auf welchem uns die Lüge begegnet, ist aber fast noch betretener: es ist der Weg der Verläumdung und Anschwärzung. Um sich selbst in Credit und Ansehen zu erhalten, werden Andere durch falsche Darstellung ihres Wesens, ihres Strebens, und ihrer Leistungen herabgedrückt und wo möglich zu Nichte gemacht. Hier ist abermals beispielsweise des literarischen Verkehrs zu gedenken, als in welchem durch Verstümmelungen, durch Verdrehungen, durch Unterschieben falscher, ja absurder Meinungen, das Urtheil der Menge irrig und zum Nachtheile der Betheiligten geleitet wird. Das Verfahren, wodurch dieß geschieht, kann nicht anders als mit dem Namen der Lüge bezeichnet werden, deren niedriger Zweck am Tage liegt.

Wir gedenken nun noch schlüßlich des Triebes nach Besitz, der in seiner Ausartung, ebenfalls um schnellerer und leichterer Befriedigung willen, zur Lüge seine Zuflucht nimmt. Wie sollte auch nicht die Begierde nach Besitz, die an sich schon etwas niedriges, und welcher der Stempel der gröbsten Selbstigkeit aufgedrückt ist, und die selbst Raub und Mord erzeugt, kurz, welcher alle Mittel gleich gelten, durch die sie zu ihrem Zwecke gelangt, sich nicht auch des scheinbar unschädlichsten Mittels der Lüge bedienen? Also, wo es gilt zu Haus und Hof, zu Geld und Gut zu gelangen, und wo man durch eine Lüge, oder auch durch eine Reihe von Lügen, grobe Betrügereien einleiten und ausführen, oder wenn sie schon geschehen

sind, bedecken und gefahrlos machen kann, so, daß das ungerechte Besitzthum gesichert bleibt, warum soll man nicht dieses Mittel anwenden? Nicht blos mancher Heerd, sondern auch mancher Thron ist auf solche Weise gewonnen worden. Jedoch wir wollen uns hier nicht vorgreifen, und die Lüge, über das Gebiet der Psychologie hinaus, ins Leben selbst verfolgen, wozu wir jetzt noch keinen Beruf haben, da jenes Gebiet noch einige Aufgaben für uns hat, von denen die nächste die Betrachtung der inneren Wirkungen und Folgen der Lüge ist.

§. 6.

Innere Wirkungen und Folgen der Lüge.

Es ist um keinen Menschen besser bestellt, als um den, welchem die Wahrheit etwas Hohes und Heiliges ist: denn er lernt allmählig immer mehr ihren Werth, und das Glück erkennen, sie überall im Auge zu haben, sie zum Richtmaß aller Gedanken, Gefühle und Handlungen zu machen, und gleichsam in ihrem Elemente zu leben. Was ihm zuerst bloß Gegenstand der Achtung und gewissenhafter Unverletzlichkeit war, wird ihm, bei näherer und vertrauterer Bekanntschaft, ein Lebensbedürfniß, wie frische, reine Luft: denn er wird gewahr, und erfährt immer bestätigter, daß nur der durch und durch wahre Mensch, in dessen Herzen kein Hehl und kein Falsch ist, auch durch und durch mit sich einig ist, und in dieser Einigkeit nicht blos den süßesten Frieden schmeckt, sondern sich auch in größerer Nähe, und gleichsam in näherer Berührung mit der höchsten Einheit befindet, welche Alles hält und trägt, und welche die Fülle alles Seyns und Lebens und aller Seligkeit umfaßt; kurz: in der Nähe und unter der wohlthätigen Einwirkung Gottes. Wie man im Frühjahr, wenn der Winter sein Regiment noch nicht ganz abgegeben hat, aus dem Schatten, wo es kälter ist, in die Sonne tretend, sogleich die Wirkung ihrer sanft erwärmenden Strahlen empfindet, so empfindet man auch die milde und erquickende Nähe der Gottheit, wenn man aus dem Schat-

ten, der unser Inneres erkältend und verdunkelnd durchzieht, in das Licht der Wahrheit getreten ist, welches uns sofort entgegenstrahlt, als wir uns seiner Einwirkung hingegeben haben. Wir wissen alsdann, daß wir uns in dem reinen Elemente befinden, in welchem unser Leben allein gedeihen und der Vollendung und Beseligung durch die Vollendung entgegenreifen kann. Wir wissen nun, daß nur die Ungetrenntheit vom geistigen Lebensquell, welcher die Wahrheit selbst ist, unser Leben, aus einer flüchtig vorübergehenden, vom Strome der Zeit fortgerissenen, dem Zeitgesetz, der Vergänglichkeit anheimfallenden Erscheinung, zu einem wesenhaften Daseyn steigert, welches nicht mehr der Richtung des zeitlichen Vergehens, sondern des ewigen Werdens folgt. Denn wer nur in seinem zeitlichen Selbst fortlebt, macht auch nur die Erfahrung des zeitlichen Vergehens; jede Minute, die da kommt, giebt seinem Leben keinen Zusatz, sondern zehrt an demselben, und nimmt etwas davon hinweg, bis nichts mehr hinweg zu nehmen ist. Dagegen, wer sich in der Richtung nach dem Bleibenden, Unvergänglichen, Ewigen, fortbewegt, wird nicht blos von der Zeit nicht mit fortgerissen, so daß er etwa still stünde, sondern er entwickelt sich fort und fort zu einem immer wachsenden Werden, er trinkt schon hienieden aus dem Quell des nie versiechenden, des immer reichlicher strömenden Lebens, dessen Kraft und Wesenheit, ja dessen Gesetz im Gegensatz gegen das Zeitgesetz der Vergänglichkeit, immerwährendes Wachsthum und Zunehmen ist. Es ist hier eben so, wie mit dem Verschwender und dem guten Haushalter. Jener wird immer ärmer, dieser immer reicher, so daß ihm zuletzt die Zinsen seines Capitals selbst zum Capitale werden. Aber die unerläßliche Bedingung des wachsenden Lebensreichthums ist das Feststehen in der Wahrheit: denn die Wahrheit ist ja eben das Seyn, welches das Gesetz seines Bestehens, ja, seiner unendlichen Erweiterung in sich selbst trägt. Demnach, wer der Wahrheit huldiget, wer alles Unechte und Falsche aus sich zu verbannen sucht, wer

immer aufrichtig mit sich, und folglich auch mit Andern, zu Werke geht, wer als strenger Richter über sich selbst, seine Gesinnung und seine Handlungen wacht, und es sich nicht verhehlt, wenn er gefehlt hat: der kann wohl wanken, straucheln, fallen; aber er kann sich nicht ganz von der rechten Bahn verirren; ihn begleitet immer der Compaß, welcher ihm die verlorne rechte Straße wieder zeigt; er hält sich wenigstens die Rückkehr vom Irrwege zum rechten Ziele frei, und lenkt über kurz oder lang, gestraft und gemahnt durch bittere Erfahrungen, wieder in den Weg des Friedens und des Gedeihens ein. Aber von diesem Wege wird derjenige immer mehr verschlagen, dergestalt, daß er ihn zuletzt nicht wieder findet, welcher aufhört, in und mit sich selbst wahr zu seyn, und dieß um so eher, je früher er die Bahn der Wahrheit verläßt, und sich der Lüge als Lebensgefährtin anvertraut. Nicht der erste Fehler, auch nicht eine Reihe von Fehlern und Vergehungen, sondern die erste Lüge treibt den Menschen aus dem Paradiese der Unschuld und des Friedens. Die erste Lüge macht Epoche im Leben, denn sie bezeichnet, gleich einem Markstein, den Scheidepunkt des Menschen von der Wahrheit. Es erneuert sich in diesem Moment der erste Sündenfall, der durch die erste Lüge besiegelt wurde. Ist der erste Schritt in das Reich der Lüge geschehen, so folgen die andern bald nach. Der Weg in das Gebiet des Betrugs und der Täuschung ist geöffnet; es sind dem Menschen die Augen aufgethan worden, den Ausweg zu sehen, der, scheinbar, aus der strengen Clausur des Gebots und der Schranke führt, aber nicht zum Heil, sondern zum Verderben, nicht zum schnell herbeieilenden, sondern zum langsam hereinschreitenden. Das Herz wird schon durch die erste Lüge vergiftet. Aber es ist ein langsam wirkendes, ein unmerklich sich in das ganze menschliche Wesen einschleichendes Gift, das Gift der ersten Lüge. Die Lüge heilt sich nicht selbst aus, sie ist keine Krankheit, die den Keim ihrer Selbstvernichtung in ihrem Schooße trägt, sondern den Keim ihrer Selbstvermehrung. In der ersten

Lüge ist kein Grund vorhanden, künftig die Wahrheit zu sagen, aber wohl ein Grund künftig wieder zu lügen. Denn mit der ersten Lüge entdeckt der Mensch gleichsam eine neue Fähigkeit, eine neue Kraft in sich, nämlich die, der Wahrheit und ihrer Strenge zu entgehen, die, wie alle Strenge, jederzeit unangenehm ist. Einer Unannehmlichkeit aber zu entgehen, ist stets etwas Angenehmes. Dieses lockt demnach den Menschen zu neuer Lüge, sobald der Fall wieder eintritt, daß der Richterspruch der Wahrheit wieder lästig wird. Und wie oft tritt dieser Fall ein! Daher ist gemeinhin die erste Lüge die fruchtbare Mutter einer zahlreichen Nachkommenschaft. Nur dann ist dieß nicht mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten, wenn zeitig genug dem Ueberhandnehmen der jungen Lügenbrut durch zweckmäßiges Gegenwirken der Eltern und Erzieher Einhalt geschieht. Aber wie oft geschieht dieß ernst gründlich, und folglich auch mit günstigem Erfolg? Daher ist das Lügen eine Kunst, die der Mensch gleichsam von selbst lernt, und eher als alle andere Künste. Kurz, so wenig aus dem noch so gut bestellten Acker oder Garten das Unkraut ausbleibt, eben so wenig aus dem menschlichen Herzen die Lüge; und es ist daher eine eben so strenge Aufgabe des Erziehers, wie des Gärtners, dieses Unkraut möglichst auszurotten. Wo dieß nicht geschieht, nimmt es überhand, und verdrängt und verdirbt den guten Samen. Es ist eben so interessant als traurig, die Fortschritte und Wirkungen der Lüge im Menschen zu betrachten. Wir begeben uns jetzt, nach nothwendiger Einleitung, zu diesem Geschäft, welches wir bereits als eine unabweisliche Aufgabe anerkannt haben.

Je nachdem die ersten Versuche in der Lüge, welche stets schon in der Kindheit angestellt werden, entweder gelungen oder mißlungen sind, greift der Hang zum Lügen mehr oder weniger um sich. Es giebt wahrscheinlich genug Menschen, die durch das Mißlingen jener ersten Versuche, und zugleich durch die üblen Erfahrungen, welche sie sich durch dieselben zuzogen, allmählig von der Lüge mehr und mehr abgeschreckt

und abgezogen werden, so daß ihnen späterhin aus Grundsatz, wie früher aus Scheugefühl die Wahrheit zum unverbrüchlichen Gesetz wird. Früher oder später ernten sie auch die Folgen dieser Läuterung ihres Wesens ein. Denn die Wahrheit, wie schon Cicero sagt, ist so schön, daß, wenn man sie mit Augen sehen könnte, man sich in ihrem Besitz selig finden würde. Nun aber, alle Menschen sind nicht so glücklich, zeitig und für immer aus den Klauen der Lüge gerissen, und der Wahrheit in die Arme geführt zu werden. Wer also in seiner Kindheit das Unglück hat, daß ihm die ersten Lügen glücken, d. h. unerkannt und ungestraft vorübergehen, dabei auch noch manche Unannehmlichkeit, die er sonst erfahren hätte, ersparen, der wird natürlich zur ferneren Cultur der Lüge aufgemuntert. Es ist bereits erwiesen, daß sich die Lüge nur zu dem Bösen im Menschen gesellt, oder vielmehr, daß nur das Böse im Menschen die Lüge erzeugt. Jemehr also die Lüge in einem Menschen um sich greift, je mehr gleichsam sein ganzes Wesen eine Lüge wird, desto mehr hat sich auch das Böse in ihm ausgebreitet. Es giebt allerdings Menschen, in denen die Lüge, so zu sagen, auf ihre eigene Hand lebt, ohne mit dem übrigen moralischen Wesen des Sinnes und Wandels in genauer Berührung und tiefer Verbindung zu stehen. Man könnte solche Leute die gutmüthigen Lügner nennen, so wie es deren auch welche giebt, die man spaßhafte Lügner nennen möchte. Bei beiden Arten scheint die Lüge eine bloße Unart, eine fehlerhafte Gewohnheit, wie etwa das Tabakschnupfen, zu seyn. Sie können nicht leben, ohne täglich eine Quantität Lügen gesagt zu haben. Wir dürfen beide, in Hinsicht auf den Zustand ihres inneren Wesens, nicht übergehen. Was nun zuerst die sogenannten gutmüthigen Lügner betrifft, so sind sie, wie es scheint, dadurch zur Fertigkeit im Lügen gelangt, daß sie Niemandem gern etwas Unangenehmes sagen, dagegen sich Jedermann gern verbinden wollen. Die Wahrheit ist oft unangenehm: und wie schon der alte Terenz sagt:

obsequium amicos, veritas odium parit.

Allein der Schmeichler ist auch ein Heuchler, ein falscher Mensch, und Falschheit kann nicht mit einem unverdorbenen Herzen bestehen. Solche Leute pflegen eben so gern, als sie ins Angesicht schmeicheln, hinter dem Rücken bösen Leumund zu machen. Eben so ist auch die Neigung, scheinbar gutmüthige aber falsche Versprechungen zu machen, die man weder gesonnen, noch im Stande ist zu halten, nicht so unschuldig als es den Anschein hat. Der Verfasser hat in seinen frühesten Schuljahren einen Knaben gekannt, der sich den Namen Lügen-Schmidt erworben hatte, und bei dem kein Tag verging, ohne daß er bald diesem, bald jenem Schulkameraden Lügen aufheftete über Geschenke, die er machen, oder andere Annehmlichkeiten, die er erzeigen wollte. Er täuschte stets die Erwartung, und hatte immer neue Lügen bereit um sich wegen dieser Täuschung zu entschuldigen. Was soll man von dem Herzen eines Menschen halten, der schon so früh mit Treue und Glauben spielt! Auch hatte jener Knabe wirklich schon einen Zug von Härte und Bosheit in sich, indem ihm der Kummer und Schmerz der Getäuschten nicht im geringsten nahe ging. Nun aber, was die zweite Art, die sogenannten spaßhaften Lügner betrifft, die in einem Athem die ungereimtesten und unglaublichsten Erdichtungen stromweise hervorzubringen im Stande sind, entweder um ihre Zuhörer zu ergötzen, oder auch um sie, wie man dieß jetzt nennt, zu mystifiziren, oder, deutlich ausgedrückt, zu foppen und zum Besten zu haben, so sind sie eigentlich geradezu ein schlechter Schlag von Menschen. Die Wahrheit ist stets etwas Heiliges; und Scherz mit dem Heiligen treiben, heißt, es mit Füßen treten. Kommt nun noch die Freude und der Genuß an der Täuschung Anderer, die zugleich eine Herabsetzung und Entwürdigung derselben ist, hinzu, so ist der verdorbene moralische Charakter nicht zu verkennen.

Doch wir halten uns nicht länger bei diesen Vorläufern der Verdorbenheit des inneren Wesens durch die Lüge auf, sondern verfolgen die innere Verderbniß durch die Lüge nach ihren

tieferen Richtungen. Es ist zunächst immer das Herz, welches vom Bösen angesteckt wird, und folglich auch durch die Lüge Schaden leidet. Schon der lügenhafte Knabe, das lügenhafte Mädchen, hat die zarte Unschuld und Reinheit des Herzens verloren, und das innere Heiligthum der Seele, die Scheu vor allem Unrecht, ist verletzt. Kinder, die sich nicht scheuen zu lügen, scheuen sich auch nicht sich allen bösen Gelüsten hinzugeben. Sie werden zeitig eine Beute verbotener Neigungen und Begierden. Sie haben ihr Inneres durch die Lüge entwürdiget, und verhärten sich allmählich vor den Vorwürfen des Gewissens. Sie werden unverschämt, falsch, treulos, verstockt, und nur zu oft eine Beute des Lasters, welches seine Häßlichkeit und Schändlichkeit vor ihrem verderbten Gemüthe verliert. Der Kern ihres inneren Wesens ist schon vor der aufgebrochenen Blüthe des Lebens vergiftet. Alle groben Ausschweiflinge und Verbrecher haben sich frühzeitig mit der Lüge bekannt gemacht, und sie in ihrem Busen genährt. Wie die Selbstsucht zuerst die Lüge erzeugt, und sie in ihrem Schooße nährt, so verschafft wiederum die Lüge, nachdem sie lebendig und selbstständig geworden, der Selbstsucht neue Nahrung und Kraft; und die Selbstsucht ist, wie wir wissen, die Todeskrankheit des Herzens, sie ist die Mutter aller Schlechtigkeit. Das Herz wird also durch die Lüge verunstaltet und häßlich; ein schönes Herz, und Lügenhaftigkeit, sind nimmermehr im Verein zu denken. Die erste Blüthe aller Tugenden des Herzens ist die Aufrichtigkeit; und diese schöne Blüthe wird durch die Lüge, wie durch ein feindliches Insect, gestochen und zerstört. Ist einmal die Aufrichtigkeit aus dem Herzen verschwunden, so hat die Falschheit ihre Stelle eingenommen; und ein falsches Herz ist ein ausgeartetes, es ist der Sitz aller niedrigen und entehrenden Gesinnungen. Mit Einem Worte: verstatte der Lüge den Eingang in dein Herz, und du hast den Himmel daraus verbannt, und der Hölle Thor und Thüre geöffnet. Wie soll aber ein verdorbenes Herz nicht seinen Einfluß auf die ganze Vorstellungs-

und Handlungs-Weise ausüben? Wie das Herz, das in unserer Brust schlägt, dem ganzen Körper das ernährende Blut zuführt, und wie ein verdorbenes Blut den ganzen Körper verdirbt: so auch wirkt ein verdorbenes, durch die Lüge beflecktes, Gemüth, verderblich auf das ganze innere Triebwerk des geistigen Lebens ein. Nach seinen Vorstellungen, Begriffen, Ansichten handelt zwar der Mensch; aber es ist ganz falsch, daß von den Begriffen aus die Begehrungen und Abneigungen, und folglich auch die mannichfaltigen Leidenschaften, geweckt, gepflegt und geleitet werden, sondern umgekehrt werden unsere Vorstellungen und Begriffe von unsern ursprünglichen Neigungen und Abneigungen, welche wiederum aus unsern natürlichen Bedürfnissen und Trieben entspringen, gebildet und ausgestaltet. Denn das Erste, was das Leben des Menschen in Bewegung setzt und in fortwährender Thätigkeit erhält, ist eben das Bedürfniß. Dieses aber kann zunächst nur gefühlt werden; das Gefühl aber macht den Trieb rege, und dieser erst spornt die Vorstellkraft an, nach Gegenständen der Befriedigung auszugehen. Das ganze Gebäude unserer Absichten, Zwecke, Pläne, das ganze System unserer Welt- Menschen- und Lebens-Ansicht, kurz, was man die Philosophie eines Menschen nennt, ruht demnach auf dem lebendigen Grunde der Gefühle und Triebe des Herzens. So ist es also nicht der Verstand, welcher das Herz, sondern das Herz, welches den Verstand zur Lüge verführt, und auch das Herz, aus welchem das Verderbniß, welches die Lüge anrichtet, in den Verstand übergeht. Wie aber wird der Verstand durch das Herz verdorben? und wie brechen die Wirkungen und Folgen dieser Verderbniß im Gedanken-Leben hervor? Zuförderst ist die Lüge selbst das Erzeugniß des Verstandes, aber freilich aus dem Samen, der durch das schuldbewußte Herz in ihn gelegt wird. Der Verstand wird durch selbstische Furcht oder Begierde verleitet, das Wahre als falsch, das Falsche als wahr, nicht etwa mit innerer Zustimmung und Bejahung zu denken, — denn dieses wäre bloßer Irrthum, —

sondern erdichtend, mit Bewußtseyn des Gegentheils, vor- und darzustellen. Dieses geschieht anfangs mit einiger Schwierigkeit, da es der Vorstellkraft natürlich ist die Dinge und Verhältnisse aufzufassen und wiederzugeben wie sie sind. Allmählig aber verschwindet diese Schwierigkeit; das den Verstand zurecht weisende Gewissen verliert seine Macht und Gewalt, und die Vorstellkraft behandelt die ihr vorliegenden Gegenstände wie der Dichter seinen Stoff; der Verstand wird zum wirklichen Dichtungsvermögen, und muß es werden, wenn er dem Falschen den Schein der Wahrheit, der Wahrheit den Schein des Falschen geben will. So kommt es denn zuletzt dahin, daß der Verstand mit der größten Leichtigkeit selbst das Verkehrte und Ungereimte als wahr aufstellen lernt, und daß das Interesse für die Wahrheit gar nichts mehr über ihn vermag. So wird es z. B. dem Verbrecher vor Gericht leicht, ein Gewebe von Lügen auszuspinnen, sein ganzes Leben, und namentlich die ihm Schuld gegebene That betreffend, um durch lügenhafte Täuschung dem richterlichen Urtheile zu entgehen. Oft macht Eine Lüge, zu ihrer Unterstützung, eine zweite, oder eine ganze Reihe anderer Lügen nöthig, und der Verstand wird auf diese Weise veranlass't Erfindung auf Erfindung zu schaffen, und mit dem Gewande der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit zu bekleiden. Daß solchergestalt der Verstand ganz und gar verlernt ein Diener der Wahrheit zu seyn, und immer mehr in der Kunst der Verdrehung und Verkehrung der Begriffe eingeübt wird, liegt am Tage. Der Verstand bildet sich somit zu einem vollkommenen Werkzeuge des Bösen aus, und was er immer ergreift, wird unter seiner Hand zur Lüge. Es giebt Leute, die gar nichts gerades und wahres mehr sagen können, sondern Alles verkehren und verdrehen, weil der Verstand einmal an dieses Geschäft gewöhnt, weil es ihm zur andern Natur geworden ist. Dieses Verderbniß ist nun zwar eigentlich ein moralisches, und fällt der Person zur Last; allein die besondere Form desselben haftet dennoch am Verstande, und prägt sich gleichsam an ihm aus.

Nicht als ob der Verstand die Schuld seiner Ausartung trüge: diese trägt, wie gesagt, allezeit der Mensch, der auch den Schaden davon hat, wenn sein Verstand nicht mehr ein taugliches Werkzeug für die Wahrheit ist. Inzwischen, das fressende Gift des Bösen ergreift eben den Verstand, wie es zuerst das Herz ergriffen hat; und so ist dargethan, was dargethan werden sollte, nämlich daß sich vom Herzen aus das moralische Verderben durch die Lüge auch weiter über den inneren Menschen verbreitet.

Doch nicht genug. Wie der Verstand vom Begehrungsvermögen aus bestimmt und gestimmt wird, so nun hinwiederum, vom Verstande aus, die Thatkraft oder der Wille. Was nicht zu verwundern ist, da der Wille von der Vorstellkraft sein Ziel und seine Richtung erhält. Mit Recht hat deshalb der eben so scharfsinnige als tiefsinnige Kant den Verstand das Vermögen der Zwecke genannt. Er ist es, wiefern er als bestimmendes oder erregendes Moment mit dem Willen in Verbindung steht. An sich ist der Verstand lediglich das Vermögen der Begriffe, oder das Denkvermögen; sowie er aber mit dem Willen in Berührung kommt, wird er zur nach außen wirkenden Kraft, wie der Wille selbst, und setzt demnach den Begriff, als sein Eigenthum, außer sich, als Gegenstand, und zwar, da er nur durch den Willen hiezu vermocht wird, als Gegenstand des Willens. Hiedurch wird, was vorher bloßer Begriff war, in Zweck verwandelt. Dieser Zweck aber ist das leitende, und folglich das bestimmende Prinzip des Willens. Demnach, wie der Zweck, so der Wille. Und so ergiebt sich denn von selbst, daß ein böser Zweck den Willen nicht rein und frei vom Bösen lasse, sondern denselben nothwendig zur Richtung nach dem Bösen bestimme. Ein nach dem Bösen gerichteter Wille aber ist ein böser oder verdorbener Wille. Demnach sehen wir schon aus dieser allgemeinen Uebersicht, daß, wo die Lüge sich des Verstandes bemeistert hat, nothwendig auch der Wille von dem Gift der

Lüge angehaucht und besudelt werde. Doch dieß bedarf genauerer Betrachtung.

Der Wille ist allerdings eine nur dem moralischen Wesen eigene Kraft: er ist weder im Begehrungsvermögen, — wie man gemeinhin der Meinung ist, — noch im Triebe einbegriffen. Nur das moralische Wesen kann wollen, d. h. mit Freiheit sich selbst bestimmen. Aber darum ist, bekanntlich, das moralische Wesen durch den Willen noch nicht moralisch, sondern nur durch die Uebereinstimmung des Willens mit dem Gesetz der Vernunft. Stimmt der Wille mit diesem Gesetz nicht überein, so hört er zwar darum nicht auf moralische Kraft, und der moralischen Würdigung unterworfen zu seyn, aber er ist kein guter Wille, sondern ein sündiger, oder, streng genommen, ein böser: denn er bestimmt sich durch etwas anderes (ein anderes Motiv) als durch das Gesetz der Vernunft, welches allein gut und heilig ist. Daß der Wille, um sich selbst zu bestimmen, jederzeit ein Motiv haben müsse, ist bekannt und erwiesen. Ist nun ein selbstischer Zweck das Motiv des Willens, so ist der Wille ein selbstischer, und folglich kein guter. Nun ist der Zweck der Lüge stets ein selbstischer, und da sich keine Lüge ohne Zweck denken läßt, und jede Lüge folglich auf That ausgeht, so sehen wir wie der Wille bei jeder Lüge implicirt ist. So weit also der Mensch in die Lüge hineingerathen ist, so weit ist der Wille verdorben. Nun denke man sich einen Menschen dem das Lügen zur Gewohnheit, ja zum Bedürfniß geworden: wie wird es um dessen Willensbeschaffenheit stehen? Es ist schon ein schlimmes Zeichen, wenn wir Jemanden öfters, ja nur von Zeit zu Zeit auf einer Lüge ertappen. Wir werden mißtrauisch gegen ihn, d. h. wir verlieren unser Vertrauen zu seinem Charakter; fast das schlimmste, was einem Menschen begegnen kann. Es ist nicht blos die Zuverlässigkeit, sondern es ist hauptsächlich die Reinheit eines solchen Charakters, die wir bezweifeln. Und mit Recht. Denn der Charakter ist im Willen begründet, und ein unreiner Wille bedingt nothwendig einen unreinen Charakter. Wer

nun aber die Lüge gleichsam zum Geschäft gemacht hat, bei dem steht die Sache noch viel schlimmer. Von dem nimmt man mit Recht an, daß er sich aller guten Motiven entschlagen habe, folglich daß sein Charakter ganz verdorben und verworfen sey. Und so ist es auch. Die Lüge, wie sie das Herz verunreiniget, und den Verstand verkehrt, so verdirbt und verwüstet sie auch den Charakter. Ihre Wirkungen und Folgen dringen also in das innerste Mark des geistigen Lebens ein: denn, ist der Charakter verdorben, so ist an dem ganzen Menschen nichts Gutes mehr. Wie kann ein Mensch rechtschaffen seyn, dem die Wahrheit nicht mehr heilig ist? Wie kann Der noch vor Gott und seinem Gewissen bestehen, der mit dem Heiligen ein frevelhaftes Spiel treibt, indem er die Verletzung desselben zum Mittel für seine selbstischen Zwecke macht? Er muß sich nothwendig von Gott und seinem Gewissen lossagen, ja, er hat sich schon von beiden losgesagt, und ist ein Unterthan im Reiche des Bösen geworden. Er hat den geistigen Anker verloren, und ist den Stürmen und Ungewittern, und den feindseligen Elementen des äußeren Lebens Preis gegeben. Den inneren Frieden kennt er nicht mehr; innere Zerrissenheit ist sein Loos; und wenn die wilden Fluthen des Unglücks von außen her über ihn hereinbrechen, bleibt ihm nichts übrig, als die Verwünschung des Daseyns, und die düsteren, von der Verzweiflung eingegebenen Gedanken, die drückenden Fesseln eines entweiheten Lebens zu lösen. Dahin führt die Lüge, und dieß sind ihre Wirkungen und Folgen. Möge Niemand wähnen daß es so leicht sey aus den Klauen der Lüge zu entrinnen. Wen sie einmal gepackt haben, den halten sie fest; und eher wird die Taube dem Habicht entrinnen, der seine Krallen in ihr Fleisch geschlagen hat, als der Mensch, dessen innerstes Wesen von der Lüge durchdrungen ist, sich von ihr loszuwinden, und sich der Aufrichtigkeit und der Wahrheit wieder zuzuwenden vermögen wird. Gleichwohl ist nur im Reiche der Wahrheit Friede und Heil; und wer sich selbst aus diesem Reiche verbannt, indem er, um

selbstischen Nachtheil zu vermeiden, und selbstischen Vortheil zu erringen, der Lüge huldiget, der geräth immer tiefer in den Strudel der Verworrenheit, der Verkehrtheit, und der Ausartung, je weiter er sich von der geraden Bahn der Wahrheit entfernt hat. „Draußen aber ist Heulen und Zähnklappen.“ Mit nachdrücklicheren Worten, als diesen, läßt sich der Zustand derer, von denen der Geist der Lüge Besitz genommen, nicht schildern; sie bezeichnen sinnbildlich die endlichen Wirkungen und Folgen der Lüge.

§. 7.

Charakteristik der Lüge nach ihren Arten und Graden.

Es bleibt nun für die Psychologie der Lüge nichts übrig, als den Charakter derselben nach ihren verschiedenen Arten und Graden zu bestimmen. Je nachdem die Lüge eben erst ihren Eingang in den Menschen gefunden hat, und er noch ein Neuling in ihrer Erfindung und Anwendung ist, oder wie sie allmählig tiefere Wurzel in ihn schlägt, und alle Fäden seines inneren Lebens in ihr Gewebe einspinnt, bis er zuletzt ganz und gar in diesem Gewebe verstrickt ist, nimmt auch die Lüge einen verschiedenen Charakter an, und läßt sich mit verschiedenen Namen bezeichnen. Wir wissen nämlich bereits, daß von der ersten Lüge, welche die Furcht nach einem begangenen Fehltritte erzeugt, schon bis zu der, welche eine böse Begierde hervortreibt, eine große Kluft befindlich ist. Allein hiemit ist das stufenartige Wachsthum der Lüge, und ihre verschiedenartige Beschaffenheit in Folge desselben, bei weitem noch nicht vollendet. Es dauert lange, ehe, vom Begehrungsvermögen aus, auch der Verstand, und noch länger, bis auch endlich der Wille, gleichsam die Farbe, oder das charakteristische Merkzeichen der Lüge erhält. Es kommen uns hier aber auch jene Erscheinungen entgegen, die man erlaubte Lügen nennt, und welche, trotz dem, daß sie den Charakter der Lüge vollständig an sich tragen, dennoch nicht, gleich den übrigen Lügen, für schlecht und verwerflich gehalten werden. Von die-

sen wollen wir zuerst reden. Wir rechnen aber hieher nicht die früher erwähnten scheinbaren Unwahrheiten, welche blos verhüllte Wahrheiten im Gewande der Erdichtung sind, und die man theils bei Kindern anwendet, um sie heilsam zu belehren, theils bei Freunden, um sie angenehm zu überraschen: sondern jene Erscheinungen, die wir meinen, sind: die sogenannte Nothlüge, und die edle Lüge. Was zuerst die Nothlüge betrifft, so tritt sie bekanntlich in allen den Fällen ein, wo Jemand sich nicht weiter zu helfen weiß, ohne entweder in große Verlegenheit, oder gar in irgend eine Gefahr zu gerathen. Fälle der ersteren Art treten sehr häufig ein. Es hat z. B. ein Dienstbote irgend einen wichtigen Auftrag zu bestellen vergessen, oder einen auf der Post abzugebenden Brief verloren. Er wird von der strengen Herrschaft Unannehmliches erfahren, wenn er die Wahrheit eingesteht. Er hilft sich also mit einer Nothlüge. Oder es läßt sich Jemand vor seinem Gläubiger verläugnen, den er an einem bestimmten Tage zu bezahlen versprochen. Er hat aber kein Geld; was will er in seiner Verlegenheit anderes thun? die Noth treibt ihn zur Lüge. Wir sehen aber in diesen, und andern Lügen ähnlicher Art, doch nur Furcht-Lügen, und folglich keine Ausnahmen von der Regel. Wichtiger aber und dringender scheint der Fall zu seyn, wo ein Mensch Gefahr läuft sein sauer erworbenes, oder auch ein anvertrautes, Gut, oder gar sein Leben, auf unrechtmäßige Weise zu verlieren, wenn er sich nicht mit einer Nothlüge hilft. Es brechen z. B. in der Kriegszeit feindliche Soldaten in ein Haus, und drohen den Wirth zu ermorden, wenn er nicht zeigt wo er sein Geld hat. In der Angst sagt dieser, er sey schon ausgeplündert worden, obschon dieß nicht wahr ist. Ist diese Nothlüge nicht erlaubt? Diese Frage wird durch eine andere erlediget, nämlich durch die: ob jemals eine selbstische Handlung in der Reihe erlaubter Handlungen stehen könne? So rechtmäßig auch der Besitz von Geld und Gut sey, — und wer steht dafür, daß der Bedrohte sein Vermögen durch irgend einen Betrug

an sich gebracht habe? so, daß die Beraubung desselben als eine gerechte Strafe angesehen werden kann, — aber er soll das Seinige ganz rechtmäßig besitzen: ist nicht Selbstigkeit, nämlich die Furcht selbstischen Nachtheils, der Grund seiner Verläugnung der Wahrheit? So natürlich, so menschlich demnach diese Lüge ist, so wird dennoch durch sie die Wahrheit aufgeopfert, ein Gut, mit welchem kein irdisches Gut zu vergleichen ist, und dessen Hingabe den Menschen des Edelsten beraubt, was er besitzt: des reinen Gewissens. Dieser Mensch handelt durch sein Lügen gegen sein Gewissen; und so handelt er Unrecht; und Unrecht ist nie erlaubt. Noch in die Augen springender und schlagender möchte folgender Fall seyn. In einer Zeit religiöser Verfolgung wird der Bekenner eines bestimmten Glaubens mit Verlust des Lebens bedroht, wenn er diesen Glauben nicht abschwört. Er schwört, aber gegen seine Ueberzeugung, um sein Leben zu retten. Auch hier eine Nothlüge. Aber ist sie erlaubt? Nein, die Wahrheit — und wovon wir fest überzeugt sind, das ist uns Wahrheit; und es giebt keine größere Wahrheit als das Heilige selbst, welches wir als solches anerkennen; — nochmals: die Wahrheit ist mehr als das irdische Leben: sie ist das ewige Leben. Das ewige Leben aber um des irdischen willen aufgeben, ist die größte Sünde. Ist nun diese Nothlüge noch zu rechtfertigen, zu entschuldigen, zu vertheidigen? Und wenn diese nicht, so ist es keine. Doch wir wenden uns zur zweiten der sogenannten erlaubten Lügen, nämlich zu der, welcher man den Namen der edlen Lüge geben könnte, wenn man wollte. Es würde dieß diejenige Lüge seyn, die aus keinem selbstischen oder eigennützigen Beweggrunde, und zu keinem gleichen Zwecke, vorgebracht wird, sondern zum Besten Anderer, und mit eigener Aufopferung; denn hierinne besteht der Charakter des Edlen. Hier fragt es sich vor allen Dingen: kann es auch eine solche Lüge geben? Selbstbehauptung, im Gegensatze des Göttlichen, folglich Selbstigkeit, ist der Charakter aller Lüge. Nun soll aber in diesem Falle alle Selbstigkeit aus

dem Spiele bleiben; z. B. wenn Jemand, um den Freund zu retten, der einen Mord beging, sich selbst für den Mörder ausgiebt; überhaupt wenn Jemand das Verbrechen eines Andern auf sich nimmt, damit dieser der Strafe entgehe. Wir fragen hier aber sogleich: ist es edel, einen Mörder, oder überhaupt einen Verbrecher, seiner Strafe zu entziehen, oder auch nur entziehen zu wollen? Keineswegs; im Gegentheil, es ist nur ein dem ersten hinzugefügtes Verbrechen, und eben so viel als die Theilnahme an dem ersten. Dem Mörder, und jedem Verbrecher, wenn er gestraft wird, widerfährt nur sein Recht. Die Ausübung dieses Rechts hintertreiben zu wollen, ist selbst ein Verbrechen. Folglich ist jene Lüge ein Verbrechen. Ein Verbrechen aber kann nie eine edle That genannt werden. Hiezu kommt nun noch, daß das Mittel, wodurch dieses Verbrechen zu Stande gebracht wird, eine Lüge ist: denn der Charakter der Lüge ist an jener sogenannten Selbst-Aufopferung unverkennbar, indem, wer wissentlich und willentlich etwas Unwahres behauptet, oder eine Wahrheit abläugnet, offenbar ein Lügner ist. Aber man kommt immer wieder auf das Edle dieser Lüge zurück, aus dem Grunde, weil ihr nichts Selbstisches beigemischt ist. Ist dem aber wirklich so? Was bewegt denn den Freund, den Mord des Andern, oder irgend ein anderes Verbrechen desselben, auf sich zu nehmen? Ist es die Liebe zur Wahrheit? zum Recht? Keineswegs! Was aber nicht in Wahrheit und Recht gegründet ist, ist selbstisch, auch wenn es auf den ersten Anblick nicht so erschiene. Es ist auch nicht schwer, die Selbstigkeit in diesem Falle zu erweisen. Es herrscht ein altes Vorurtheil über die Freundschaft. Man hält sie für reiner, d. h. für uneigennütziger, als die Geschlechtsliebe. Aber was erweckt und unterhält denn Freundschaften? ohne Zweifel die Gleichheit der Gesinnung. In je mehreren Stücken diese Statt findet, desto größer die Freundschaft. Nun fragt sich aber: von welcher Art ist denn die Gesinnung, welche den Freund an den Freund bindet? ist sie stets und nothwendig eine heilige, gottgeweihte, folg-

lich eine nicht-selbstische, oder kann sie auch das Gegentheil seyn? So paradox es klingen mag, dennoch müssen wir nicht blos das erstere verneinen und das letztere bejahen, sondern auch behaupten, daß, je inniger die Freundschaft, desto bestimmter das Heilige von ihr ausgeschlossen ist. Was ist eine religiöse Freundschaft? ein Wort ohne Sinn. Die religiöse Gesinnung ist stets und nothwendig auf Gott gerichtet, sie knüpft den Menschen an Gott, aber nicht an irgend einen bestimmten Menschen. In der Freundschaft wird Ein Mensch allen andern vorgezogen, die Religion aber gebietet alle Menschen, so verschieden sie auch an Talenten und Fähigkeiten, an Neigungen und Gesinnungen, von uns selbst seyn mögen, wie Brüder zu lieben. Diese Liebe also schließt Alle, Keinen ausgenommen, ein; die Freundschaft dagegen schließt alle Uebrige aus, um sich Einem zuzuwenden. Man kann nicht blos, sondern man muß sagen: die Freundschaft zieht den Menschen von Gott ab und zum Menschen hin; es ist die mit der unsrigen harmonirende Individualität des Andern, die uns an ihn bindet und das Freundschaftsband knüpft. Alles Individuelle aber ist etwas Beschränktes, sich auf das Selbst, als Selbst, beziehendes. Wir sind dem Andern befreundet um seines Selbst willen, welches unserm Selbst, folglich unserm eigenen Interesse, so sehr entspricht. Unsere individuellen Ansichten, Neigungen, Zwecke, stimmen zusammen; und darum sind wir Freunde, und bleiben es, bis wir uns etwa in Einem und demselben Gegenstande begegnen, den beide nicht zugleich besitzen können. Denn dann hat die Freundschaft gemeinhin ein Ende. Eine Geliebte, ein Amt, ein Ehren-Preis, um den sich zwei zugleich bewerben, bringt sie auseinander, und wenn sie die besten Freunde wären. Man sagt, es giebt Ausnahmen, und die wahre Freundschaft zeigt sich in den Opfern, deren sie fähig ist. Wir wollen nicht untersuchen, ob in solchem Falle nicht Neben-Rücksichten eintreten; aber selbst das Opfer, das der Freund dem Freunde bringt, ist nicht ohne Eigennutz: denn der Freund will den Freund nicht verletzen, d. h. sein Wohlwollen nicht einbüßen;

die Freundschaft ist ihm ein höheres Gut, als das, was er hingiebt. Der Freund wird glücklich; und wer ist es, der ihn glücklich gemacht hat? wer ist sein Wohlthäter? Kurz, die reinste Freundschaft ist der feinste Selbstgenuß. Wir lieben in dem Freunde uns selbst; uns selbst erzeugen wir, in dem Opfer das wir bringen, die größte Wohlthat, das größte Vergnügen. Die Freundschaft kann sich also wenigstens von dem Ingredienz der Selbstigkeit nicht befreien, auch wenn sie sich dieser nicht bewußt seyn sollte. Sehen wir nun aber noch was die Menschen gemeinhin zu Freunden macht, so müssen wir gestehen, es ist theils der Vortheil, theils der Genuß, also immer etwas Selbstisches. Der Umgang, die Unterhaltung, die Belehrung, die Erheiterung, die Theilnahme, ja nicht selten die Geneigtheit des Andern uns durch Freundschafts-Beweise, durch Beihülfe und Unterstützung zu erfreuen, macht uns ihm geneigt, zieht uns zu ihm hin, fesselt uns an ihn. Der Freund, auf seiner Seite, findet wiederum an uns, was ihm behagt, willkommen ist, irgend einem Bedürfnisse abhilft. Und so schließt er sich an uns, wie wir uns an ihn schließen. Wo bleibt nun hier das Heilige, das Göttliche? Alles ist menschlich in der Freundschaft, das heißt genau genommen, selbstisch. Merkwürdig ist es übrigens daß wir im heidnischen Alterthume ein überwiegendes Hervortreten der Freundschaft finden; sie ist gleichsam ein Surrogat für die Liebe im religiösen Sinne, welche uns erst durch den Geist der Christuslehre aufgegangen ist. Wie himmelweit aber jene Freundschaft von dieser Liebe sey, haben wir schon gezeigt. Und so haben wir denn hoffentlich erwiesen, was erwiesen werden sollte, nämlich daß auch jenen Opfern, welche die Freundschaft durch die sogenannte edle Lüge bringt, die Selbstigkeit zum Grunde liegt. Wir können demnach eben so wenig diese Art der Lüge, als die Nothlüge, für etwas ansehen, welches Billigung verdiente, oder wenigstens für erlaubt gelten könnte.

Wir wenden uns nun, nach Beseitigung dieses Gegenstandes, zu der eigentlichen Charakteristik der Lüge, wie sie sich nach ihrer mannichfaltigen Bedingtheit im inneren Menschen in bestimmten Zügen darstellt. Die Sprache hat hier bereits Ausdrücke erwählt und in Umlauf gebracht, welche mit Einem Begriffe den besonderen und vorwaltenden Charakter der Lüge, wie sie sich auf besondere Seiten und Richtungen des inneren Menschen bezieht, hervortreten lassen. Wir brauchen nicht zu wiederholen daß sich alle Arten, und gleichsam alle Nuancen der Lüge, auf ihre letzten oder ursprünglichen Wurzeln, die Furcht und die Begierde, zurückbeziehen: eine jede Lüge giebt an sich den Beweis und die Urkunde dieser ihrer doppelten Abstammung, so zu sagen, durch die ihr eigenthümliche Farbe, so daß sie ihre Grundbeschaffenheit auf keine Weise verläugnen kann.

Da wir die Lüge im Menschen füglich mit einem Gewächse vergleichen können, welches erst keimt, dann wächst, und endlich reift, so lassen sich auch, diesen Graden nach, die Arten der Lüge in drei verschiedene Gruppen ordnen, deren jede einer der genannten Perioden angehört. Die erste Gruppe faßt diejenigen in sich, in denen das Gemüth, der Verletzung noch nicht gewohnt, unverhehlt hindurchblickt, so daß sich die Lüge durch die Gemüthsaffection selbst verräth. Die zweite Gruppe schließt jene Lügen ein, an deren Bildung der Verstand und die Erfindungskraft (Phantasie) mehr oder weniger Antheil hat. Wenn auf der ersten Stufe die Lüge gleichsam ihrer selbst noch nicht mächtig geworden ist, so hat auf dieser zweiten der Lügengeist schon mehr Freiheit gewonnen, und es kommt nur auf das Talent des Lügners an, ob er sich dieser Freiheit mit mehr oder weniger Glück bedienen werde. Die dritte Gruppe endlich stellt diejenigen Lügen dar, in denen der Wille des Menschen, als von Grund aus verdorben, und folglich der Charakter als völlig ausgeartet erscheint. Es ist die Lüge in ihrer scheußlichsten Gestalt, die wir hier auftreten sehen. Wir wollen nun diese verschiedenen Gruppen einzeln verfolgen, und ihre charakteristischen Haupterzeugnisse in ihren besonderen Modificationen darstellen.

Die erste Gruppe, die wir die gemüthliche nennen könnten, zeigt uns den Menschen eigentlich noch nicht verdorben,

wiewohl von dem Princip des Verderbens schon ergriffen. Aus ihren Erzeugnissen blickt die Unerfahrenheit, die Scheu, die Angst, und die noch rege Macht des Gewissens deutlich hervor. Wir sehen hier in verschiedener Gradation die schüchterne, die verschämte, und die verzagte Lüge erscheinen. Die schüchterne Lüge ist gleichsam der erste Versuch die Wahrheit zu umgehen. Sie ist, so zu sagen, der erste Ausflug des jungen Vogels der noch nicht recht flügge ist. Sie hat den Charakter des Schwankenden, Zaudernden, Ungewissen, und verräth sich durch ein Stocken und Anstoßen in der Sprache. Gleichwohl wird sie gewagt, jedoch noch nicht mit klarem Bewußtseyn ihrer Verpöntheit. Dieses zeigt sich schon deutlicher in der verschämten Lüge. Diese tritt zwar schon mit geringerer Behinderung von innen hervor, allein, daß sie schon deutlicher erkannt wird für das, was sie ist, zeigt sich in der Röthe, welche das ganze Angesicht bis über die Ohren, wie man zu sagen pflegt, überdeckt. Es ist gleichsam das schweigende Bekenntniß der Lüge, welches auf diese Weise offenbar wird. Endlich erscheint, als der letzte Grad der gemüthlichen Lüge, die verzagte Lüge. Hier spricht das Gewissen schon mit voller Macht und Lebendigkeit, und drängt und treibt nach Vermögen die Lüge zurück. Es fehlt daher der Lüge Muth und Kraft; aber gleichwohl siegt ihr Reiz, und der Trieb nach Aushülfe durch die Lüge ist stärker als die Mahnung des Gewissens. Sie wird gewagt, aber mit Furcht und Zittern; und so verräth sie sich selbst.

Ueber diese Bedenklichkeiten hinaus erscheinen nun schon die Lügen der zweiten Gruppe, in denen die Affection des Gemüths nicht mehr hervorbricht. Wenn wir die gemüthlichen Lügen auch die offenen nennen könnten, so möchte für die jetzt folgenden der Name der versteckten passend seyn. Der Verstand und die Einbildungskraft spielen hier, wie gesagt, ihre Rolle. Allein sie müssen beide in diese Rolle eingeübt werden, und bevor sie dieß sind, taugen sie noch nicht die Lüge unter dem Gewand und hinter der Maske der Wahrheit zu verbergen. Daher treten zuerst in dieser Gruppe die plumpen und

unbehülflichen, die albernen, die abgeschmackten und die absurden Lügen hervor. Sie haben mit den gemüthlichen Lügen das gemein, daß sie sich selbst verrathen, aber nur nicht aus demselben Grunde. Nämlich, wie schon gesagt, die Gemüthsaffection trägt zu diesem Verrath nichts bei, sondern es ist der Mangel oder die Ungeübtheit des Verstandes und der Erfindungskraft, durch die sie sich verrathen. Plump ist die Lüge, welche sogleich augenfällig, und gleichsam handgreiflich als solche erscheint. Rohe, ganz ungebildete Menschen lügen auf eine plumpe Weise. Unbehülflich ist die Lüge, der man es ansieht daß sie sich durchwinden möchte, der aber das Geschick und die Kraft des sich Durchdrehens und der Wendung mangelt. Albern ist die Lüge, die ohne Verstand und Urtheil ausgesprochen wird. Abgeschmackt ist die, welche bei Mangel an Verstand noch etwas lächerliches bei sich führt, welches daher entsteht, daß sie den Schein des Verständigen affectirt. Hieher gehört z. B. die prahlerische Lüge. Absurd endlich ist jene Lüge, deren Widerspruch mit aller Wirklichkeit und den Gesetzen des Denkens selbst sogleich in die Augen fällt. Von dieser Art sind die berühmten Münchhausen'schen Lügen, die aus dem Grunde, weil das Unmögliche als ein Wirkliches dargestellt wird, Lachen erregen. Ganz anders aber erscheinen die Lügen dieser Gruppe, in denen wirklich Verstand, Urtheil, und Erfindungskraft wirksam ist. Sie sind kürzlich mit den Namen der gewandten, und der verschmitzten Lüge zu bezeichnen. Die gewandte Lüge ist die, welche leicht alle Einwürfe und Hindernisse des Zweifels und der Forschung beseitiget, und auf keine Weise irgend eine Spur von Verlegenheit zum Vorschein kommen läßt. Sie ist Menschen von sehr geübtem Verstande und großer Besonnenheit eigen, die überhaupt etwas Glattes, Unanfaßbares an sich haben, wie der Aal, welcher der Hand des Greifenden durch seine Glätte entschlüpft. Verschmitzt aber ist die Lüge, deren Gewebe zu fein ist, als daß ein gewöhnlicher Verstand dessen Fäden zu erkennen und zu entwirren vermöchte. Nur ausgelernte Betrüger, die man geistige Taschenspieler nennen könnte,

sind fähig solche Kunststückchen von Lügen zu verfertigen. Es würde unsere Darstellung übermäßig anschwellen, wenn wir alle diese Modificationen der Lüge mit Beispielen belegen wollten. Wer hat nicht in seinem Leben Gelegenheit gehabt dergleichen Belege zu den genannten Lügen selbst zu beobachten, und für das, was sie sind, zu erkennen? Wir gehen demnach zur Charakterisirung der letzten Lügengruppe über, von welcher noch zu reden ist.

Die Lügen der letzten Gruppe könnte man geradezu die Charakter-Lügen nennen, weil sie den Charakter oder die Gesinnung des Menschen unverhohlen an der Stirn tragen. Die Lüge, bis zur Charakterlüge ausgebildet, weit entfernt noch irgend eine Spur von Gemüths-Affection zu zeigen, bemüht sich nicht einmal mit Hülfe des Verstandes und der Erfindungskraft eine Maske anzulegen, sondern stellt sich, hervorgetrieben durch ein inneres Gefühl der ungebundenen, keine Schranken mehr anerkennenden Kraft, nackt und blos vor das Auge des Beschauers hin. Hier scheint ein Widerspruch mit der früheren Behauptung einzutreten, daß die Lüge stets das Kind der Schwäche sey, indem sowohl moralische als physische Kraft das Hülfs- und Auskunfts-Mittel der Lüge entbehren könne, ja, verschmähe. Allein, genau betrachtet, findet auch hier keine Ausnahme von der Regel Statt. Was nämlich die physische Kraft anlangt, so ist sie nicht ausreichend die Lüge entbehrlich zu machen; denn es giebt eine Furcht und eine Schwäche, welche nicht durch physische Kraft vertrieben und beseitiget werden kann: es ist die Furcht vor der Wahrheit, und die Schwäche, die Jeder in sich fühlt, welcher der Wahrheit untreu wird. Daher sehen wir oft die physisch-kräftigsten Menschen erzittern, wenn die Wahrheit mit der Schärfe ihres Schwertes in sie eindringt. Was aber die moralische Kraft betrifft, welche wahrhaft diesen Namen verdient, so sind Menschen von verdorbenem und ausgeartetem Charakter gänzlich dieser Kraft beraubt, die ihre Quelle und Stütze lediglich im Heiligen und Reinen hat. Die heilige Geschichte stellt uns große und herrliche Beispiele moralischer Heroen auf, gegen

welche die kräftigsten Kriegshelden und die kühnsten Eroberer im tiefsten Schatten stehen. Sie zeigt uns Männer, welche einzeln und gesondert, ohne alle menschliche Beihülfe, einer andringenden rohen Menge nicht blos widerstehen, sondern gebieten, ja, sich ganzen Völkern und ihren Beherrschern entgegenstellen, dem heiligen Gott allein vertrauend, seinen Willen verkündigend, und die Macht desselben, gegen allen Widerstand und gegen die eindringendsten Gefahren, durch wunderbare Thaten bewährend. Ein solcher war Moses, solche waren die Propheten, solche waren endlich die in alle Welt zur Welt-Umgestaltung ausgesandten Apostel. Wo könnte ein dem Böse hingegebener, in das Böse verstrickter, durch das Böse entarteter und der Kraft des heiligen Willens beraubter Charakter sich jenen Helden Vertheidigungs- oder Angriffs-Weise gegenüber stellen? Ein solcher versinkt in Nichts gegen jene heilige Gewalt, und die tiefste, die gelähmteste Ohnmacht auf dem Kampfplatze des moralischen Streites ist sein Antheil und Wahrzeichen. Wenn nun ein solcher die Waffen der Lüge zu seinem Schutz und seiner Vertheidigung ergreift, der Lüge, die in sich selbst ein Nichtiges ist, wollen wir sagen, daß er mit wahrer und natürlicher, oder vielmehr geistiger, Kraft ausgerüstet sey? Nein! der Lügner, wer er sey, trägt das Gepräge der Ohnmacht an der Stirn, und alle Kraft und Gewalt, deren er sich bewußt seyn könnte, ist nur die der wilden und frevelhaftesten Verhöhnung des Wahren und Heiligen, es ist die Macht der Verzweiflung an sich selbst, eine Schein-Macht, die darum als Kraft erscheint, weil sie alles Seyn und Bestehen von sich stößt und aufgiebt, gleichsam als ob sie dessen nicht bedürfte, da doch das, was dem Seyn und Bestehen gegenüber steht, das Nichts ist. Was wir demnach oben von der ungebundenen, keine Schranken mehr anerkennenden Kraft äußerten, welche die Quelle und Stütze der Lüge auf ihrem höchsten Gipfel sey, bezeichnet in der That nichts anderes, als die eben genannte Scheinkraft ohne Wesenheit und ohne Bestand, die Trugkraft der Hölle, die auf ihre eigene Vernichtung ausgehet. Die Lüge auf dieser Stufe

des persönlichen Daseyns und Wirkens, ist also, genauer betrachtet, nicht minder als jede andere Lüge, das Kind der Schwäche und der Ohnmacht. Wie aber die Lüge auf jeder Stufe nur allmählig, und gleichsam versuchsweise, zur Ausbildung und Reife kommt, so auch hier. Zuerst erscheint die Lüge des ausgearteten und schlechten oder verworfenen Charakters, als kecke und dreuste Lüge. Der Mensch, welcher keck und dreust lügt, hat nichts zu verlieren: keine Ehre, keine Achtung, keine Anerkennung. Er ist aus der Reihe der nach dem Guten, dem Sittlichen, der nach eigenem und fremdem Heil Strebenden herausgetreten. Und so kümmert ihn nicht, was die Andern denken, was sie sagen, wie sie ihn abschätzen. Darum kostet ihm die Lüge keine Ueberwindung, keine Beschönigung, keine Mühe sie zu verbergen und zu bemänteln. Er achtet Andere nicht; und so ist es ihm auch gleichgültig ob sie ihn achten. Nochmals: er lügt mit der Zuversicht eines Menschen, der nichts zu verlieren hat. Auf die kecke und dreuste Lüge folgt die schamlose Lüge, welche sich von jener nur dadurch unterscheidet und auszeichnet, daß sie die Nichtachtung des Urtheils Anderer klar an den Tag legt und zur Schau trägt. Dem schamlosen Lügner ist es nicht blos gleichgültig was Andere von ihm halten, sondern er bietet der Schande offen Trutz, und lügt, um seine Verachtung gegen die Wahrheit rückhaltlos zu beurkunden. Von der schamlosen Lüge unterscheidet sich die trotzige, indem sie hartnäckig gegen den Widerstand ankämpft, der ihr von Seiten der Wahrheit entgegengestellt wird. Die trotzige Lüge wird aber zur brutalen, indem sie der Wahrheit nicht blos hartnäckig widerstrebt, sondern sie verhöhnend und gewaltsam mit Füßen tritt. Sie wird nur von der teuflischen Lüge übertroffen, die ihr Gift zum Verderben der Unschuld ausstreut, und in diesem Verderben ihre Wonne findet. Es ist die Lüge der Schlange im Paradiese. So viel hievon.

Zweiter oder anthropologischer Theil.

Die Lüge im Leben.

Erstes Kapitel.

Einleitendes.

§. 1.

Uebergang.

Was bisher dargelegt worden, ist nichts weniger als etwas der Wirklichkeit und dem Leben entfremdetes, was man gemeinhin abstract zu nennen pflegt. Alles, was wir bisher über die Lüge gesagt haben, gehört zur lebendigen Wesenheit und Wirklichkeit derselben, aber freilich nicht wiefern diese äußerlich erscheint, und an dem mannichfaltigen Thun und Treiben der Menschen Antheil nimmt, sondern blos wiefern sie innerlich im Menschen entsteht und sich ausbildet. Denn wo soll denn die Lüge herkommen, wenn sie keinen inneren, geistigen Ursprung hat? und wie wollen wir ihre äußere Erscheinung begreifen, wenn wir nicht wissen, wie dieselbe durch innere Bedingungen zu Stande kommt? Wenn also die bisherige Entwickelung der Lüge noch nicht das Gebäude selbst darstellt, welches wir aufführen wollen, so ist doch durch sie der Grund dieses Gebäudes gelegt, welcher das Ganze tragen und halten muß. Ueberhaupt ist ja das Leben etwas von innen Hervorknospendes, Hervordringendes; und wir sind in Bezug auf das Menschenleben weit besser daran, was die Erkenntniß desselben betrifft, als in Hinsicht auf das Leben der ganzen übrigen Natur. Denn in dieses, als ein uns

fremdes, und nur entfernter Weise verwandtes, vermögen wir nicht einzudringen, um die inneren Bedingungen seines Werdens und seiner Bildung zu erspähen. Alles außer uns tritt uns selbst in seinem Werden als ein schon gewordenes entgegen, und wir vermögen es nur vorwärts, nach seinem Ende, aber nicht rückwärts, nach seinem Anfange, zu verfolgen. Aber bei dem Leben des Menschen, welches seine That ist, ward es uns vergönnt, zum Behuf der Wissenschaft und Kunst dieses Lebens, sein Gewebe bis in die zartesten Fäden aufzulösen, und zu erkennen, wie aus Gefühlen und Trieben, Vorstellungen und Gedanken, Begehrungen und Bestrebungen, die Zwecke, die Vorsätze, die Entschlüsse zu Thaten entstehen, deren Frucht das Heil oder das Verderben des Handelnden ist. Freilich muß sich nun die Betrachtung des Aeußeren, des in der Erscheinung Hervortretenden, eben so an die des Inneren knüpfen, als die Kunde dieses zum Begreifen des Aeußeren nothwendig ist; allein auch dieses Aeußere muß erst in seinen allgemeinen Umrissen und Verhältnissen aufgestellt und betrachtet werden, um weiterhin den Reichthum desselben gehörig aufzufassen und zu ordnen. Und dieses ist das Geschäft, welches einleitungsweise unsere nächste Aufgabe ist.

§. 2.
Das Leben überhaupt.

Wirksamkeit zum Bestehen, und Bestehen zur Wirksamkeit, wir erblicken diese überall, wohin sich unser Auge wendet, um uns, in der Weite, über uns, in der Höhe, unter uns, in der Tiefe. Um uns her, und über die Oberfläche der Erde hin, welche unübersehliche Gestaltungen des Pflanzenreiches, von dem Moose an, das sich am verwitternden Gestein aufblättert, bis zu den Riesenbäumen der Urwelt; von der schwirrenden Mücke bis zum sonnaufstrebenden Adler, vom Räderthierchen im Wassertropfen bis zum zahllosen Gewimmel der Fische im Meer, von der Ameisenschaar unter dem aufgeworfenen Erdhügel bis zu den weidenden Heerden auf grüner Flur,

und zum wälderdurchstreifenden Raubthier. Ueberall Zeugung, Gestaltung, Bewegung, rastloses Drängen und Treiben und Streben. Und hoch über alles dieses rege Werden und Wachsen und Wandeln, und über den irdischen Wandel erhaben, aus nächtlicher Bläue, der freundliche Blick der funkelnden Gestirne, unzählbar ausgesäet, schwebend ohne Halt und Stütze, sich gegenseitig anziehend und erregend, in scheinbarer Verwirrung fortschreitend auf streng gemessenen Bahnen; jeder Himmelskörper, nach einer Analogie, die uns aufgenöthiget wird, aus seinem Schooße, gleich unserer Erde, erzeugend eine reiche Fülle von uns unerkanntem, uns nicht vorstellbarem Leben. Auch unsere Erde trägt in ihrem Schooße, in der Tiefe ihrer Eingeweide, die schlummernden, oft aber auch gewaltsam hervorbrechenden Kräfte aller Gestaltung und Bewegung. Wie Mutterwehen durchzucken sie magnetische und electrische Strömungen, und sie bereitet sich durch die kühnsten chemischen Processe zu den Wundergebilden ihrer Oberfläche vor. Ueberall Erregung und Wirksamkeit zum Bestehen, und überall Bestehen zur Erregung und Wirksamkeit. Dieß ist das Leben der Natur, dieß sein Charakter und seine Erscheinung. In dieser unendlichen Mannichfaltigkeit des Daseyns und Wirkens sucht jedoch der Forscher gleichsam einen Ruhepunkt der Betrachtung, einen Einheitspunkt, in welchem alles Daseyende und Wirkende sich gemeinschaftlich angehört, und dessen Wahrzeichen, so zu sagen, es an sich trägt. Und es hält nicht schwer, diesen Einheits- oder Einigungs-Punkt aufzufinden: es ist der der Einheit selbst, oder bestimmter, der Individualisirung. Alles strebt, sich zu individualisiren, und seine Individualität zu behaupten. Hieraus folgt nicht, daß das Leben, wie manche als Grundsatz annehmen, ein bloßer Vertheidigungsproceß gegen äußere Angriffe, gleichsam ein Zustand der Nothwehr, und zugleich ein Krieg Aller gegen Alle sey. Diejenigen haben noch keinen wahren Begriff von der Natur, oder noch eindringlicher aufgefaßt, von der Schöpfung, die in ihr etwas feindschaftliches, von einem

Zerstörungstriebe beseeltes, als Princip annehmen. So sehr wir auch den Proceß der Zerstörung in der Natur anerkennen müssen, so sehen wir doch auf der andern Seite, daß alle Zerstörung nur auf Erzeugung neues und vollkommneren Lebens ausgeht. Das Verdorbene stirbt ab, um dem frischen, das Alter, um der Jugend, das Schwache, was nicht gedeihen kann, um dem, was die Kraft des Gedeihens in sich hat, Platz zu machen. Kurz, was man Zerstörung nennt, ist nur ein Verwandlungs-Proceß in der Schöpfung, und alles niedere Daseyn verwandelt sich in höheres, um sich immer mehr der höchsten Individualität zu nähern. Der Charakter der Individualität ist, besagter Maßen, die Einheit. Aber nur Mannichfaltiges kann sich zur Einheit vereinigen, und nur am Mannichfaltigen kann sich die Einheit offenbaren. Die Einheit hebt also das Mannichfaltige nicht auf, sondern drückt ihm nur ihren Charakter auf. Ueberall nun, wo wir das Mannichfaltige von der Einheit durchdrungen und gleichsam beseelt finden, thut sich uns das Gebiet der Schönheit auf; da hingegen, wo sich der Einheit etwas entgegenstellt, was nicht in sie eingeht, erscheint das Häßliche. Das Häßliche ist im Reiche der Natur, was im Reiche des Geistes das Böse ist: das der Einheit Widerstrebende. Wenigstens sind wir auf unserm Standpunkte der Betrachtung genöthiget, so zu urtheilen bei allem was wir in der Natur als Mißbildung und Mißgestalt erblicken. Jedoch ist unser Blick zu beschränkt, als daß wir behaupten dürften, es gebe in der Schöpfung etwas an sich Häßliches. Wie dem aber auch sey, wir werden doch im Großen und Ganzen, wie im Kleinen und Einzelnen gewahr, daß ein Ringen und Streben nach Bildung, und folglich nach Individualität, überall in der Natur hervortritt; und selbst am Sternenhimmel scheinen die Kometen, scheinen die Lichtnebel ein solches Streben auszudrücken. Auch auf unserer Erde ist das allgemeine Losungswort gleichsam, Gestaltung; und das Ringen nach dieser beginnt bekanntlich schon in den elementarischen Processen, namentlich in dem Proceß der Crystallisation, den wir selbst in manchen atmosphärischen Erscheinungen, wie in der des Schnee's, Reifes, u. dergl. ausgedrückt finden, noch weit vollendeter aber in den Erzeugnissen der unterirdischen Naturkräfte gewahr werden; wie denn sogar die Bildung der Pflanzen und Thiere nach dem Schema der Crystallisation vor sich geht. Gestaltung ist die Basis des Lebens; und überall wo das Leben erscheint, tritt es an irgend einer Gestalt hervor, so daß wir, von dem Proceß der Gestaltung rückwärts schließend, auch sagen können, daß das Streben der Natur überall auf die Erzeugung des Lebens ausgehe. Und so wäre denn das Leben der große Licht- und Einheits-Punkt der Schöpfung: denn wo das Leben erscheint ist der Zielpunkt der Individualisirung in den mannichfaltigsten Formen und Abstufungen erreicht. Von allen Erscheinungen des Lebens aber kann und darf uns hier nur die des Menschenlebens beschäftigen, auf welche wir jetzt unsere Aufmerksamkeit zu richten haben.

§. 3.
Das Menschenleben.

Auch das Menschenleben steht unter dem allgemeinen Naturgesetz der Individualisirung, aber auf eigene Weise. Nicht der Mensch als Individuum ist vollendet, sondern nur der, welcher seine Individualität der höchsten Einheit (Gott) angebildet hat, oder was dasselbe ist, in welchem sich die höchste Einheit ausgebildet hat. Das eigentliche Menschenleben beginnt also nicht mit dem Momente der Individualisirung, d. h. der Zeugung und des physischen Werdens, und ist daher auch nicht mit der Vollendung seiner Individualisirung, d. h. des Wachsthums und der Reife sowohl der körperlichen, als der geistigen Organisation vollendet; sondern es beginnt mit dem ersten Impuls zu seiner Einigung mit der höchsten Einheit, und es würde vollendet seyn, nachdem diese Vereinigung zu Stande gekommen wäre. Leider erlebt kein Sterblicher in seinem irdischen Daseyn diesen seligen Moment höchster Vollkom-

menheit. Und so scheint der allgemeine Ruf des Werdens am Menschen verloren zu gehen. Denn während Alles in der Natur den Zielpunkt seines Daseyns erreicht, in dem Maße, wie ihm derselbe gesetzt war, bleibt der Mensch allein weit von dem seinigen zurück, glücklich, wenn er sich demselben auch nur in weiter Entfernung annähert. Und wie Viele giebt es, von denen man auch dieses nicht einmal sagen kann. Gleich den Thieren des Feldes, das Haupt zur Erde geneigt, suchen sie nur ihre kümmerliche Nahrung, oder auch ein überflüssiges Futter, mehr als ihnen zur Lebens-Erhaltung nothwendig und gut ist; und ungesättiget, oder gesättiget, — wenn anders der Unersättliche, welches nur der Mensch ist, gesättiget werden kann, — blicken sie mit Sorge und Angst immer wieder nach neuer Weide umher, und falls sie dieselbe im eigenen Revier nicht finden, greifen sie das der Andern an, und suchen sie aus ihrem Besitz zu verdrängen, mit List oder Gewalt, oder auch mit beyden. Sie speichern Vorräthe auf, die sie nicht verbrauchen können, und lassen sie lieber verderben, ehe sie den Bedürftigen etwas zukommen lassen. Und nicht genug, daß die Sorge für den Unterhalt ihr Leben verzehrt, so erfinden sie sich, gleich als ob sie an dieser einzigen nicht schon zu viel hätten, selbstquälerisch noch andere Sorgen in Menge, die ihnen den Lebensgenuß, wenn es denn einmal darauf abgesehen seyn soll, verbittern, und sie aus Einer Furcht und Angst in die andere jagen. Selbstgeschaffene Schattenbilder sind es, von denen sie sich ängstigen lassen: das der Ehre, des Ruhms, des Ansehens, der Macht, der Herrschaft, und einer Unsterblichkeit, in welcher sie noch bei den späten Enkeln leben wollen, wenn ihre Gebeine schon längst in Asche zerfallen sind. So ist ihr Leben ein Traum; und nicht einmal der Gedanke des Erwachens erscheint ihnen in diesem Traume, in welchem sie noch dazu mehr von Schreckbildern geängstiget, als von angenehmen Täuschungen ergötzt werden. Weit glücklicher ist das Thier in seiner Beschränktheit und Gnügsamkeit. Nur was es bedarf, erspäht und erbeutet es sich, und ist in der Befriedigung seines Bedürfnisses vollkommen mit seinem Daseyn abgefunden. Es kennt nicht den Schmerz verlorner oder nicht errungener Güter, und keine Sorge für die Zukunft raubt ihm einen Moment der genußreichen Gegenwart. Es scheidet vom Daseyn, wie es in dasselbe eintrat, unbekümmert um das was da war, und was da seyn wird. Nur der Mensch fragt: was war ich, ehe ich war? und was werde ich seyn, wenn ich nicht mehr bin? denn er kann den Gedanken des Nichtseyns nicht ertragen. So quält ihn beides, Seyn und Nichtseyn. Allein nicht Jeder ist der Spielball übermächtiger Begierden und eitler Sorgen. Es giebt Menschen, in denen ein höherer Beruf erwacht, und ein edleres Streben sich ankündiget. Sie erkennen, oder ahnden wenigstens, die Aufgabe ihres Lebens, und bestreben sich sie zu lösen. Sind sie glücklicher als jene Andern? Ach, nein! sie kämpfen, zwar nicht mit Schatten, wie jene, aber mit Riesen, die sie nicht überwältigen können. Ja, sie fühlen sich in ihrem Kampfe mit dem Wesentlichen unglücklicher als die andern in dem ihrigen mit dem Eingebildeten. Jene Riesen, die sie nicht bewältigen können, sind: die Lust zum Bösen, und die Trägheit zum Guten. Umsonst, daß ihnen die Tugend in göttlicher Schöne, mit der Palme des Friedens, und mit dem Siegerkranz eines unvergänglichen Lebens winkt. Der Augenblick, der Reiz der Versuchung üben nur gar zu oft ihre Rechte, die Kraft des Widerstandes wird nach den heißesten Kämpfen gelähmt, die Kraft zum Aufschwung verschwindet alsdann in Nichts, die Macht des Bösen siegt. Auch dem Besten wird es schwer, ja unmöglich, sich immer aufrecht zu erhalten, immer vorwärts in das Reich des Lebens zu schreiten. Der Schlüssel zur Erklärung dieses Räthsels, wenn es eines wäre, liegt in den eben genannten beiden höchst einflußreichen Momenten, in der Lust zum Bösen, und der Unlust am Guten, als welche nun einmal in die menschliche Natur eingedrungen sind, nicht durch den Willen des Schöpfers, sondern durch den Willen des Geschöpfs. Man wende hier nicht abermals ein, daß ja der Wille des

Schöpfers mächtiger sey als der des Geschöpfs, und sey es auch das in der Schöpfung am höchsten gestellte. Somit habe ja der Schöpfer den Willen des Geschöpfs nach seinem eigenen bestimmen können, ja müssen, um alles mögliche Unheil abzuwenden. Dem ist aber nicht also, sondern, wem der Schöpfer den Willen verliehen, dem hat er auch die Freiheit der That Preis gegeben, gegen welche einzuschreiten eben so viel wäre, als einen Willen zu verleihen und auch nicht zu verleihen. Denn Freiheit ist in alle Ewigkeit das Attribut des Willens. Nur sein eigenes Lebensgesetz konnte der Schöpfer dem Willen des Geschöpfes als Wegweiser auf der Reise zum ewigen Leben mitgeben. Dieß war geschehen, und alles Unheil fiel auf das Haupt des Frevelnden. Und solche Frevler sind wir Alle. Mit der moralischen Natur erwacht auch die selbstische, und behauptet ihre usurpirten Rechte. Zwar vermögen Erziehung und Unterricht viel, besonders die frühzeitige Hinleitung zur Religion, wie sie der Meister gelehrt, und in ihr, und durch sie alle Fülle und Gnüge des Lebens verheißen. Allein schon der gute Same selbst findet nicht in jedem Boden gleiche Aufnahme; und dann ermangelt auch der Feind des Lebens nicht, in jedem Herzen sein Unkraut auszustreuen, welches nur gar zu oft das Aufgehen der guten Saat verhindert. So wachsen mit unsern besseren Einsichten und Bestrebungen auch unsere Verwöhnungen und Gebrechen; und wie es Personen giebt, von schwächlichen Eltern erzeugt, die nie zu einer kräftigen Gesundheit gelangen, sondern bald mit diesem, bald mit jenem Uebel zu kämpfen haben, so daß sie ihres Lebens nicht froh werden: so ist es auch mit der geistigen Gesundheit beschaffen, deren Niemand sich rühmen kann, da wir alle mit einer oder der andern geistigen Krankheitsanlage zur Welt kommen, deren Entwickelung durch inneren Hang und äußeren Reiz auf das wirksamste gefördert wird. So geschieht es denn zwar wohl, daß wir eine Zeit lang auf dem geraden Wege fortgehen und einige Fortschritte im Guten machen; unvermerkt aber beschleicht uns die Trägheit, und die Abneigung vor der Anstrengung;

dagegen tritt uns die Welt und ihre Lust mit frischen Farben vor die Augen, und zieht uns an sich; wir aber stellen ihr nur schwachen Widerstand entgegen, und ehe wir es vermeinen, sind wir in ihren Netzen gefangen. Schwer wird es dann, sich wieder herauszuwinden, und auf beschwerlichem Pfade von neuem fortzuklimmen; jedoch nach einiger Zeit gelingt es doch wohl wieder für einige Zeit, bis der Feind abermals den günstigen Augenblick ersieht, und wir, uns selbst, oder vielmehr den höheren Ruf vergessend, der lockenden Stimme folgen. So wird nie ein rechtschaffenes, ein heiliges Ganzes aus unserm Leben, sondern es ist und bleibt ein Stück- und Flick-Werk; und wie es in allen Künsten nur wenige wahre Virtuosen giebt, so auch in der Kunst des Lebens, welche unter allen die schwierigste ist. Wie sollte uns dieß auch Wunder nehmen? Bedenken wir, wie viele Menschen, trotz der Aussaat des göttlichen Worts, dennoch, von Jugend an, treuer Weisung ermangeln; bedenken wir, wie die Noth und die Sorgen des Lebens und seiner kümmerlichen Erhaltung auf der Menge lasten, und ihre Zeit und Kraft und Aufmerksamkeit, ja ihr ganzes Streben in Anspruch nehmen: so begreifen wir leicht, welche große Hindernisse sich einer höheren Richtung in den Weg stellen, und wie das: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit", in den Hintergrund tritt, und nur selten durch einen wohlthätigen Lichtstrahl aus dem Schatten hervorgehoben wird. Ja, brauchen doch sogar Viele, die sich eines Gottesdienstes rühmen, denselben nur als ein Mittel für ihre irdischen Zwecke, und Andere wiederum, welche scheinbar dem Irdischen entsagen, blicken im pharisäischen Dünkel besonderer Heiligkeit und höherer Gnade mitleidig auf den Pöbel von Zöllnern und Sündern um sich her, und bilden mit andern eben so Verblendeten eine besondere geistlich-adeliche Kaste, eine Gemeine der ausgesonderten Heiligen, und opfern, unter der äußeren Maske der Demuth, dem inneren Götzen des geistlichen Stolzes. Selbst die Bruderliebe, deren sie sich rühmen, ist eine Art von Her-

ablassung, an welcher das Herz keinen Antheil hat. Nicht als ob wir den Geist des Christenthums verkennten, oder gar verdächtig machen wollten; sondern wir wollen nur bemerklich machen, daß nicht alles Gold ist, was gleißt, und daß der reine Trank des Lebens in unreinen Gefäßen verdirbt. Wir werden späterhin Gelegenheit haben, über diese Art noch Mehreres zu sagen. Jetzt zieht unsern Blick eine noch nicht beleuchtete Seite des Menschenlebens auf sich: es ist das Leben jener Schaaren, zu welchen noch kein Strahl des göttlichen Lichts gedrungen ist; es sind jene großen Völkermassen, welche noch „im Schatten der Finsterniß sitzen", und erst von der Folgezeit die Morgenröthe und den Tag der verkündigten Herrlichkeit Gottes erwarten. Es ist ein trauriger Anblick, wenn wir über die weite Erde hin in allen Zonen große Menschenheerden ohne Hirten herumirren sehen, welche sie auf die Weide des ewigen Lebens führen. Denn noch sind die Boten des göttlichen Worts bei weitem nicht in alle von Menschen bewohnten Gegenden gedrungen; und selbst an vielen Punkten, wo sie hingelangten, wie wenig sind sie noch verstanden worden, und wie wenig verständlich haben sie selbst oft gesprochen, und mit welchen falschen Zusätzen haben sie oft das reine Evangelium verunreinigt. Aber wie dem auch sey, gewiß ist eine ungeheure Menschenzahl für die Religion des Geistes und der Wahrheit noch nicht reif. Gleichwohl tragen sie Alle die Bestimmung zum ewigen Leben in sich. Aber ein wilder Baum, dem noch kein gutes Pfropfreis eingeimpft ist, was für Früchte kann er bringen? Sie Alle gehören demnach zu den Anfangs Genannten, welche das Haupt zur Erde niederbeugen und nur für die kümmerliche Nahrung zeitlicher Existenz sorgen. Nochmals: ein betrübender Anblick! und dennoch Menschenleben! Gewiß, es gehört ein lebendiger Glaube an die göttliche Vorsehung dazu, um in diesem Chaos nicht an der Ordnung, in dieser Versunkenheit in die Tiefe des sinnlichen Lebens nicht an einer endlichen Erhebung zum Vater des Lichts zu verzweifeln. Und so wird es denn nicht zu verwundern seyn, wenn wir bei näherer Betrachtung des Menschenlebens in seinen mannichfaltigen Kreisen, Ausartungen und Rohheiten mancher Art, und unter andern auch die Lüge finden.

§. 4.

Kreise des Menschenlebens.

Wie in der Natur alles auf Organisation ausgeht, so ist auch die Menschenmasse von jeher bestrebt gewesen, sich zu organisiren. Nicht sowohl die Willkühr und ein überlegter Plan, und eben so wenig der blinde Zufall, als vielmehr natürliches Bedürfniß und die aus demselben hervorgehende Nothwendigkeit haben, gleich beim Beginn des Geschlechts, Unterschiede und Grenzscheidungen im Einzelnen und Ganzen herbeigeführt, aus denen sich allmählig verschiedene Kreise des gesellschaftlichen Lebens gebildet haben. Es ist nichts unnatürlicher, als von einer natürlichen Gleichheit der Menschen zu träumen, wenn diese Gleichheit sich auf etwas anderes als auf den allgemeinen Vernunftcharakter, oder mit andern Worten, auf etwas anderes als die Persönlichkeit beziehen soll. Schon die verschiedenen Geschlechter und Lebensalter machen die Menschen ungleich. Die Bedürfnisse und der Beruf des Weibes, wie sind sie doch von dem Berufe und den Bedürfnissen des Mannes so ganz verschieden, und wie führen sie doch, ungeachtet des innigsten Wechselverhältnisses, die verschiedenartigsten Ansichten und Bestrebungen, und die entgegengesetzteste Lebensthätigkeit herbei. Die weibliche Lebensrichtung verhält sich zur männlichen, wie der Mittelpunkt zum Umkreise, oder wie die Centripetalkraft zur centrifugalen. In der Beschränkung, im engen häuslichen Leben, und in der Sorge für dasselbe, befindet sich die Frau in ihrem Elemente; der Sinn des Mannes dagegen strebt in die Weite, und in die Erweiterung des Umkreises seiner Thätigkeit. Das Schaffen ist seine Sache, das Erhalten die Sache des Weibes. Eben so bedingen die Lebensalter eine große Ungleichheit unter den Menschen. Das unmündige, hülflose Kind, der rüstige, feurige Jüngling, der

kräftige, besonnene Mann, der erfahrne, bedächtige Greis, in welchen verschiedenen Lebens-Sphären, man möchte sagen, in welchen verschiedenen Welten, bewegen sie sich. Wir haben bereits früher einen Blick auf diese verschiedenen Arten des Daseyns geworfen, die jedem Lebensalter eigenthümlich sind, und haben das Lebens-Element des Kindes im Spiele, das des Jünglings in der Freiheit, das des Mannes in der Herrschaft, und das des Greises in der Ruhe, gefunden. Fügen wir zu allem diesem noch hinzu die Verschiedenheit des Temperaments, des Naturells, und des eingebornen Sinnes und Triebes in Bezug auf verschiedene Lebensrichtungen, oder mit andern Worten, die verschiedenartigen Anlagen zum Gewerbs- und Geschäfts-Leben, so wie zum Leben in der Wissenschaft und in der Kunst, so bestätiget sich hierdurch die nothwendige Verschiedenheit und Ungleichheit der Menschen um so mehr, und es sind hiermit gleichsam die organischen Keime zu mannichfaltigen Lebenskreisen gegeben. Diese bilden sich denn auch auf die natürlichste und einfachste Weise aus. Wir haben sie von ihrem ersten Ursprunge bis zu ihrer vollständigsten Entwickelung zu verfolgen.

Der erste dieser Kreise, der ursprünglichste, natürlichste, und einfachste, ist der Kreis des Familienlebens. Aber schon hier erblicken wir einen Grundzug von Ungleichheit und Verschiedenheit, welcher sich weiterhin durch die ausgedehntesten Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft hindurchzieht: es ist das Verhältniß der Abhängigkeit. Die Kinder hangen von den Eltern ab, bis sie selbstständig werden; und auch dann noch bleiben sie ihnen untergeordnet, so daß auch bei Erweiterung des Kreises, und wenn sich die Familie zum Stamme bildet, der Stammälteste das höchste Ansehen behält. Er ist der natürliche Gesetzgeber und Richter des Familien-Staats. Er befiehlt, und die Andern gehorchen; er herrscht, und die Andern dienen, stufenweise in der Aufeinanderfolge. Das väterliche Ansehen geht über Alles; und nach ihm behauptet die Erstgeburt ihre Rechte. So sehen wir vom Patriarchenleben die ersten Regierungen ausgehen, und wir finden den Stammfürsten nicht blos von gehorsamen Kindern und Enkeln, sondern auch von dienenden Knechten und Mägden umringt. Aber schon in der Familie erscheint ein zweiter Gegensatz, der den Keim eines neuen Lebenskreises enthält. Es ist höchst merkwürdig, wenn wir in unserer heiligen Urkunde lesen: „Abel war ein Hirte, Kain aber war ein Ackersmann." Hier entwickelt sich schon in der ersten Familie der Unterschied der Stände, Gewerbe und Beschäftigungen; ein Unterschied, der sich späterhin auf das mannichfaltigste verzweigt. Wir lassen ihn vor der Hand noch liegen, und verfolgen den zuerst berührten Lebenskreis, welcher aus dem Familienleben hervorgeht, und ursprünglich, aber auch späterhin, dessen Charakter an sich trägt. Das Staatsleben ist es, welches in dem Familienleben gleichsam vorgebildet ist. Es gilt dieß vorzüglich von dem alten orientalischen Staatsleben. Das Loosungswort des orientalischen Staatslebens ist unbedingter Gehorsam, gerade dasselbe wie im orientalischen Familienleben. Dieser Gehorsam wandelt sich allmählig in Dienstbarkeit, die Dienstbarkeit in Knechtschaft um. Daher sind es auch nicht sowohl Staaten, als vielmehr nur Reiche, die sich anfangs bilden, erweitern und in das unbestimmte hinausdehnen. Denn ein Staat ist auf Persönlichkeit gegründet, und durch ihre Pflichten und Rechte bedingt; hingegen ein Reich ist blos auf das Machtwort des Herrschers basirt, und ist nichts, als die von einem Einzigen ausgehende, und sich über Alle erstreckende Gewalt. Das wahre Staatsleben wächst nicht aus äußerer Ungleichheit hervor, die stets den Despotismus erzeugt, weil über kurz oder lang die stärkste Gewalt siegt: sondern aus innerer Gleichheit, deren Anerkennung bei Völkerstämmen nöthig wird, die, durch natürliche Ländergrenzen getrennt, sich an Kraft die Wage halten, und um sich nicht aufzureiben, Bündnisse eingehen müssen, welche zuerst Gesetze, und mit den Gesetzen die Freiheit hervorrufen. So in dem von mehreren Stämmen besetzten, von Flüssen und Gebirgen durchschnittenen, Griechenland,

in welchem die ersten Staatenkeime aufgingen, und sich späterhin, vorzüglich in Athen, zum wirklichen Staatsleben entwickelten. Unter welchen Bedingungen aber auch die Menschenmassen zusammenhangen, gewiß ist es, daß sie, nach Maßgabe des Bodens und der Unterhaltsquellen, verschiedene Beschäftigungen ergreifen müssen, aus denen allmählig mannichfaltige Erfindungen, Wissenschaften und Künste hervorgehen. Die Urverzweigungen dieser Beschäftigungen sind bereits in dem Ackerbau und der Viehzucht angegeben. Es gesellt sich hiezu in den an wilden Thieren reichen Gegenden der Stand des Jägers. Die Nähe großer Ströme und des Meeres erzeugt die Schifffahrt und den Handel. Keiner aller dieser Erwerbszweige kann ohne einige Bekanntschaft mit der Natur und ihren Elementen und Kräften bestehen; eine Bekanntschaft, welche sich nach und nach zur Kunde, und endlich zur Wissenschaft steigert, so wie die Aufmerksamkeit auf die Natur und ihre Wirksamkeit, bald auch Entdeckungen, Erfindungen, Fertigkeiten, Geschicklichkeiten und endlich Künste herbeiführt. So erzeugt und fördert das Nomadenleben und das Herumziehen mit den Heerden die Kunde des Himmels und der Gestirne, da hingegen der Ackerbau die Erde und ihre Erzeugnisse besser kennen lehrt, abgerechnet, daß er nicht ohne Geräthschaften und Werkzeuge betrieben werden kann. Das letztere gilt aber auch für den Jäger und Schiffer. Und so weckt das Bedürfniß, wie die Erkenntniß-, so die Erfindungs-Kraft der Menschen, und erzeugt das Gewerbs- und Geschäftsleben. Am wohlthätigsten aber bleibt immer der Ackerbau, denn er ist der Gründer des bürgerlichen Lebens. Er lehrt Hütten und Häuser bauen, die Grenzen des Eigenthums abstecken, versammelt die Menge in Flecken und Städte, giebt ihnen Gesetze und Gericht; und wie er den hülfsbedürftigen Menschen eine bleibende Stätte giebt, so auch den segnenden und schützenden Gottheiten. Das religiöse Leben entwickelt sich. Altäre und Tempel steigen auf, Feste werden gefeiert mit Tanz und Gesang, die Dichtkunst, die Musik erwacht, die Künste wachsen mit dem Wohlstande.

Aber es wächst auch die Gefahr des Besitzthums. Der Krieg entsteht. Mauern werden gegründet, Heere rüsten sich; im Streite entwickeln sich die Kräfte, und der heimkehrende Sieger wird mit der Bürgerkrone geschmückt, und als ein Halbgott göttlich verehrt. Der Adel der Geschlechter erhebt sich, und zahlreiche Sklaven, die Beute des Kriegs, umgeben ihn. Der Luxus steigt; die Schätze des Auslandes strömen herbei; kostbare Stoffe, Gold und Edelsteine schmücken den Reichen, für den der Arme sich anstrengen und arbeiten muß, dabei aber an Cultur gewinnt. Immer mehr werden die Künste gefördert: Baukunst, Bildnerkunst, Mahlerei blühen auf, wie Blumen des Frühlings, und das Kunstleben nimmt seinen eigenen Kreis ein. Aber auch die Wissenschaften erheben ihr Haupt, vor allen die Wissenschaft der Weisheit, das Kind der Erfahrung und der Ueberlegung. Die Weisheit führt zu Gott, und liebt es, über sein Wesen und Wirken zu sinnen, und was sie ergründet, oder ergründet zu haben meint, in geheimnißvollen Lehren nieder zu legen. Sie sind das Eigenthum der Priester, der Geweihten, denen die Menge lauscht, und vertraut, und gehorcht. Aber auch die Geheimnisse der Natur erforscht die Weisheit, oder erstrebt sie zu erforschen; und die beleidigte Natur, die sich durch Krankheiten rächt, ist ganz besonders der Gegenstand philosophischer oder priesterlicher Forschung und Behandlung. Die Heilkunde tritt aus dem Heiligthume der Priesterschaft in das Volk, und wird erst späterhin das gemeinschaftliche Eigenthum Derer, denen die Beobachtung der Natur, ihrer Gesetze und Heilquellen Bedürfniß ist. Und so großen Reiz hat die Natur in allen ihren Erscheinungen, daß, diese Erscheinungen betrachtend zu verfolgen, den ihnen zum Grunde liegenden Kräften, und den diese Kräfte leitenden Gesetzen nachzuspüren, nicht blos ein die heitersten Stunden erzeugender und ausfüllender Genuß-, sondern auch ein entschiedenes und ausschlüßliches Lebensgeschäft bei solchen wird, die mit vorzüglicher Beobachtungs- und Urtheils-Kraft, verbunden mit einem unersättlichen Durste

nach Kenntniß und Wahrheit, begabt sind. Allein eben dieser Durst führt auch noch zu Forschungen anderer Art. Der Mensch, wiewohl in die Naturwesen eingereihet, steht dennoch höher als sie, ein dunkles Räthsel mitten unter den zu Tage liegenden Dingen, wiewohl, genau genommen, auch diese Dinge, in deren Mitte er sich befindet, für ihn selbst ein Räthsel sind. Allein der Mensch bleibt sich doch das größte; und so forscht er denn in seinen Tiefen; und die schönste Ausbeute, die er durch solche Forschung erhalten kann, ist die der Wahrheit und des Rechts. Und so gestaltet sich denn auch das wissenschaftliche Leben.

Je mehr sich aber die einzelnen Lebenskreise ausbilden, desto mehr erhalten sie einen eigenthümlichen Charakter, der aber, wie alles Menschliche, nicht frei von Flecken und Gebrechen ist. Ein Gegenstand, welcher, einleitungsweise für unsere nächsten Forschungen, noch eine besondere Betrachtung verdient.

§. 5.

Mängel und Gebrechen der Lebenskreise.

Wir haben im Vorhergehenden die verschiedenen Lebenskreise betrachtet, wie sie sich in allmählicher Aufeinanderfolge entwickeln. Die Basis aller ist das häusliche Leben. Aus ihm hervor tritt das Staatsleben, das bürgerliche und Geschäftsleben, das religiöse Leben, und endlich das wissenschaftliche und das Kunst-Leben. Allein wie alles Menschliche, theils in seinem Entstehen, theils in seiner Fortbildung, bekannter und eben erwähnter Maßen, nicht frei von mancherlei Unvollkommenheiten und Mängeln, ja selbst von Flecken und Gebrechen ist, so dürfen wir uns nicht verwundern, daß wir dergleichen auch in den verschiedenen Lebenskreisen selbst wahrnehmen. Wir wollen jetzt diese Schattenseite des Menschenlebens in allen hier genanten Beziehungen betrachten.

Was zuerst das häusliche Leben anbelangt, welches seiner Natur nach ein geselliges ist, so begegnen wir in demselben der Entwickelung mannichfaltiger Leidenschaften, welche diesen

schönen Lebenskreis trüben und verunstalten, Vergehungen und Verbrechen erzeugen, und nach und nach selbst zu Lastern ausarten. Wir finden schon in der Urgeschichte der Menschheit ein schlagendes Beispiel dieser Art. Neid und Mißgunst erzeugt sich schon im Schooße der ersten Familie. Beide gebären den Haß, und dieser treibt den Bruder zum Mord des Bruders. Was Wunder, wenn wir weiterhin unter Eltern und Kindern, unter Geschwistern und andern nahen Verwandten, Zwist und Uneinigkeit, Zank und Streit, Ueberlistung und Uebervortheilung, Haß und Verfolgung erblicken, ja selbst die widernatürlichsten Ausartungen und Schandthaten entstehen sehen. Abermals giebt uns die heilige Geschichte, die nicht schont und alles aufdeckt, was vom frühen Verderben des Menschen zeugt, hiezu die kräftigsten Belege. Der künftige Patriarch Jacob, durch thörichte Mutterliebe verleitet, betrügt seinen Bruder um das Recht der Erstgeburt. Die Brüder Josephs, durch Haß und Rache angetrieben, betrügen ihren Vater Jacob, indem sie ihm das blutige Gewand seines Lieblings vorzeigen, und verkaufen diesen als Sklaven an fremde Menschen in ein fremdes Land. Töchter treiben Blutschande mit dem Vater, Söhne mit der Mutter. Und so zieht sich die Reihe von Familien-Uebelthaten durch Geschlecht zu Geschlecht fort. Bei andern Völkern des Alterthums, z. B. bei den Griechen, finden wir ähnliche Familienscenen, wo Leidenschaften aller Art das größte Unheil im Hause anstiften, und nicht selten den Untergang ganzer Familien herbeiführen. Aber was brauchen wir uns bei dem Alterthume aufzuhalten, da die tägliche Erfahrung uns aus allen Ständen Beispiele des ausgearteten häuslichen Lebens an die Hand giebt. Wie oft wird der Hausfriede durch Uneinigkeit der Eltern und Geschwister gestört, ja für immer verscheucht! Welcher Streit, welcher Hader um Erbschaften und Besitzungen! Ja, wie oft hat sich nicht der Fall ereignet, daß Kinder ihre Eltern vergiften, oder auf andere Weise aus dem Wege räumen, um nur deren Vermögen vor der Zeit an sich zu bringen. Wie

beneiden, wie hassen sich nicht oft die Geschwister unter einander, dergestalt daß auch hier nicht selten Mordthaten die Frucht solcher Ausartung sind. Auch Fälle von Blutschande sind nichts ganz ungewöhnliches in der Geschichte der Familien. Kurz, fehlerhafte, ja verbrecherische Neigungen und Leidenschaften zerstören nur gar zu häufig das Glück des häuslichen Lebens, besonders da, wo der Hausvater oder die Hausmutter selbst das böse Beispiel giebt, wie etwa durch Trunk, Wollust, Spiel, Verschwendungssucht u. dgl., jedes auf seine Weise.

Was nun zweitens das Staatsleben anlangt, so erblicken wir, durch alle Zeiten der Geschichte hindurch, in demselben die größten Abweichungen von der Bahn des Rechts, die größten Ausartungen, Verbrechen und Gräuel. List und Gewalt, Betrug und Grausamkeit haben von jeher gewetteifert, um die Oberherrschaft im Staate zu erringen und zu behaupten, oder zu untergraben und zu stürzen. Welche Eroberungskriege von den ältesten Zeiten an, welches Blutbad der Völker, welche Unterjochungen, ja Ausrottungen ganzer Stämme, um ein oder das andere Reich zu vergrößern. Welche Empörungen, welche Verschwörungen, welche Verräthereien, welche Herrschermorde in einem und demselben Reiche! Und in dem sogenannten friedlichen Verkehr der Staaten unter einander, welche Hinterlist, welche Treulosigkeit, welche Bundbrüchigkeit, welche Falschheit und Unzuverläßigkeit; mit Einem Worte: welche Selbstigkeit und Schlechtigkeit der Regierungen, um sich gegenseitig zu übervortheilen! Die älteste Geschichte der asiatischen Reiche ist fast nichts als eine Reihe von Eroberungs- und Ausrottungs-Kriegen. Die Geschichte Griechenlands stellt uns Muster von Bundbrüchigkeit und Treulosigkeit aus gegenseitiger Eifersucht auf. Mehr als Alles aber belehrend in dieser Hinsicht ist die römische Geschichte, von den ersten Anfängen Roms an, bis zu seiner Weltherrschaft, und durch den langen Zeitraum dieser hindurch, bis zu seinem endlichen Verfall. Wie raubgierig, wie hinterlistig, wie bundbrüchig zeigen sich die Römer schon gegen ihre nächsten Nachbarn! Wie gewaltthätig,

wie grausam, erscheinen sie in den Fortschritten ihrer Eroberungen! Wie verhöhnend gegen die überwundenen, wie alle Rechte mit Füßen tretend gegen die noch zu bekämpfenden, ihnen fern liegenden Völker! Aber die Zeit der Ausartung Roms übertrifft alles an Unmenschlichkeit und Verworfenheit. Welche schändliche Despotie! Welche feile Niederträchtigkeit! Welche Verräthereien, welche Verschwörungen, welche Mordthaten, welches Blutvergießen! Gleichwohl war Rom der vollkommenste Staat, den es bis dahin in der bekannten Welt gegeben, groß durch seine Gesetze, groß durch die Einheit seiner Verwaltung, aber freilich noch größer durch das Uebermaß seiner ausschweifenden Eroberungssucht. Sollen wir die Staatszerrüttung im zerfallenen römischen Reiche mit ihren Ausartungen und Gräueln schildern? oder die Rohheiten barbarischer Völker, die sich noch nicht zur Staatsform organisirt hatten? Auch nachdem dieß in Italien, Deutschland, Frankreich und England geschehen war — und die Bahn zum Staatsleben war stets durch Blut und Mord bezeichnet: — welche unaufhörliche Befehdungen und Kämpfe der Staaten selbst gegen einander, oft angeregt, unterhalten, und zu seinem Vortheil benutzt von dem schlauesten aller Staaten, dem Kirchenstaate. Selbst die Einigkeit, welche der Pabst unter den christlichen Fürsten erzwang, zweckte auf Blutvergießen und Verderben ab: denn welche Menschenhaufen haben nicht die Kreuzzüge aufgezehrt? Es folgen die einheimischen Religionskriege, abermals vom Kirchenstaate ausgehend, und zur Sache der übrigen Staaten gemacht. Endlich die eigentlichen Staatskriege, die Kämpfe um die Existenz bestimmter Staatsformen: das Wüthen Englands gegen sich selbst, sein Kampf gegen die Americanische Freiheit, und die Verpflanzung dieser auf französischen Grund und Boden durch die blutigste aller Revolutionen. Zuletzt der gescheiterte Riesengedanke einer Universalmonarchie, welcher Europa in seinen innersten Tiefen erschütterte und Millionen Menschenleben kostete. So erzeugt

die höchste irdische Wohlthat, — und diese ist das Staatsleben — Unheil und Verderben.

Im Schooße des Staats entspringt und ernährt sich das bürgerliche, oder das Gewerbs- und Geschäftsleben. Es schließt die Landwirthschaft, die Handwerke, die mechanischen Künste, und die Alles verbindende Kette des Handels in sich. Wir haben hier nicht von der Nothwendigkeit und dem Nutzen des bürgerlichen Lebens zu reden; nur die aus ihm entspringenden und mit ihm verbundenen Mängel und Gebrechen berühren uns. Arbeit erzeugt Wohlstand, Wohlstand den Luxus. Wie verderblich von jeher der Luxus für die Sitten gewesen, braucht nicht erwiesen, nur erwähnt zu werden. Er nährt die Eitelkeit, die Verschwendungssucht, die Weichlichkeit und Ausschweifungen aller Art. Besonders nachtheilig wirkt der Luxus auf die niederen Stände, die mit den höheren wetteifern wollen: er richtet ihr Hauswesen zu Grunde, und demoralisirt sie zu gleicher Zeit, indem er dem Betruge und der Uebervortheilung Thor und Thüre öffnet; der erkünstelten Bedürfnisse nicht zu gedenken, die er herbeiführt, welche, indem ihre Befriedigung Körper und Seele erschlafft, wieder zu Ausschweifungen aller Art verleiten. Ein anderes Ungeheuer, welches namentlich der Handel erzeugt, ist der Wucher. Je mehr der Mensch hat, desto mehr will er haben; und geht es nicht auf rechtmäßige Weise, so muß es unrechtmäßig geschehen. Der Wucher ist allezeit unrechtmäßig, er ist ein gemeiner Raub; er nährt die Habsucht und den Geiz; er ertödtet alle Liebe, alle freundliche Theilnahme, er verhärtet das Herz, er entmenscht den Menschen. Kann es etwas abscheulicheres geben, als den Kornwucher? Die allgemeine Noth, das Elend der Hungerleidenden rührt den Kornwucherjuden nicht; er gründet auf diese Noth und dieses Elend seine Speculationen. Ueberhaupt ist der Speculationsgeist der Geist des Handels neuester Zeit geworden; er richtet aber häufig nicht blos diejenigen, die ihm huldigen, zu Grunde, sondern er zieht auch Unschuldige mit ins Verderben, und fördert kräftig die Untergrabung und Vernichtung von Treue und Glauben. Wo aber Treue und Glaube die Menschen verlassen, da wanken, da fallen die Stützen der Gesellschaft. Der Speculationsgeist, dem Wuchergeiste sehr nahe verwandt, nimmt auch noch eine andere Richtung, indem er alle Gewerke verleitet, schlechte und unechte Fabricate und Arbeiten statt guter und echter zu liefern, und so mit geringen Mitteln und Bemühungen unerlaubten Gewinn einzuziehen. Aller dieser Uebel Quelle ist der Eigennutz, welcher heut zu Tage gleichsam die Seele des bürgerlichen Lebens geworden ist. Inzwischen trägt hiezu auch eine ungerechte und zugleich unkluge Beschränkung des Gewerbs- und Geschäfts-Lebens das ihrige bei; ein Uebel, wovon die frühere Zeit nichts wußte, und welches sich in der sogenannten Handelssperre bis zur Vollendung systematisch ausgebildet hat. Wie sehr durch diese Hyder die Gewissenlosigkeit, die Betrügerei durch Unterschleif und Defraudation gefördert worden ist und überhand genommen hat, braucht nicht erzählt zu werden. Mit dem Heere der Mauthbeamten, Zollbedienten und Schmuggler vermehrt sich die Schlechtigkeit einer ungeheuren Menge von Menschen.

Wir gehen nun zur Betrachtung der Mängel und Gebrechlichkeiten im wissenschaftlichen Leben über. Den hohen Werth und den großen Vortheil der Wissenschaften in allen Ehren, so ist doch zunächst zu bemerken, daß das wissenschaftliche Leben in mehr als Einer Hinsicht nicht wohlthätig für den Menschen ist. Wer sich der Wissenschaft ausschlüßlich ergiebt, kann dieß bekanntlich nicht ohne große und einseitige Anstrengung thun, welche das Gleichgewicht des übrigen Lebens aufhebt. Schon die sitzende und die zurückgezogene Lebensart der Gelehrten ist der Gesundheit und einer heiteren Gemüthsstimmung nicht günstig. Wie viele kränkelnde, hypochondrische Gelehrte giebt es nicht, welche die Farbe ihres Innern unwillkührlich in ihre Lebensansichten und in ihre äußeren Lebensverhältnisse übertragen. Niemand erfährt dieß drückender, als die Familie des Gelehrten, Frau und Kinder. Doch dieß bei Seite,

so schadet die abstracte Bildung und Beschäftigung des Gelehrten offenbar dem praktischen Leben, welches doch die nächste Bestimmung des Menschen ist. Die einseitige Uebung der Denkkraft tödtet die übrigen Kräfte des Lebens, und oft selbst das Gemüth. Gelehrte sind nicht selten sehr engherzige Menschen, selbst die Philosophen nicht ausgenommen. Hiezu kommt, daß das Interesse, welches jeder Gelehrte an seiner Wissenschaft nimmt, ihn nicht selten dieselbe, und — was gemeinhin damit verbunden ist — sich selbst, überschätzen läßt; was nicht ohne mannichfaltige Nachtheile ist. Jemehr Selbstigkeit sich in unsere Ansichten und Bestrebungen mischt, desto mehr werden wir, selbst unwillkührlich, der Wahrheit entfremdet. Nehmen wir nun noch dazu, daß der Grund und Boden der Wissenschaften ein sehr unsicherer ist, theils der Gegenstände selbst wegen, indem ja doch die Natur, wie der Geist, ihre Untiefen haben, theils auch weil unsere eigenen Quellen der Erkenntniß, nämlich Beobachtung und Urtheil, durch Vorurtheile, Täuschungen, Irrthümer, ja selbst durch manche Neigung und Vorliebe, nur gar zu oft getrübt werden, so müssen wir anerkennen, daß es dem wissenschaftlichen Leben an Mängeln und Gebrechen nicht fehlen kann. Allein das wissenschaftliche Leben bleibt auch nicht ohne Einfluß auf die eigentliche Gesinnung, auf den Charakter. Nichts wird häufiger, und mit Recht, getadelt, als der Stolz der Gelehrten. Eigentlich hat der Gelehrtenstolz etwas widersprechendes, ja sogar etwas lächerliches in sich. Denn je tiefer eine Wissenschaft in ihre Gegenstände eindringt, desto mehr offenbart es sich, daß die Summe des Erkannten, gegen die des noch Unerkannten, und vielleicht nicht einmal Erkennbaren kaum in Betracht kommt. Zugleich zeugt dieser Stolz von einer vernachlässigten moralischen Bildung; und wo diese fehlt, da ist der Hauptzweck des Lebens verfehlt, und kein Talent, und keine Geschicklichkeit kann seine Vernachlässigung gut machen. Ganz widerlich wird dieser Stolz, wenn er in Hochmuth, Großsprecherei, Prahlerei, ja in Selbstvergötterung ausartet; wie sich denn

auch in der Gelehrtenwelt dergleichen Beispiele vorfinden. Außer dem Stolze aber führt das wissenschaftliche Leben noch eine andere Krankheit mit sich, an welcher sehr viele Gelehrte leiden: dieß ist der Neid. Zwar könnte man sagen, daß der wissenschaftliche Neid etwas Edles an sich habe, weil das wissenschaftliche Streben ein edles ist: allein der Neid ist stets der Ausfluß einer hassenswerthen, ja verächtlichen Selbstigkeit, sein Gegenstand sey welcher er wolle. Dazu kommt, daß der Neid gar zu leicht den Haß erzeugt, der Haß aber erzeugt Streit und Zank und Verfolgung; und wie sich auch Gelehrte einander verfolgen können, davon zeugen so manche literarische Fehden, die sich nicht selten nur dadurch von Pöbelkämpfen unterscheiden, daß sie nicht mit Fäusten, sondern mit der Feder geführt werden. Schlüßlich wollen wir noch des gelehrten Diebstahls gedenken, welcher, weil er ein gelehrter ist, mit dem Namen des Plagiats bezeichnet wird, aber um nichts besser als der gemeine ist. Daß ganze Bücher zusammen gestohlen werden können, davon giebt es Beispiele in Menge. Manche Gelehrte besitzen das eigene Talent, aus zehn Büchern ein eilftes zu machen. Sie gleichen den Raubbienen in der Insectenwelt.

Und so giebt es denn auch in dem, dem wissenschaftlichen nahe verwandten, künstlerischen Leben, ähnliche Mängel und Gebrechen. Der Künstlerstolz, wie der Künstlerneid, sind bekannt genug. Je stolzer der Künstler ist, je mehr für sich selbst eingenommen, desto weniger erkennt er seine Fehler, desto weniger strebt er sie zu verbessern, und der Vollendung näher zu kommen, desto mehr aber tragen seine Erzeugnisse die Spuren seiner Selbstliebe an sich, die sich am deutlichsten in dem offenbaren, was man Manier nennt. Doch hievon späterhin. Was aber den Künstlerneid betrifft, so zeugt er gewöhnlich von schwachem Talent: denn je weniger Einer selbst leistet, desto mehr hat er Ursache, Begabtere zu beneiden. Daher ist der Künstlerneid gemeinhin ein Zeichen großer Mittelmäßigkeit; und diese ist eines der größten Gebrechen im Ge-

biete der Kunst. Aber auch noch andere Nachtheile führt das Künstlerleben, wiewohl ohne alle seine Schuld, herbei. Menschen, mit lebhafter Phantasie, mit lebendigem Gefühl, wie Künstler sind, oder seyn sollen, besitzen auch häufig eine lebhafte Sinnlichkeit, und, in Folge dieser, und des damit verbundenen Leichtsinns, einen Hang zur Unmäßigkeit und zu Ausschweifungen. Wie manches große Schauspieler-, Dichter-, Musiker-, Mahler-Talent ist auf solche Weise zu Grunde gegangen. Hiezu kommt, daß Genüsse aller Art Aufwand verursachen, und daß Verschwendung zuletzt zu Noth und Elend führt, die nicht selten im Künstlerleben die Scene schließen.

Wir deuten nun noch zuletzt die Mängel und Gebrechen des religiösen Lebens an. In keinem Lebensgebiete sehen wir den falschen Weg, den Irrthum, und den Wahn, so bittere Früchte tragen, als im religiösen. Es ist ein altes und wahres Wort, daß das Edelste in seiner Ausartung das Verderblichste und Zerstörendste wird. Die Religion, die man ganz eigentlich, und mit größerem Rechte als die Wissenschaft und Kunst, eine Himmelstochter nennen kann, wie sinkt sie herab, wie artet sie aus, welches Unheil erzeugt sie, wenn sie von unreinen Händen berührt, und in gemeine Interessen gezogen, in verkehrte Bestrebungen verwickelt wird. Wir wollen gar nichts von ihrer Erniedrigung zum heidnischen Götzendienste im Alterthume erwähnen, von den barbarischen Gräueln der Menschenopfer an den Altären der Götter und den bestialischen Ausschweifungen des Lingam- und Phallus-Dienstes. Nur der Mißverständnisse, Mißbräuche, Verunstaltungen, und krankhaften Auswüchse wollen wir gedenken, welche die reine Jesus-Religion in ihrer zeitlichen Entwickelung und Ausbreitung erfahren hat. Sie, die Religion der Liebe, ist in eine Religion des Hasses, die Religion der Duldung, in eine Religion der Verfolgung, die Religion des reinen Herzensglaubens und der Tauben-Einfalt, in eine Religion, bald des blinden Köhlerglaubens, bald des fratzenhaftesten Aberglaubens, bald des verwegensten Unglaubens und der feinsten Staatsklugheit verwandelt worden.

Sie, die Religion der heitersten und belebendsten Hoffnung, hat das Unglück erfahren müssen, in eine Religion der trübseligsten und ertödtendsten Furcht umgestaltet zu werden. Sie, die Religion der himmlischen Ruhe, des himmlischen Friedens, der himmlischen Freude, ist zu einer Religion der peinlichsten Seelenunruhe, des fürchterlichsten Gewissenskampfes, der quälendensten Gemüthspein und der grausamsten Selbstmartern geworden. Die Geschichte der christlichen Religion giebt zu allem diesem die augenfälligsten Belege. Die Religions-Kriege und Verfolgungen, die blinde Unterwürfigkeit ganzer Nationen und ihrer Beherrscher unter die Machtsprüche des Pabstes und der Klerisei, so wie überhaupt unter die verworfene aber raffinirte Politik der Hierarchie, die heidnische Abgötterei mit ganzen Heeren von Heiligen, die abergläubische Verehrung von Reliquien, Todtengebeinen und schmutzigen Lumpen, das gleichsam lebendig sich Begraben in Klöster, das kummervolle Leben in Einöden, die eingebildeten Teufels-Anfechtungen und Höllenqualen der Mönche, der Einsiedler, und unzähliger ängstlichfrommer Seelen in stillen Gebetstübchen, die Kämpfe, das Ringen, die Selbstpeinigungen irregeleiteter, vom Wahne gefesselter Mystiker, Alles dieses beweiset die genannten Ausartungen der göttlichsten, der beseligendsten Religion. Gleichwohl rühmten sich Alle, die in irgend eine der genannten Ausartungen geriethen, eines religiösen Lebens. Es verlohnt sich aber der Mühe, den Quellen aller dieser Mängel und Gebrechen des religiösen Lebens, oder vielmehr aller dieser Verirrungen vom wahrhaft religiösen Leben nachzuspüren, weil nur auf diese Weise eine klare und lebendige Einsicht in die Natur derselben erlangt werden kann. Daß diese Quellen nicht aus der göttlichen Offenbarung und aus der einfach-erhabenen Lehre des Stifters unserer Religion entspringen können, bedarf wohl keines Beweises, wiewohl es Feinde der Religion gegeben hat, welche, ohne Sinn für das Heilige, dieses selbst als die Ursache aller jener Unordnungen

und Zerrüttungen anklagten. Ja, es ist nicht zu läugnen, daß es noch dergleichen giebt, welche an dem Uebernatürlichen und Wunderbaren dieser Offenbarung, und an den, wie sie sich ausdrücken, übermenschlichen Forderungen der göttlichen Gebote einen großen Stein des Anstoßes, und den Grund alles Unheils finden, welches angeblich aus der Christus-Religion und ihrer Verbreitung in der Welt entstanden seyn soll. Schon den Aposteln werfen sie vor, daß diese mit ihrem menschlichen Meister und Lehrer Abgötterei getrieben; sie schildern dieselben als abergläubische, in jüdischen Vorurtheilen befangene Menschen, die, aus Mangel an Naturkenntniß, in allen, ihnen unbegreiflichen Natur-Ereignissen, Kräften und Wirkungen, nichts als Wunder erblickt hätten. Sie erklären überhaupt den Begriff des Wunders für etwas Widersinniges, eben so wie den Begriff eines Prinzips des Bösen, als welcher Wahnbegriff, erst nach der Rückkehr der Juden aus ihrem Exil, mit in ihr Land und in ihre Religion eingewandert sey. Von allen diesen Wahnbegriffen, denen sich der einsichtsvollere Lehrer nur accomodirt habe, seyen auch die Apostel angesteckt gewesen, und haben dieselben weiter verbreitet, dadurch aber Veranlassung zur Verfinsterung der Geister und zu Einschüchterung der Gemüther, zum Aberglauben, kurz zu allem dem gegeben, was man heutzutage Mysticismus, Obscurantismus, Pietismus, Supranaturalismus u. s. w. nennt. Wer aber Sinn für das Heilige hat, betrachtet Christum und die Apostel mit ganz andern Augen, als diese Leute, deren Herzen und Sinne für den Geist Gottes verschlossen sind; und was diesen ein Aergerniß und eine Thorheit ist, das ist für den, bei dem das Wort Gottes Eingang findet, heilige Wahrheit. In ihr kann er die Quelle aller früher genannten Mängel und Gebrechen nicht finden, sondern er muß sie im Menschen selbst suchen, und zwar in seinen selbstsüchtigen Leidenschaften, die selbst das Heilige zu ihrem Dienste herabziehen, und es bald zur Waffe, bald zum Deckmantel, bald zum Schreckgespenst ihrer Thorheit und Verkehrtheit machen.

Die Selbstsucht in allen ihren Gestalten ist es, welche das Reine verunreiniget und das Heil in Verderben verwandelt. Der Geist der Liebe kann keinen Haß und keine Verfolgung erzeugen; aber der Geist des Hasses findet in der Verfolgung Andersgesinnter seine Nahrung. Er legt das Wort der Liebe nach seiner eigenen Gesinnung aus, deutet den todten Buchstaben auf seine Weise, und richtet anders-Verstehende und anders-Denkende nach seiner Deutung, die ihre Wurzel in seiner Selbstsucht hat, sie erscheine nun als Herrschsucht oder als Habsucht. Diese beiden Ungeheuer sind die Erfinder des Ketzerthums, der Ketzer-Verfolgungen, und der Ketzer-Ausrottungen geworden. Ihnen verdankt das Scheusal, Inquisition genannt, seinen Ursprung. Herrschsucht und Habsucht haben die Hierarchie gegründet, und die Religionskriege angefacht. Arglistige Klugheit hat die Gewissen der gläubigen Menge in Fesseln geschlagen, Widerspenstige in den Bann gethan, Unterwürfige durch den Ablaß erlöst. Fegfeuer und Höllenpfuhl — als ob kein Erlöser auf Erden gewandelt wäre — haben die Seelen erschüttert, und alle Qualen einer melancholischen Buße, und lebenzerstörender Buß-Uebungen erzeugt. Aber die Selbstsucht ist auch auf andere Weise geschäftig gewesen, das Heilige zu verunreinigen und zum verderblichen Gift zu machen. Die Eitelkeit, diese Schlange des menschlichen Herzens, hat den Kitzel nach Heiligsprechung erzeugt, und keine Opfer sind zu groß gewesen, die man nicht diesem Götzen gebracht hätte. Einsiedeleien in Wüsten und auf Felsen, Klöster-Stiftungen und Begabungen, Mönchs-Orden der mannichfaltigsten Art, Fasten, Büßungen, Kasteiungen, Geißelungen, die ausgedachtesten Selbstmartern, alle sind, wenigstens zum Theil, Früchte der Eitelkeit. Größer dazustehen als Andere, in der Selbst-Verläugnung und in der Kraft, allem Irdischen zu entsagen, ist gar zu schmeichelhaft. Heutzutage würde die Eitelkeit freilich diesen Weg nicht wählen; im Mittelalter gab es aber, den Krieg ausgenommen, keinen andern Weg sich auszuzeichnen. Doch

auch der Eigennutz hat seinen Theil an diesen Erfindungen des menschlichen Wahnsinns: man wollte sich mit diesen Opfern das Himmelreich erkaufen. Und, gestehen wir es nur: unsere heutige Frömmigkeit, wo sie noch hier und da cultivirt wird, ist bei Vielen, die sie pflegen, auch nicht viel mehr als ein geistiger oder vergeistigter Eigennutz, besonders bei denen, für die es auf der Erde nicht viel zu gewinnen giebt, und die sich im Himmel für das hier Eingebüßte zu entschädigen hoffen. Das Reine, das Heilige, um sein selbst willen zu lieben, ist eine Aufgabe, zu deren Lösung sich Wenige erheben können. Am Wenigsten wird diese Aufgabe durch jene sentimentale Passivität, durch jene leidendliche Hingabe gelöst, welche die mystische Schule als den Kern der Religiosität betrachtet, und welche ein eben so großes Unrecht gegen die menschliche Einrichtung, als gegen den göttlichen Willen ist. Es ist eine geistige Knechtschaft, welche die Freiheit, die das wahre geistige Leben giebt, gänzlich vernichtet; eine wahre geistige Krankheit, welche nicht selten mit geistiger und leiblicher Verzehrung endiget. Vor diesem eigentlichen Mysticismus, vor diesem Versinken und Vergehen in überschwenglichen Gefühlen und Phantasien kann man nicht genug warnen. Diese ekstatische Passion liegt nicht im Geiste des reinen Christenthums; sie ist ein krankhafter Auswuchs des religiösen Lebens, welcher nicht unter die geringsten Gebrechen desselben gehört. Doch genug hievon.

§. 5.

Einmischung der Lüge in das Leben überhaupt.

Daß sich zu den mancherlei Mängeln und Gebrechen der verschiedenen Lebenskreise auch die Lüge gesellen werde, läßt sich erwarten. Wozu wäre auch die Lüge erfunden, wenn sie sich nicht in das Leben einmischen und auf das Leben wirken sollte? Wir haben sogar bereits dargethan, daß die Lüge gar nicht möglich ist, daß sie gar nicht in die Wirklichkeit eintreten kann, wenn nicht das Leben sich zu ihrer Geburtsstätte

hergiebt. Wir verstehen hier unter dem Leben das äußere Treiben und den Verkehr unter den Menschen: denn nur in dem Element der Geistigkeit, oder bestimmter, der Persönlichkeit, kann die Lüge erzeugt werden, aufwachsen, und sich ausbreiten. Wie jeder Same seinen Grund und Boden braucht, in welchem er aufgeht, blüht und Frucht trägt: so auch die Lüge. Es ist, wie gesagt, bereits dargethan worden, daß, wer da lügt, einen Andern belügen muß: denn sich selbst kann Niemand belügen, eben weil Jeder, wenn er lügt, weiß, daß er lügt, weil er seine eigene Lüge kennt, und weil, wenn Jemand seiner eigenen Lüge glauben sollte, — wie man von manchen Virtuosen in der Lüge, von Solchen, denen das Lügen gleichsam zur andern Natur geworden ist, behauptet, — er in diesem Falle eben nicht mehr weiß, daß das, was er sagt, eine Lüge ist, weil er folglich nach und nach dahin gekommen ist, die Lüge selbst für Wahrheit zu halten; als wodurch der Charakter der Lüge aufgehoben wird. Also nochmals: Niemand belügt sich selbst. Werfen wir nun einen Blick zurück auf die Mängel und Gebrechen der verschiedenen Lebenskreise, so begreifen wir ohne Mühe, wie leicht die Lüge in jeden derselben Eingang gewinnen kann. Das Böse aller Art kann ohne die Lüge eigentlich gar nicht recht fortkommen und gedeihen. Wir haben uns in lebendiger Anschauung vor Augen gestellt, wie schon in der ältesten Zeit das Familienleben von mancherlei Unordnungen und Ausartungen heimgesucht und befleckt worden ist. Wir wissen, daß dieselben im Laufe der Zeiten, wie wucherndes Unkraut, immer mehr überhand genommen haben. Die hassenswerthen Familienleidenschaften, Neid und Haß, Untreue, Habsucht, Betrug, und wie sie alle weiter heißen, sie bedürfen der Lüge zu ihrer Unterstützung, zum Gelingen ihrer Beweggründe und Absichten. Eben so im Staatsleben. Die eigensüchtigen Pläne, die falschen Versprechungen, die hinterlistigen Vorspiegelungen, mit Einem Worte, das Kunstgebäude einer falschen Diplomatik, wie wir ein solches, von Frankreichs glänzendster

Zeit aus, noch im frischen Andenken haben: wie könnte dieß alles ohne die Lüge zu Stande kommen? Nicht minder ist dieß der Fall im bürgerlichen Leben, da, wo sich in den einzelnen Verzweigungen desselben der Betrug einnistet. Der Betrug kann, ohne seine Bundesgenossin, die Lüge, gar nicht bestehen. Aber, kann man sagen: wie soll die Lüge in das wissenschaftliche, in das künstlerische Leben eindringen? Die Wissenschaft hat es ja ausschlüßlich mit der Wahrheit zu thun. Und wenn auch das Wesen der Kunst, nach Schiller's Ausdrucke, „der schöne Schein" ist, so ist dieser Schein doch aufrichtig; er will nichts anderes sein, als was er ist, und setzt seinen Ruhm darein. Dennoch, weil die Kunst, wie die Wissenschaft, sich nicht vom Menschen trennen läßt, so wie sich der Mensch wieder nicht ganz von der Selbstsucht losmachen kann, darum fließen in die wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen und Leistungen so manche unreine Motive und Zwecke ein, die ihren Erfolg nicht besser, als durch die Lüge begründen können. Wie sich dieß späterhin deutlich ergeben wird. Endlich, was das religiöse Leben betrifft, so ist zwar das echte der geschworne Feind aller Lüge; allein ist denn alles scheinbar oder angeblich religiöse Leben ein echtes? Die Geschichte, die Erfahrung aller Zeiten lehrt das Gegentheil. Und so werden wir auch das Heilige selbst, durch die Lüge befleckt und verunreiniget finden. Alles dieß nun im Einzelnen zu verfolgen und zu beurkunden, ist unsere nächste Aufgabe.

Zweites Kapitel.

Die Lüge im häuslichen Leben.

§. 1.

Charakter des unverdorbenen häuslichen Lebens.

Der ursprünglichste Lebenskreis ist auch derjenige, in welchen die Lüge zuerst eintritt. Sie erscheint also zuerst im häuslichen Leben. Der Verdorbenheit geht aber die Unverdorbenheit voraus, und nur an dieser läßt sich jene messen. Wir können uns daher nicht entbrechen, zuerst einen Blick auf das unverdorbene häusliche Leben zu werfen. Hier tritt uns nun als erster Charakterzug die echte Religiosität entgegen. Sie ist die Wurzel aller häuslichen Tugenden und alles häuslichen Glücks. Ihr Wesen ist überall und zu aller Zeit dasselbe: Anerkennung und Achtung des Heiligen, und demzufolge Reinerhaltung des Lebens von allem, was das Gewissen scheuen lehrt. In diesem Sinne ist, trotz der Verbreitung des Bösen, immer Religion d. h. Frömmigkeit auf der Erde gewesen. Zwar nicht bei allen Völkern finden wir reine Gottes-Erkenntniß, aber bei allen heilige Scheu, und ihre Frucht, die Frömmigkeit; wenn nicht bei der großen Menge, dennoch bei einzelnen, Individuen sowohl, als Familien. Wie sich Gott nirgends ganz unbezeugt gelassen, so ist auch der Same des Guten nirgends ganz zu Grunde gegangen, außer wo die Ausartung zu sehr überhand genommen. Von dieser reden

wir jetzt nicht. Wo nun Religiosität in einem häuslichen Kreise waltet, — am vollkommensten freilich, wo die reine Christuslehre die Gemüther durchdringt, — da finden wir zuerst in diesem Kreise die Liebe und den Frieden. Gatten- Eltern- und Geschwister-Liebe beseliget diesen Kreis. Alle hangen an einander; Alle sind sich gegenseitig dienstfertig und hülfreich, Alle sind einträchtig, verträglich, nachsichtig und nachgiebig. Das Geräusch des Tags und der Arbeit verscheucht nicht die Sabbat-Stille, welche in allen Herzen wohnt. Zufriedenheit ist das Loos aller Glieder des Hauses. Ein solches ruhig-reines Verhältniß läßt sich nicht ohne Sitten-Einfalt denken. Sie kennen keine übermäßigen, keine widernatürlichen Bedürfnisse; der Luxus ist ihnen fremd. Einfachheit in Kleidung und Geräthschaften, Ordnung und Reinlichkeit, ist ihr Bedürfniß und ihr Genuß: denn es ist ein Genuß, nicht viel zu brauchen, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, und alles Nöthige leicht übersehen und handhaben zu können. Mäßigkeit also und Frugalität sind hier zu Hause. Dazu ist die Zeit richtig eingetheilt. Durch alle Stunden, die der Ruhe und mäßiger Erholung ausgenommen, zieht sich eine fortgesetzte, abwechselnde Thätigkeit. Müssiggang und Langeweile kennt man nicht. Die Arbeit ist Vergnügen, und Jeder wetteifert mit dem Andern in der schönen Tugend der Arbeitsamkeit. Die Kinder lernen sie von den Eltern, die ihnen, wie in Allem so auch hier, mit ihrem Beispiele vorgehen. Geschwätz wird nicht gehört, aber wohl die verständige, die nützliche, die aus dem Gemüthe quellende Rede. Ausgelassenheit ist verbannt, aber Munterkeit und Heiterkeit ist hier einheimisch. Warum sollte sie auch nicht? Thätigkeit, Mäßigkeit, Ordnung, Leidenschaftlosigkeit bei aller Lebendigkeit des Gefühls, macht und erhält heiter; und Heiterkeit ist noch mehr als Fröhlichkeit: denn man kann nicht zu allen Zeiten fröhlich, aber wohl in jeder Stunde heiter seyn. Einen nicht geringen Antheil an dieser Heiterkeit des Familienkreises hat das sichergestellte Hauswesen. Nicht blos der tägliche Hausbedarf ist

vorhanden, sondern es bleibt noch übrig, was zur Zeit der Noth und anderweit dienen kann. Der Hausvater wirkt und schafft in seinem wahren Berufe, unverdrossen, ernst, kräftig, und folglich auch gedeihlich. Die Hausmutter waltet mit Treue und Sorgfalt; wie soll da der Hausstand nicht gedeihen? Die häusliche Sorge aber nicht zu kennen, ist eines der größten Güter des Lebens, welches das Herz leicht, und die Tage heiter macht. Hiezu kommt noch ein Glück von nicht geringer Bedeutung: es ist das Glück des Geben-könnens und des Gebens: denn Mittheilung ist göttliches Gebot und göttliche Freude. Sie ist aber von zweierlei Art. Die eine gilt den Freunden, die andere den Bedürftigen. Freunde gastfreundlich zu empfangen war ein Schmuck des patriarchalischen Alterthums; und die Gastfreundlichkeit wurde einst in einem Umfange ausgeübt, wie wir sie heutzutage nicht mehr kennen. Wie rührend ist in unserer alten, heiligen Urkunde zu lesen, wie der fromme Abraham seine Gäste empfängt, und sich beeilt, ihnen alle Bequemlichkeit und allen Ueberfluß seines Hauses angedeihen zu lassen. Eine solche patriarchalische Zeit schildert uns auch der alte Vater Homer in seiner Odyssee. Mit Geschenken sogar entließ man die Gastfreunde, und verschaffte sich so einen der edelsten Genüsse des Herzens. Unsere heutige Lebensweise hat der Gastfreundlichkeit engere Grenzen gesteckt; aber je patriarchalischer ein häuslicher Kreis überhaupt gestaltet ist, desto kräftiger gedeiht auch in ihm die schöne Frucht der Gastfreundschaft. Aber eben so die andere Art der Mittheilung: die Wohlthätigkeit gegen Arme und Nothleidende. Ein heiliger Mund sprach: „gieb dem, der dich bittet, und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will.“ Ein von echter Frömmigkeit beseelter häuslicher Kreis wird sich dieser göttlichen Mahnung nicht entziehen. Was auch den Menschen in Mangel und Noth gebracht habe: es ist genug, daß er Mangel hat und Noth leidet, um Ansprüche an den Menschen-Bruder, der da geben kann, zur Abhülfe seines Bedürfnisses zu haben. In dem echt religiösen häuslichen Kreise

weiß man also nichts von Hartherzigkeit und Kargheit, sondern man weiß, daß Geben noch seliger ist als Nehmen. Und so wird dem Hülfsbedürftigen geholfen, wo möglich nach dem Maße seines Bedürfnisses, wo aber nicht, doch nach den Kräften des Gebers, nicht blind und verschwenderisch, aber gern und willig. Dieß ist der Charakter des unverdorbenen häuslichen Lebens.

§. 2.

Charakter des ausgearteten häuslichen Lebens.

Die Religion bindet die Gemüther, und hält sie im reinen und strengen Gesetz zusammen, daß sie nicht in Ungebundenheit verfallen, und wirr und wüst, ohne Ziel und Leitstern umher schweifen. Die Religion gleicht dem Lebensprinzip im organischen Körper. Dieser behält seine Kraft und Gestalt, so lange er von jenem Prinzip durchdrungen ist. In dem Augenblick aber, wo ihm dasselbe scheidend entweicht, ist auch die Kraft geschieden, und die Gestalt geht ihrer Auflösung entgegen. So gehen Staaten unter, wenn die Religion sie nicht mehr beseelt; aber die Nähe dieses Untergangs wird zuerst in den Familien sichtbar, die sich der Religion entschlagen haben. Auf gleiche Weise zeigt sich das Absterben eines Baumes erst in den äußersten kleinen Zweigen des Wipfels, und verbreitet sich dann weiter bis zu den größeren Aesten; bis endlich der Baum kahl dasteht, um nie wieder zu grünen. Wenn also die Religion aus dem häuslichen Leben verschwindet, so werden die Bande der Liebe und der Eintracht gelöset, Leidenschaften aller Art brechen hervor, und gewinnen die Oberhand über den friedlichen, ruhigen und geordneten Sinn. Nach außen, nach der Welt und ihren Genüssen, wird das Leben gerichtet, des Ziels und Maßes wird nicht mehr gedacht, der Trieb, die Lust zur Arbeit geht verloren, Zerstreuungen und Zeitzersplitterung nehmen die Stelle geregelter und gedeihlicher Thätigkeit ein, die Unordnung reißt ein im vernachläßigten Hauswesen, die Uebelstände, die Verlegenheiten vermehren sich; endlich bricht

die Noth mit ihrem Gefolge herein, das häusliche Leben wird zerrüttet, und fällt dem Geiste der Zerstörung anheim. Vorüber ist nun alle Aussicht, alle Hoffnung auf Zufriedenheit, Glück und Gedeihen; und die Glieder der Familie gehen, jedes auf seine Weise, dem Untergange entgegen. Dieß sind die Früchte der Entfremdung von der Religion, und der allmähligen Vergessenheit derselben. Wie nun aber aus dieser einzigen Quelle alles Unheil des häuslichen Lebens hervorgehe, verdient allerdings eine nähere Betrachtung. Die Religion ist nichts Unwesentliches für das Menschenleben überhaupt, und für das häusliche Leben insbesondere. Sie ist, wie gesagt, die Seele dieses Lebens. In ihr waltet, mit ihr tritt in alle Verhältnisse des Lebens ein der Geist der Einheit, des Zusammenhaltens aller Kräfte und Bestrebungen zur Erhaltung, zur Erweiterung und Steigerung des Daseins im reinen Elemente des Geistes und der Freiheit, d. h. des wahren Lebens. Das vom religiösen Elemente erfüllte Leben gleicht der von der Sonne beschienenen Flur, auf welcher sich, durch das Licht und die Wärme des wohlthätigen Gestirns, aller Same und alle Saat gedeihlich entwickelt. Wo die Sonnenstrahlen nicht hindringen, ist auch kein Gedeihen. So wie demnach das Licht und die Wärme der Religion aus dem häuslichen Leben entweicht, tritt in den Gemüthern Verfinsterung und Kälte ein. Mit Recht rühmt der Psalmist, daß das Gesetz Gottes ein Licht auf seinem Wege sey. Wo dieses Licht verlischt, da wird der rechte Weg zum Heil und Wohlergehen nicht mehr erkannt, und der Mensch tappt im Finstern auf Irrwegen herum, welche zum Unheil und zum Verderben führen. Und wo die Liebe erkaltet, die sich allein vom heiligen Strahl des göttlichen Worts im Herzen entzündet, und Leben und Freude umher auf den Kreis der Mitgenossen des Lebens verbreitet, da, da entbrennt das irdische und verzehrende Feuer der Selbstsucht, des Zorns, des Haders, und des Hasses, und versengt und verzehrt den häuslichen Frieden, die Eintracht, das freundliche, heitere Beisammenseyn und Mit-einander-leben, und erstickt alle Keime

des Guten und Schönen. Mit Einem Worte, ist Gott und sein heiliges Wort aus den Herzen der Familien-Glieder entschwunden, da wird auch das Band des häuslichen Lebens gelöst, ein Jeder geht den Weg, auf welchen betrügliche Neigung und Leidenschaft ihn treibt, und die Ausartung aller Einzelnen des Kreises wird begründet. Der Same des Bösen geht in jedem Herzen auf besondere Weise auf, und findet keinen Widerstand in den besseren Bestrebungen und Einwirkungen der nächsten Umgebung. Alles dieß aus Mangel an Religion. Die Religion ist der Stab, welcher die Rebe verhindert, am Boden zu kriechen und saure Frucht zu bringen. Ist dieser Stab ausgezogen, so artet die Rebe aus, und wird eine Gesellin der Dornen und Disteln. So sehen wir allmählich im häuslichen Leben alles Reine und Edle verloren gehen, und dem Unreinen und Unedlen Platz machen, wenn der Anhaltpunkt der Religion verloren gegangen ist. Wir haben die einzelnen Erscheinungen dieser Ausartung bereits früher betrachtet, und können uns hier einer besonderen Darstellung derselben überheben. Uns war es hier nur darum zu thun, daß wir zeigten, auf welche Weise der Mangel dieses leitenden und belebenden Prinzips alle jene Erscheinungen herbeiführt. Jetzt ist nun weiter nichts hinzuzufügen, als, daß hiedurch auch der Lüge der Eintrit in das häusliche Leben bereitet werde. Was wir nun näher zu betrachten haben.

§. 3.

Eintritt der Lüge in das häusliche Leben.

Daß in dem ausgearteten häuslichen Leben auch die Lüge ihren Sitz aufschlage, ist leicht zu begreifen; aber ob und wie sie sich schon in das unverdorbene häusliche Leben einschleiche, möchte schwerer auszumitteln seyn. Inzwischen haben wir ja doch schon das Beispiel der ältesten Patriarchenfamilien vor uns, denen dieß begegnet ist; und wenn es je ein unverdorbenes häusliches Leben gab, so war es das patriarchalische. Es ist also kein Zweifel darüber, daß auch das noch unverdorbene häusliche Leben von der Lüge angesteckt und befleckt werden könne. Aber wie? Ursprünglich ist die Lüge dem Menschen fremd, wie so manches Andere, was er lernt, und was ihm nur durch Unterricht zukommt. Lernt der Mensch auch die Lüge? wie man Sprachen, Wissenschaften und Künste lernt? Die Möglichkeit ist nicht abzuläugnen, und die Erfahrung bestätiget die Wirklichkeit. Leute, die mit der Lüge vertraut sind, können Andere, noch Unverletzte, leicht mit diesem Laster anstecken. Es ist aber mit dieser Ansteckung, wie mit den ansteckenden Krankheiten überhaupt: sie können auch, was man sagt, von selbst entstehen, wie Scharlachfieber, Masern, u. dergl. Allein im letzteren Falle sowohl, als im ersteren wird doch eine gewisse Disposition, oder eine Anlage vorausgesetzt, kurz, eine bestimmte Empfänglichkeit, ohne welche das Afterproduct nicht entstehen würde. Doch, bleiben wir bei dem Begriff des Lernens stehen. Auch gelernt kann nichts werden, wozu man nicht eine Anlage, eine Empfänglichkeit hat. Und für das Meiste, was der Mensch lernt, ist schon der Keim, die Anlage im Menschen vorhanden, so daß das Lernmittel nur ein Erregungsmittel ist. Ist es doch mit der Religion selbst so beschaffen. Wie mit dem Guten, so mit dem Bösen; denn auch vom letzteren sagt man, vorzüglich bei Kindern: Einer lernt es von dem Andern. So ist es demnach auch mit der Lüge bewandt. Die Fähigkeit zu ihr ist gegeben: sie darf nur geweckt werden. Ja, weckt sich denn die Lüge nicht gleichsam von selbst? Haben wir nicht gesehen, wie sie schon in Kindern, ungerufen, unerregt von außen, aus der Seele hervorbricht? Wie der Instinkt die Thiere lehrt sich zu schützen, so erfindet der Mensch, auch gleichsam instinctmäßig, die Lüge zu seinem Schutz, aber leider, zum Schutz gegen das Recht, gegen die Wahrheit. Die Lüge ist, wie wir wissen, das Kind der Furcht, und zwar der Furcht vor dem Guten, die nicht Statt fände, wenn nicht das Böse begangen wäre. Wir haben das Böse, als die eigentliche Wurzel der Lüge, früher betrachtet, und rufen es hier nur als das

eine Element der ersten Lüge zurück, wie die Furcht das andere ist. Somit könnten wir uns, wie es scheint, der Frage fernerhin überheben: ob die Lüge gelernt werden könne: denn wozu braucht sie erlernt zu werden, wenn sie sich von selbst im Menschen erzeugt? Gleichwohl ist das letztere nicht immer der Fall, sondern es findet auch das Statt, was wir vorhin Ansteckung nannten. Und zwar ist dieß selbst im unverdorbenen häuslichen Leben der Fall. Nicht, als ob ein Glied der Familie das andere anstecke; denn dieß setzte ja schon voraus, daß die Lüge im Hause einheimisch wäre. Und sollten die Kinder die Eltern anstecken? die Unerfahrnen die Erfahrnen? Aber eben so wenig diese jene: denn von ihnen geht ja das religiöse Leben der Familie aus, welches der Tod aller Lüge ist. Nur von außen her also kann diese Ansteckung kommen, und zwar nicht anders als durch Verführung. Es kann dieß aber auf doppeltem Wege geschehen: mittelbar und unmittelbar. Der erste Weg ist der natürlichste, der ursprünglichste. Die Schlange betrat ihn schon im Paradiese. Sie verlockte den Menschen zur Sünde, und die Lüge kam, so zu sagen, von selbst. Ist einmal die Sünde da, so kommt auch bald die Noth, welche die Lüge hervorlockt. Nur muß der Verführer dafür sorgen, daß er auch Gegenstände findet, welche den zu Bethörenden reizen. Und dergleichen bieten sich in der Nähe und Ferne nur zu viele dar. Keine sind aber verführerischer als die, welche der böse Feind, als er zum zweiten Male, um das göttliche Werk zu zerstören, die Erde betritt, fast auf naive Art frech, dem Heilande der Menschen als Lockspeise vorhält: Macht, Ehre, Reichthum. „Dieß alles will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest." Allein des Weibes Samen zertrat der Schlange den Kopf. Und so ward jenes alte, schon im Paradiese ihr gedrohete, Wort erfüllt. Wer Anderes als der Heilige hätte die Versuchung überwunden? Darum dringt denn auch die Lüge in das häusliche Leben, sobald die Verführung zur Sünde Zugang erhält. Und wer lebt denn so abgesondert in seinem häuslichen Kreise, wer lebt

denn so ohne alles Interesse am äußeren Leben und dessen Erscheinungen, daß er nicht von diesem oder jenem Reize, der sein Inneres, wie magnetisch, berührt, ergriffen werden sollte? Schon der Dichter sagt:

„Wohl ist sie schön, die Welt; in ihrer Weite
bewegt sich so viel Gutes hin und her!"

Nun, auch Manches blos unter dem Scheine des Guten, was aber darum nicht minder reizt. Ja, im Gegentheil ist es das wahrhaft Gute, was gar nicht reizt, indem das Gebot nie einen Reiz hat, außer den, welchen es in uns erregt, es zu verletzen. Wir sind demnach stets verblendet, wenn wir uns reizen lassen: denn aller Reiz ist Verführung. Hier kann man sagen: reizt denn nicht auch die schöne Natur? nicht auch die Kunst? Allerdings, nur in einem anderen, in einem reineren Sinne. Beide, Natur und Kunst, machen keinen Anspruch auf unsere Freiheit, sondern im Gegentheil, ihr Wesen ist von der Art, daß es uns in wahrhaft freie, dem höchsten Geistigen analoge, Zustände versetzt. Hiezu kommt, daß beide von Absicht nichts wissen. Und nur wo sich zum Reize die Absicht gesellt, findet Verführung Statt. Die eigentliche Verführung geht also immer von einem persönlichen Wesen aus, wiewohl dieses gemeinhin nicht ohne Werkzeuge auskommen kann: denn selbst die Schönheit ist ein Werkzeug, indem sie nur an der Person haftet, nicht aber die Person selbst ist. So ist Geld und Gut, u. dergl. das Werkzeug der Verführung. Es liegt aber im Menschen, seine Zustände auf alle Weise zu verbessern. Was Wunder daher, wenn der Reiz dazu oft übermäßig, und die Befriedigung zur Sünde wird? Es giebt aber auch, wie gesagt, eine unmittelbare Verführung zur Lüge. Sie kommt von denen, die schon mit der Lüge und ihren Schlangenwindungen vertraut sind, und, so zu sagen, die Wege und Stege kennen, auf welchen die Lüge zum Ziele selbstsüchtiger Bestrebungen führt. Hier kann man aber zunächst fragen: was für Absichten können denn solche Lügen-Meister haben, um Andere zur Lüge zu verführen, und sie

gleichsam in die Geheimnisse derselben einzuweihen? Unmöglich können sie doch die Vortheile derer beabsichtigen, die sie zu ihren Schülern machen: denn der Vortheil Anderer liegt nie im Plane selbstsüchtiger Menschen; was doch alle Lügner sind. Gleichwohl läßt sich ein doppelter Beweggrund, und folglich auch eine doppelte Absicht dieser Verführung zur Lüge denken. Erstlich kann der Lügner den Andern, den er zur Lüge verleitet, hiedurch als Mittel zu seinen Zwecken brauchen wollen. Zweitens gewährt es verdorbenen Menschen eine Freude, wenn sie Andere nicht besser sehen, als sie selbst sind; sie mögen sie also gern zu sich herab ziehen, und zu Genossen ihrer Verderbtheit machen. Beide Bestrebungen vereinigen sich oft, und liegen der Verführung überhaupt zum Grunde. Gesetzt nun, ein solcher Verführer nahet sich einem unverdorbenen häuslichen Kreise, in welchem die Lüge aus den angegebenen Gründen noch nicht Wurzel gefaßt hat, und in welchem es auch nicht wahrscheinlich ist, daß sie sich von selbst entwickeln und Nahrung finden werde: wo, d. h. an welchem Theile der Familie, wird das Gift der Lüge wohl zuerst haften, und seine verderblichen Wirkungen verbreiten? offenbar an dem jüngern, empfänglichern, unerfahrneren. Denn es ist bereits darauf hingedeutet worden, daß die Grundstützen der Familie, der Hausvater und die Hausmutter, bewährten Sinnes sind, fest genug, um sich durch keine äußeren Veranlassungen von der geraden Bahn des Lebens abwenden zu lassen. Nicht so die heranwachsende, oder auch die bereits erwachsene Jugend. Der frische Reiz des Lebens wirkt auf lebhafte, erregbare, Knaben und Mädchen, auf die nach außen gewendeten natürlichen Triebe lebenslustiger, freudedurstiger Jünglinge und Jungfrauen. Allein es fragt sich: finden, und wie finden Verführer der genannten Art Zugang in einem durch strenge Sitte und Ordnung abgeschlossenen häuslichen Kreise? Die Erfahrung lehrt, daß dieß nur gar zu leicht geschieht, und zeigt uns auch die mannichfaltig mögliche Art, wie es geschieht. Der Fall wird selten eintreten, daß ein auch noch so streng und rein

in sich abgeschlossener häuslicher Kreis auch dergestalt abgesondert von allen äußeren Berührungen der übrigen Gesellschaft bleiben kann, daß nicht andere Menschen in nähere, wenigstens in einige, Beziehung mit demselben kommen sollten. Die Bedürfnisse der Familie selbst, der nothwendige Wechselverkehr mit Andern, welchen die Verhältnisse herbeiführen, macht, daß das Haus dem Zutritte, der Annäherung, ja der Verbindung mit andern Gliedern der Gesellschaft mehr oder weniger offen steht. Es sind Dienstboten nöthig. Das Besuchen der Lehrstunden knüpft Kinder- und Jugend-Bekanntschaften und Freundschaften. Jüngere und ältere Bekannte, Verwandte, Geschäfts-Freunde, gehen aus und ein. Die Familie selbst kann sich außer dem Hause aller Verbindung mit Andern, alles gesellschaftlichen Umgangs nicht entschlagen. Gelegenheit genug zu unreinen Berührungen, wenn die Herannahenden unrein sind. Und wie Vieles ist dieß nicht in dem bunten, vielbewegten Weltleben, auch wenn es auf den ersten Anblick nicht so erscheint; und gerade dann desto bedenklicher, desto gefährlicher. Betrachten wir nur die ebengenannten Verhältnisse etwas genauer. Zuerst Dienstboten, jüngere oder ältere, sie sind von niedrigem Herkommen; — was keine Schande ist; — aber Noth, sagt man, kennt kein Gebot. Und so werden denn dergleichen Personen, in der gedrückten Lage, worinne sich die Ihrigen befinden, oft von Kindheit auf zu Mitteln des Unterhalts, des Fortkommens, und eines, wenn auch noch so geringen, Lebensgenusses, geführt, gezogen, genöthiget, welche dem Rechts- und Wahrheits-Gefühl widerstreiten, aber dasselbe auch, vermöge der Unleidlichkeit des Drucks oder Zwanges der Nothdurft, überwinden. So gehören denn solche Menschen, zeitig genug, dem Betrug und der Lüge an. Diese haben sich in sie eingenistet, sich gleichsam mit ihrem Wesen amalgamirt, so daß ihnen nun beides, Unrecht und Lüge, wenigstens in Nothfällen, als natürlich und rechtmäßig erscheint, und sie unbedenklich, wenn die Gelegenheit drängt, davon Gebrauch machen. Andere haben es

weiter gebracht, und, besser unterrichtet, und von dem Mißcredit und den nachtheiligen Folgen des Unrechts und der Lüge überzeugt, tragen ihr tieferes Wesen, ihre eigentliche Gesinnung, nicht zur Schau; sie wissen sich durch angenommene Einfalt, Unschuld, Redlichkeit zu empfehlen, sie zeigen sich allem Unrechten, und der Lüge selbst, abhold; und so ist schon ihr angenommener Charakter eine Lüge. Nichts ist leichter zu täuschen, als eingeborne Einfalt, Aufrichtigkeit, Geradheit und Rechtlichkeit. Und so ist es denn nicht zu verwundern, wenn dergleichen Individuen, wie die geschilderten, besonders wenn sie ein empfehlendes Aeußere, und übrigens wirklich empfehlungswerthe Eigenschaften, wie Fleiß, Reinlichkeit, Nachgiebigkeit u. dergl. an sich haben, auch wegen solcher Eigenschaften durch gute Zeugnisse empfohlen sind, in sittliche Familien aufgenommen, und mit Vertrauen und Neigung behandelt werden. Gewöhnlich haben solche Naturen auch eine gewisse Biegsamkeit und Fügsamkeit; sie wissen sich in die Art und Weise des Hauses zu finden, und einen Anstrich gleicher Sitten anzunehmen; und so gelangen sie sogar bald zu einem gewissen Einflusse, den sie nicht ermangeln, auf ihre Weise zu benutzen. Ganz besonders verstehen sie die Kunst, sich bei den Kindern einzuschmeicheln und sie für sich zu gewinnen. Mährchen und Erzählungen, kleine, oft verstohlner Weise gereichte Geschenke, Liebkosungen und Schmeicheleien, wenden ihnen die Herzen der Kinder zu. Und so haben sie bald, für vorkommende Fälle, gewonnenes Spiel. Dienstboten dieser Art haben manches zu verheimlichen. Aber die Kinder sind aufmerksame und strenge Zeugen, und, was die Hauptsache ist, plauderhafte Verräther. Sie müssen also gewonnen, sie müssen unterrichtet werden, wie sie reden, wie sie auf gewisse Fragen und Erkundigungen antworten sollen, kurz, sie müssen in die Lüge eingeweihet werden. Aber es giebt besagter Maßen, der Wege mehrere, auf denen Kinder diese Weihe erhalten. Der öffentliche Schul-Unterricht, so musterhaft er eingerichtet sey, kann weder den Zutritt weniger gut gearteter

Kinder, noch auch deren Gemeinschaft mit besser gearteten verhindern. Sind jene von der Lüge angesteckt, so werden es diese über kurz oder lang auch; wie denn überhaupt Kinder das Böse eben so leicht nachahmen lernen, als das Gute; was auch bei dem angeborenen Hange des Menschen zum Bösen nicht zu verwundern ist. Alle Kinder-Streiche in Schulen haben den Reiz des Verbotenen, wozu sich der der Verborgenheit gesellt. Diesen sichert und schützt nichts leichter und bequemer als die Lüge. Es giebt in Schulen schon geübte Lügner; und vom lügen-hören, zum lügen-lernen sind nur wenige Schritte. Und so bringen die Kinder, wie manche andere Unarten, so auch die Lüge, aus der Schule mit nach Hause. Jetzt kommen die gefährlichen Jahre der Jugend heran. Auch wohlbewachte Gemüther sind von aufkeimenden Neigungen, von still aufwachsenden Leidenschaften nicht frei. Freundschaft, Liebe, ist ein dringendes, ja ein zwingendes Bedürfniß der Jugend. Und sonderbar, aber dennoch erklärbar, ist es, daß die zartesten Neigungen oft auf Gegenstände fallen, welche derselben nicht würdig sind. Wohlgestalt und einschmeichelndes Wesen vermag viel. Aber hinter der glänzenden Maske lauscht oft der Verderber. Zartere Naturen schließen sich gern an Stärkere an; aber der Stärkere ist nicht immer der Bessere. Von der Liebe noch nicht zu reden, so ist nichts hingebender, inniger, wärmer, als Jugendfreundschaft. Der Freund schließt sich dem Freunde an, zu dem er magnetisch hingezogen wird, die Freundin der Freundin. Aber der aufkeimende Jüngling, die werdende Jungfrau, in edler Sitte auferzogen, sie fühlen sich an Jugend-Verwandte gebannt, die sie für ihres Gleichen halten, und die es nicht sind, sondern deren sittliches Wesen schon der Wurm benagt hat. Es giebt nicht blos ein erfahrnes Alter, es giebt auch eine über ihre Jahre hinaus erfahrne Jugend, nicht blos im männlichen Geschlecht, auch im weiblichen. Es giebt aber Erfahrungen, welche Verstellung, List, und die Lüge lehren. Ein also Eingeweiheter berückt nur gar zu leicht das Herz dessen, der mit ganzer Seele an

ihm hängt; seine Empfindungs-Weise, seine Ansichten, Neigungen, Bestrebungen gehen, nach anfänglicher Warnung des guten Genius, nach einigem Widerstreben der besseren Gesittung, dennoch allmählich in das Gemüth des sich Anschmiegenden über. Am geliebten Gegenstande ist alles schön, oder wird doch mit dem übrigen Schönen verschmolzen und ins Gleiche gebracht. Freundschaft bringt instinctmäßig und bewußtlos Verähnlichung herbei. Ist nun der verführerische Freund der ältere, so ist sein Einfluß, seine Gewalt um so größer. So auch bei Freundinnen. Man kann sagen: werden nicht die Eltern wohlgearteter Kinder dergleichen verhüten? werden sie solche ungleiche Vereinigungen zulassen, und, falls sie, ihnen selbst unbemerkt sich gebildet, nicht trennen? Aber die heranwachsende Jugend kann nicht immer unter den Augen der Eltern seyn, und Widerspruch erregt Widerstand. Hiezu kommt, daß hier abermals der Reiz des Verbotenen eintritt, und daß die Vernunft stets gegen die Neigung Unrecht behält. Was thut man nicht, um geliebte Verbindungen zu erhalten! Und sollte es auf Unkosten der Wahrheit geschehen, es geschieht. Nach und nach gewöhnt sich das den Eltern entfremdete Wesen an Vorwände, Ausflüchte, Lügen. So beschleicht das Verderben den häuslich-sittlichen Kreis, und so erhält die Lüge ihren Eintritt. Sie weiß sich ihn aber auch noch auf andere Weise zu verschaffen. Zwingender noch, wo möglich, als die Freundschaft, zieht die Liebe. Und diese findet ihren Weg durch Schloß und Riegel. Hier schützt nicht Unschuld und Sitte, hier nicht eingewohnter Gehorsam und Pflichtleben. Der treueste Sohn, die frömmste Tochter, sie werden von der unwiderstehlichen Gewalt der Herzens-Sehnsucht, der Herzens-Neigung ergriffen. Hier heißt es: Du wirst Vater und Mutter verlassen um des Geliebten willen. Und dieses geliebte Wesen, wie oft ist es nur ein verführerisches, betrügerisches, verderbendes! Ja, die Liebe ist blind. So geht denn die bestgesittete Jugend oft blindlings ihrem Verderben entgegen. Die Gelegenheit mangelt nicht,

zu Bekanntschaften, zu Annäherungen, zu Zusammenkünften. Verschließt sich das elterliche Haus, so öffnen sich Gärten und Fluren, Concert- und Ball-Säle, Theater und — Kirchen. Aber alles dieß nicht ohne Opfer. Und so bringt denn die Noth zur Erfindung, und die Erfindung zur Lüge. Die Liebe gleicht alles aus. Und so feiert denn die Lüge ihren Eintritt in das häusliche Leben, indem sie von verschiedenen Seiten her, auf verschiedenen Stufen des Alters, und unter verschiedenen Verhältnissen, doch nie unter solchen, welche das Auge der Wahrheit nicht scheuen dürfen, das friedliche Dach des unverdorbenen Familienkreises beschleicht.

§. 4.

Herrschaft der Lüge im häuslichen Leben.

Ueberall schleicht unvermerkt die schlimme Sitte ein, und unvermerkt wurzelt sie überall tiefer. Alles Verdorbene war einmal unverdorben; aber auch das Beste kann allmählich ausarten, und wir finden dieß durch Erfahrungen in den kleinsten wie in den größten Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft bestätiget. Staat und Kirche artet aus, warum nicht auch das häusliche Leben? und nur in einem solchen kann die Lüge Herrschaft gewinnen. Wir haben bereits im ersten Kapitel dieses Theiles die Grundzüge dieser Ausartung niedergelegt, und wollen das dort gesagte hier nicht wiederholen. Doch so viel müssen wir erinnernd bemerken, daß der Verfall der Religion auch im häuslichen Leben den Verfall der Sitten nach sich zieht. Wer von jetzt an funfzig Jahre und länger zurückdenken kann, wird einen großen Unterschied in der jetzigen und damaligen häuslichen Einrichtung, und namentlich in den Grundsätzen der Erziehung finden, welcher Unterschied sich auf die Verschiedenheit der jetzigen und damaligen religiösen Ansichten und der nothwendig aus ihnen hervorgehenden Lebensweise zurückführen läßt. Vor funfzig und mehr Jahren wurden die Wahrheiten des Evangeliums noch in ihrer vollen Göttlichkeit anerkannt, und das häusliche Leben wurde noch

streng nach den Vorschriften des Weltheilandes und seiner Jünger eingerichtet. Die Früchte hiervon zeigten sich in der häuslichen Einrichtung, in der Kinder-Erziehung, und im Unterricht. Das Hauswesen war einfach, die Kleidung noch nicht der wechselnden Mode unterworfen, Gastereien fanden nur bei feierlichen Gelegenheiten Statt, die Werkeltage gehörten der Arbeit, die Feiertage dem Gottesdienst, und einfachen Familien-Freuden und Erholungen. Der Luxus fraß nicht die Ersparnisse eines arbeitsamen Lebens auf, und selbst die Dienstboten legten sich ihren Nothpfennig zurück: denn sie folgten in allen Stücken dem Beispiele der Herrschaft. Die Kinder wurden streng zur Schule und Kirche angehalten, und das erste Element des Unterrichts war die Religion, nicht eine sublimirte Vernunftreligion, welche die göttliche Offenbarung und Gnade als überflüssigen Bodensatz wegwirft, sondern der alte Christus-Glaube in seiner Reinheit und Fülle. So wuchs die Jugend, im Allgemeinen, einfach und sittlich heran, und trat in die Fußtapfen der Eltern. Allmählig aber griff das Beispiel der Freidenker und Vernünftler um sich, bis es zuletzt in die Kreise des häuslichen Lebens eindrang. Religiöser Zweifel bemächtigte sich der Geister, und religiöser Kaltsinn der Herzen; und Alles wurde anders gestaltet. Die Welt und das Weltleben wurde das Ziel des Strebens von Alt und Jung, und dieses vergängliche Leben mit seinen Vortheilen und Genüssen schloß alle Wünsche und Hoffnungen ein. Der Hang nach Unabhängigkeit, ja nach Ungebundenheit nahm immer mehr überhand, und immer häufiger wurden die Fälle, wo sich Gatte und Gattin, Sohn und Tochter, Diener und Dienerin von der Herrschaft der Treue, des Gehorsams, und der Abhängigkeit zu emancipiren suchten. Aber es konnte nur gelingen, wenn sie sich etwas zu eigen machten, was in dem Kreise des alten häuslichen Lebens streng verpönt war. Und dieses etwas ist die Lüge. Wie? man sollte nicht, ohne die Lüge, zu allem was das Herz begehrt, gelangen können? Wir wollen sehen ob dieß möglich ist.

Daß wir uns jetzt nicht mehr in dem häuslichen Kreise befinden, von welchem im vorigen §. die Rede war, und in welchen die Lüge nur von außen her, nur durch Verführung, ihren Eintritt fand, liegt wohl am Tage. Gleichwohl sehen wir hier schon die ersten Angriffe des Feindes auf die alte Veste des häuslichen Lebens. Irgend wann und wo muß das Uebel einbrechen, und am erfolgreichsten versucht es sich natürlich an der empfänglichen Jugend. Knaben und Mädchen, die von Dienstboten, von Mitschülern und Mitschülerinnen die Lüge kennen lernen, sie haben das Gelernte nicht ganz vergessen, wenn sie das Jünglings- und Jungfrauen-Alter erreicht haben. In diesem Alter tritt ihnen die Lüge wiederum nahe, in engerer Beziehung: es handelt sich um die liebsten Interessen, nur durch Umgehen, ja durch Verläugnung der Wahrheit zu erreichen. Die, denen sie sich ergaben, sind Eingeweihte in dieser Kunst; sie selbst werden gelehrige Schüler. Das Leben schreitet vor, es verschlingt, es verwickelt sich, die angeknüpften Verhältnisse lassen sich nicht lösen, wohl aber löset sich der junge Stamm vom alten los, und eine neue Generation beginnt, nicht mehr unverdorben wie die erste, wiewohl auch noch nicht völlig ausgeartet. Jedoch der Weg der Ausartung ist betreten, und so bedarf es nur der Zeit, um an das Ziel zu kommen. Auch die Natur schreitet, wie im Schaffen, so im Zerstören, nur langsam vor, und die Geschichte folgt ihr treulich nach. Auch das erste Menschengeschlecht artete nur allmählich aus, bis zuletzt die Zeit kam, wo es sich vom Geiste Gottes nicht mehr wollte regieren lassen, und in allgemeiner Fluth unterging. Auch unsere Zeitgenossen schreiten mächtig vorwärts im ungöttlichen Leben, ohne jedoch eine ähnliche Katastrophe zu fürchten zu haben: denn die, welche dem Erdkreise, nach heiliger Voraussagung, in unbestimmter Nähe oder Ferne bevorsteht, ist von anderer Art. Doch dieser Gegenstand ist uns hier fremd. Wir bleiben beim ausgearteten häuslichen Leben überhaupt stehen, und betrachten blos, wie sich die Herrschaft der Lüge in ihm entwickelt und ausbrei-

tet. Wir wissen, daß, wie der Ausgangs- und Ziel-Punkt des unverdorbenen häuslichen Lebens Gott ist, so der des ausgearteten die Welt. Was aber hier Welt genannt wird, ist, wie es wohl kaum hierüber einer Erklärung bedarf, nicht die Schöpfung Gottes, gemeinhin Natur genannt, sondern alles, was eitel, vergänglich, nichtig, und mit Einem Worte, ungöttlich ist, in diesem Namen, als seinem Inbegriff, eingeschlossen; wie denn das Wort Welt, in diesem Sinne, auch in den heiligen Schriften vorzugsweise gebraucht wird. Es ist merkwürdig zu sehen, wie in einer, der Welt gänzlich hingegebenen Familie — gleichviel aus welchem Stande — die Interessen der einzelnen Glieder auseinander gehen, und die ursprüngliche Einheit des Familienstrebens zerfallen ist. Keiner lebt mehr für den Andern, Jeder nur für sich. Das alte Band, das Band der Liebe, ist also zerrissen, und es kommt nur auf den höheren oder tieferen Stand der Weltbildung, und auf die Verschiedenheit der äußeren Veranlassungen an, wie sich die Verhältnisse der Familie zu einander gestalten sollen. Wir wollen die Familien im allgemeinen in gebildete und ungebildete eintheilen, und in Bezug auf unsern Gegenstand unsern Blick zuerst auf jene werfen. Eine Familie von Stande also, welcher es um Glanz und Anerkennung, um ein Prunk- und Schau-Leben zu thun ist, und welche keinen, ihrem Kreise gebotenen Lebensgenuß missen will, wird zunächst, wenn ihr keine außerordentlichen Kräfte zu Gebote stehen, mehr Mittel nöthig haben, als ihre Verhältnisse gewähren. Das Familien-Haupt wird zu Bestreitung der Kosten des ganzen Hausstandes, und für seine eigenen Privatbedürfnisse, fort und fort sinnen müssen, wie er Rath schaffe. Wenn die ersteren bedeutend sind, so sind die letzteren nicht geringe: denn dieser Herr ist ein leidenschaftlicher Liebhaber vom hohen Spiel. Aber er hat vermögende Freunde; er hat Credit; und bald dieser bald jener Vorwand muß dienen, die leere Casse zu füllen. Vorwände aber sind Lügen, und Vorwände werden wiederum gebraucht, um den Zahlungstermin hinauszuschieben, wann derselbe herbeigekommen ist. Es sind zwar Gelder eingegangen, aber man ist angeblich nicht bei Casse, nicht bloß für den Gläubiger, sondern auch für die Bedürfnisse des Hauswesens. Der Weinlieferant trifft ein, um ein altes Conto getilgt zu sehen; und er wird mit einem Versprechen abgewiesen, welches man nicht zu erfüllen gedenkt, in dem Augenblicke selbst, wo man es giebt. Frische Bestellungen werden aber gemacht, um den Mann bei Gutem zu erhalten. Rechnungen von Kaufleuten für die gnädige Frau und Fräulein Töchter sind eingelaufen. Einer ist vorzüglich dringend. Der Diener wartet auf dem Saale; es ist das dritte oder vierte Mal, daß er die Rechnung bringt. Der Bediente kommt mit dem Auftrage heraus, man wolle den Betrag zusenden; dieß ist aber nur eine Redensart, um den lästigen Menschen los zu werden. Der Schuhmacher, der Schneider des gnädigen Herrn und der Herrn Söhne, treffen im Vorsaale zusammen, der Sattler, der Stellmacher kommen hinzu. Alle lassen sich bei der Herrschaft melden, mit der dringenden Bitte, vorgelassen zu werden. Der Herr ist aber so eben ausgefahren, wiewohl er sich bei der frühen Tageszeit um neun Uhr des Morgens noch im Bette befindet. Sie kommen den nächsten Tag etwas zeitiger wieder. Der Herr ist unwohl, liegt zu Bett, kann Niemanden sprechen, schlürft aber behaglich auf dem Sopha seine Chocolade. Den dritten Tag hat der Herr dringende Geschäfte, liest aber mit Muße den Hamburger Correspondenten. Den vierten Tag ist der Herr verreiset, man weiß auch nicht, wann er wieder eintreffen werde. Diesesmal hat er aber wirklich dringende Geschäfte: denn er entwirft bei verschlossenen Thüren mit einem vertrauten Manne einen Plan, unter plausiblem Vorwande, Geld aus einem gewissen Fond zu ziehen. Und so sehen wir denn den Haus-Patron in seinem Thun und Treiben gänzlich auf die Lüge basirt. Wie steht es nun um die Frau des Hauses? Es ist so eben ein Jude bei ihr, an welchen sie, da ihr Nadelgeld längst zur Neige gegangen, einigen überflüssigen Schmuck, und einige kostbare Stücke aus ihrer Garderobe verhandelt.

Während dieser Zeit meldet die Kammerjungfer einen Diener aus dem Putzladen mit einer Rechnung. Die Herrschaft hat aber Migräne. Kaum ist jedoch der Handel mit dem Juden abgeschlossen, so begiebt sich die Dame im geschmackvollsten Morgenkleide zum Gemahl, und klagt ihm ihre Noth. Sie habe so eben in ihrer Garderobe nachgesehen, wie schlecht diese beschaffen sey, so daß sie genöthiget gewesen, Einiges an ihre Kammerjungfer zu verschenken. Jetzt stünden zwei Assembleen bevor, in denen sie sich unmöglich ohne ein paar neue Anzüge präsentiren könne; er möge sie doch also ja dem Démenti nicht aussetzen. „Wie, mein Kind, — sagt der Gatte, übrigens vergnügt, weil ihm so eben aus dem gewissen Fond eine Summe zugekommen — Du ließest Dir ja nur vor kurzem zwei brillante Kleider aus Paris kommen!" „Nun — ist die Antwort — ich will es Dir nur gestehen, daß ich mit beiden sehr unglücklich war. Das eine erhielt einen Fleck von einer Argant'schen Lampe, und mit dem andern blieb ich, weiß Gott wie, beim Ausgange aus dem Concertsaale hängen, und es bekam einen Riß." (Der Jude aber hatte weder Fleck noch Riß bemerken können.) „Ja, Geld habe ich nicht — erwiedert der Gatte; nimm Dir aus einer hiesigen Handlung auf Credit, was Du brauchst." Die Kleider sind da, die Assembleen vorüber. „Warum trugst Du denn gestern nicht das Perlen-Ohrgehänge? es hätte gut zum Anzuge gepaßt;" bemerkt der Gatte am Tage nach der zweiten Assemblee. „Ach, Gott, ich bin außer mir! Wie ich es aus dem Schmuckkästchen nehmen will, ist es nicht da. Nun besinne ich mich erst, daß, als wir vom letzten Souper sehr spät nach Hause kamen, ich es auf der Toilette liegen ließ. Am nächsten Morgen stand ich spät auf, dachte nicht sogleich daran; und gerade an diesem Tage zog mein voriges Kammermädchen ab. Unglücklicher Weise ist sie nicht mehr im Orte. Es ist schrecklich!" (Es war dasselbe Ohrgehänge, welches der Jude erhandelte.) So übt die Lüge ihre Herrschaft.

Was die junge Familie betrifft, so haben die Söhne, zeitig durch die Bedienten, und die Töchter, eben so früh durch die Zofe dazu eingeweiht, jene ihre ersten Probestücke in der Lüge an dem Hofmeister, diese an der Bonne gemacht. Um nur nach den Lehrstunden schnell genug ins Freie und zu den Gespielen zu kommen, stahl man sich von der aufgegebenen Arbeit weg, und ließ sie, kaum angefangen, oder halb vollendet, liegen. Wurde dann gefragt: wie steht's mit der Arbeit? so hieß es: wir sind fertig. Der nächste Morgen aber wies das Gegentheil aus. Waren im wilden Tumulte häuslicher Spiele von einem oder dem andern der jungen Schwärmer Gläser, Tassen, Spiegel u. d. gl. beschädiget worden, so wurde die Schuld auf abwesende Spielkameraden geschoben, oder hatten die jungen Herrn und Fräuleins im Garten Unheil angerichtet, so wurden die Gärtnerskinder angeklagt. War von dem jungen Näschern das Dessert u. d. gl. geplündert worden, so wurde standhaft geläugnet, und Eins oder das Andere vom Gesinde in Verdacht gebracht. Dasselbe geschah späterhin, als das Taschengeld bei weitem nicht mehr zu den steigenden Bedürfnissen ausreichte, wenn etwa der Vater oder die Mutter den Schlüssel an der Ausgabe-Chatoulle stecken lassen, und ein oder das andere Geldröllchen daraus verschwunden war, welches seinen Platz in der Tasche eines der Herrn Söhne gefunden hatte. Ueberall half die Lüge aus, und ihr Gebrauch war an der Tagesordnung.

Verfolgen wir nun diese hoffnungsvolle Jugend in ihrer Entwickelung weiter. Söhne und Töchter wachsen zur größten Freude der Eltern heran. Diese erblicken nur Gutes und Schönes an ihren Kindern, die sich wohl hüten, den Eltern ihr von verbotenen Neigungen und Trieben erfülltes Inneres sehen zu lassen. Sie sind Heuchler geworden; und Heuchelei ist die größte Lüge. Die Söhne besuchen lüderliche Orte, bleiben ganze Nächte außer dem Hause, pressen dem Vater unter mancherlei Vorwänden Geld ab, und machen Schulden, welche von Zeit zu Zeit die Mutter aus der Chatoulle des Vaters deckt. Sie gelten aber dem Vater für ordentliche junge

Leute, und wissen ihm viel von ihren Fortschritten in den Studien vorzurühmen, von denen ihre Lehrer nichts wissen. Der Eine hat die Tochter des Gärtners verführt, und als die Folgen sichtbar werden, schwört er die Thäterschaft ab. Der andere hat einer alten Tante, bei der er sich eingeschmeichelt, bei günstiger Gelegenheit Staatspapiere entwendet, und da endlich der Verdacht auf ihn fällt, schwört er sich ebenfalls los. Und so wachsen mit den Jahren auch die Betrügereien und Lügen dieser jungen Menschen, bis endlich beide, zum Todesschrecken der Eltern für das Strafgericht reif sind, der eine als Kaufmann, der andere als Soldat. Jener durch falsche Wechsel, dieser durch einen Griff in die Regimentscasse, die seiner Obhut anvertraut ist. Läugnen und Abschwören hilft hier nicht mehr; ihr Schicksal ereilt sie, und mit unauslöschlicher Schande ist ihr Leben gebranndmarkt.

Aber die Töchter des Hauses? sie sind doch die Freude und der Trost der Eltern? Keineswegs. Frühzeitiges Romanlesen, theils geduldet, theils verheimlicht, besonders in Beziehung auf eine Gattung von Romanen, welche das Herz verdirbt, indem sie die Einbildungskraft verführt, hat ihnen die Köpfe verrückt, indem es unbestimmte aber heiße Sehnsucht nach den süßen Freuden der Liebe in ihnen erweckte. Hierzu kommt der häufige, von den Eltern selbst herbeigeführte und begünstigte Besuch des Theaters und der Bälle. Welche Bekanntschaften, welche Verbindungen knüpfen sich so leicht in solcher Lage an! Auch hier ist es geschehen. Junge Wüstlinge aus guter Familie bemächtigen sich der entgegenkommenden Herzen. Die Eltern wissen nichts hievon, und es muß ihnen verheimlicht werden. Zusammenkünfte werden verabredet, bald mündlich, bald schriftlich. Trifft die Mutter die eine Tochter schreibend an, so erfährt sie, daß an eine Freundin geschrieben wird. Sie erfährt eine Lüge. Hat sich die andere Tochter zum Ausgehen angekleidet, und sich die Erlaubniß zum Besuch der Tante ausgebeten, so erfährt sie eine Lüge: denn die Geliebte hat mit dem Geliebten einen heimlichen Spaziergang verabredet. Sie ist sogar so unvorsichtig gewesen, nicht einmal auf dem Rückwege bei der Tante einzusprechen, die unterdessen bei der Mutter selbst ihren Besuch gemacht hat. Auf das: „Nun, wo bist Du denn gewesen, mein Kind?“ ist die Antwort leicht. „Ich traf die Tante nicht zu Hause, und da ich einmal im Gange war, so besuchte ich meine Freundin Cäcilie, und mit dieser habe ich einen kleinen Spaziergang gemacht.“ Sie weiß wohl, daß Cäcilie sie nicht verrathen wird: denn sie ist ihre Vertraute. So wird der, zwar nicht verbotene, — denn er ist den Eltern unbekannt, — aber doch der verstohlene, Umgang fortgesetzt, und durch eine lange Kette von Täuschungen und Lügen unterhalten. Denn jedes Zusammentreffen mit dem Geliebten verlangt einen Vorwand, und jeder neue Vorwand ist eine neue Lüge. Aber jede Lüge trägt auf eine oder die andere Weise ihre Frucht. Nach Jahresfrist verändert sich die Farbe der einen Tochter. Sie fängt an zu kränkeln. Eine Erkältung nach einem Balle trägt angeblich die Schuld dieses Uebelbefindens. Es ist aber nicht vorübergehend. Appetit und Schlaf verliert sich. Eine besondere Unruhe bemächtigt sich der Kränkelnden. Die Sache wird bedenklich; der Arzt zerbricht sich umsonst den Kopf über die Natur und die Behandlung des Uebels. Jedes Arzeneimittel scheint den Zustand nur zu verschlimmern. Endlich glaubt er auf eine Spur zu kommen, getraut sich aber kaum seine Vermuthung zu äußern. Doch theilt er sie nach einiger Zeit, da ihm die Krankheitssymptome immer begreiflicher werden, der Mutter mit. Diese ist auf den Tod erschrocken. Schüchtern wagt sie an ihr Kind eine entschiedene Frage. Aber Ströme von Thränen über einen solchen Verdacht sind die Antwort; und die zärtliche Mutter bittet ihr beleidigtes Kind nur ruhig zu seyn. Die Kranke schilt den Arzt einen Unwissenden, einen Verläumder, und dringt auf den Beistand eines andern Arztes. An die Stelle des ehrlichen Praktikers kommt ein feiner Mann voll Umsicht und Behutsamkeit. Er durchschaut den Zustand,

aber er verräth ihn nicht. Er schlägt eine Kur auf dem Lande vor. Er selbst besitzt ein Landgut, auf welches die Kranke gebracht wird. Die größte Einsamkeit wird ihr zum Gesetz gemacht; alle Besuche, selbst die elterlichen, werden eine Zeit lang verbeten. Und so geneset die Kranke wirklich, aber eines Knäbleins. Der Geliebte hatte den Arzt gewonnen. Die Wiederhergestellte kehrt heiter und unbefangen in das elterliche Haus zurück, und erzählt Jedermann mit der aufrichtigsten Miene, in welcher Gefahr sie gewesen sey, an den Folgen jener Erkältung in Abzehrung zu verfallen. Nach einiger Zeit erkältet sie sich zum zweiten Male. Allein sie erfährt einige Monate nach dieser Erkältung, daß auch ihr Geliebter erkaltet ist, und sich mit einem schönen und reichen Mädchen versprochen hat. Der Schreck über diese Nachricht hat eine zu frühzeitige Niederkunft zur Folge, und diese, mit allen Stürmen des körperlichen und Seelen-Leidens, den Tod der eingelernten Täuscherin und Lügnerin.

Die jüngere Schwester ist durch das Schicksal der älteren nicht gewitziget worden. Sie hat zwar ihren ersten Umgang aufgegeben; aber nicht, weil die warnende Stimme der Vernunft sie zur Tugend weckte, sondern weil ein neuer Reiz ihre Sinne lockte, ein neuer Zauber ihre Einbildungskraft fesselte. Ein schöner Theatersänger hat sich durch Auge und Ohr in ihr Herz gestohlen. Mit ihm in Verbindung zu kommen, seiner habhaft zu werden, wird Alles aufgeboten. Angeblich zur Erheiterung der Eltern werden musicalische Abende gehalten; der Sänger, welcher bereits in mehreren Familien Zutritt hat, und dem man sich schon einiger Maßen näherte, wird dazu eingeladen. Noch mehr. Man findet angeblich Geschmack am Singen. Der Meister des Gesanges wird zum Lehrer angenommen. Jetzt ist das trauliche Verhältniß eingeleitet, und wird sorgsam gepflegt. Er ist in öfteren Geldverlegenheiten; es muß ihm geholfen werden. Warum nicht? man lebt ja ganz in ihm. Aber woher Geld nehmen? Die reiche Tante wird in Anspruch genommen. Sie ist der neuen Secte der

Frommen zugethan. Man spielt die Fromme, man brennt vom Wohlthätigkeitstriebe. Wie viele Arme, Kranke, Nothleidende bedürfen der Unterstützung! Die Tante giebt, und giebt wieder. - Allein sie stirbt. Zum Glück vermacht sie ihren ansehnlichen Schmuck der geliebten Nichte. Diesen hat sie nicht sobald in den Händen, als sie mit ihrem angebeteten Sänger auf und davon geht.

So übt die Lüge in den höheren Kreisen des häuslichen Lebens ihre gewaltige Herrschaft aus. Der Grund eines solchen ausgearteten Familien-Lebens ruht auf der Lüge, und stützt und trägt dasselbe, bis es, unfähig sich länger auf diesem seinem Grunde zu halten, zusammenstürzt.

Werfen wir nun auch einen Blick auf das häusliche Leben in niederen Kreisen, in denen die Lüge herrscht. Wir betrachten eine arme Tagelöhnerfamilie in ihrem täglichen Thun und Treiben. Diese Menschen sind auf harte und anhaltende Arbeit angewiesen, wenn sie ihr Leben fristen wollen. Allein arbeiten im Schweiße seines Angesichts ist bitter, und Müßiggang ist süß. Jedermann sucht sich sein Leben zu erleichtern und zu erheitern, so viel als möglich. Kann man daher ohne Arbeit, oder doch mit der wenigsten Arbeit auskommen, desto besser. Wie aber? Für Leute aus dieser Klasse, wenn sie nicht vom Morgen bis zum Abend arbeiten wollen, sind nur zwei Wege offen: das Betteln und das Stehlen. Beide werden bei Menschen ohne Ehr- und Pflicht-Gefühl abwechselnd versucht, wie es die Gelegenheit mit sich bringt. Aber auch auf diesen Wegen ist nicht viel auszurichten, wenn nicht die Lüge ihren kräftigen Beistand leistet. Sehen wir aber zunächst, wie es denn im Inneren einer solchen Familie beschaffen ist, und wie sie auf das Doppelgeschäft, dem sie sich hingeben, durch ihre häuslichen Verhältnisse gleichsam schon vorbereitet sind. Der Mann ist verabschiedeter Soldat; die Frau ist Dienstmagd gewesen, und hat sich von ihm schwängern lassen. Sie hat sich jedoch einige Thaler erspart, und so heirathen sie sich denn. Sie geht auf Tagelohn aus; er auch. Allein es kommen

mehrere Kinder; die Mutter muß sie pflegen; der Vater liegt allein dem Tagewerk ob. Nun wird nicht mehr so viel verdient, als vorher. Der Sparpfennig wird dabei aufgezehrt. Hiezu kommt, daß er vom Soldatenleben her gern Brantwein trinkt, und nicht gern arbeitet. Er wechselt daher häufig die Brotherren, weil man nicht mit ihm zufrieden ist. Nun wird er mürrisch und verdrossen, die Frau zänkisch, und es giebt häusliche Kriege. In diesem ehelichen Zwiespalt, den die Kinder oft büßen müssen, wachsen diese heran in äußerster Verwahrlosung und Verwilderung. Das Hauswesen sinkt immer tiefer. Der Mann findet keine Arbeit mehr, mag sie auch nicht mehr, weil er nicht zum besten behandelt wird. Und so greift er denn nach dem Bettelstabe, zieht auf den Dörfern umher, und erlügt einen, von den Kriegsstrapazen her contracten Körper und eine gelähmte Hand. Wer würde dem rüstigen Manne ohne Lüge ein Allmosen geben? So werden denn auch die ältesten Kinder zur Lüge abgerichtet, indem sie auf die Straßen ausgeschickt werden, wo sie den vorüberziehenden Reisenden mit Heulen klagen, daß der Vater gestorben ist, und die Mutter zu Hause krank darnieder liegt. Auch diese hat ihr Lügen-Amt. Sie geht wöchentlich, den Säugling auf dem Arme, und ein Kleines an der Hand, bald nach einer, bald nach der andern der nächstgelegenen Städte, und fleht das Mitleid wohlthätiger Menschenfreunde für sich als eine arme Abgebrannte an, so wie für ihre hülflosen Kleinen, deren Versorger bei dem Brande das Bein gebrochen. Späterhin muß der Mann an der Abzehrung darniederliegen. Und so lügt sich die ganze Familie durch die Welt. Inzwischen immer nur kümmerlich, bis der Hausvater bei seinem Herumstreifen auf ein paar alte Cameraden stößt, die ein ähnliches Leben führen, neben ihrem Tagewerke aber auch ein einträglicheres nächtliches Geschäft treiben, zu dessen Theilnahme sie ihn einladen. Wo sie sich nämlich am Tage gute Gelegenheit zum Stehlen abgesehen haben, da kommen sie zur Nachtzeit wieder, und schleichen sich über Zäune und Hecken in die

Höfe, wo sie Federvieh, und selbst in die Häuser, wo sie noch andere Beute machen: Kleidungsstücke, Wäsche, auch wohl Geld. Was unser Mann zu seinem Antheile erhält, muß die Frau in der nächsten Stadt, wenn es lebt, wie Tauben, Hühner, Enten und Gänse zu Markte tragen, indem sie verlogener Weise die Höckerin spielt; oder, falls sie Kleider und Wäsche zu verkaufen hat, mit einer oder der andern Lüge zum Trödler bringen. Bald muß sie dieses oder jenes aus Noth verkaufen; bald ist ein Vetter oder eine Muhme gestorben, von denen sie dieß und das geerbt hat. Inzwischen setzt auch sie ihr Bettelgeschäft fort, schleppt sich in den Häusern Treppe auf Treppe ab; und wo sie in eine unverwahrte Küche, Hausflur u. s. w. unbemerkt einschleichen kann, da findet auch sie ihre Beute, die sie unter geschicktem Vorwande wieder unterzubringen weiß. Unterdessen wächst die junge Brut immer mehr heran, und lernt sich von Betrug und Lügen ernähren. Und selbst wenn sich die Obrigkeit ins Mittel schlägt, und die Familie ins Arbeitshaus wandern muß, so geht sie um nichts gebesserter hervor, sondern beginnt, von Noth und Gewohnheit getrieben, ihre alten Betrug- und Lügen-Künste aufs neue.

Dieses Beispiel eines auf die Lüge basirten häuslichen Lebens ist keine Fabel, eben so wenig als das zuerst dargelegte. Sondern, wo einmal Ausartung und Verderben in den Familien eingerissen ist, da sieht man in Städten und auf Dörfern, in hohen Häusern und in niederen Hütten, die Kraft und Herrschaft der Lüge auf die mannichfaltigste, aber auch freilich auf die zerstörendste Weise wirksam.

Drittes Kapitel.

Die Lüge im Staatsleben.

§. 1.

Natur des Staatslebens.

Daß das Staatsleben seine Gebrechen habe, wie jedes andere Lebensverhältniß, ist bereits im ersten Kapitel dieses Theils einleitungsweise angedeutet worden. Um aber zu begreifen, wie die Lüge in das Staatsleben eintreten könne, müssen wir die Natur dieser Gebrechen näher kennen lernen, und zu diesem Behufe die Natur des Staatslebens selbst bestimmter ins Auge fassen. Hier fangen wir nun am besten beim Einfachsten an, nämlich bei den Elementen des Staatslebens. Wir verstehen aber unter diesen Elementen nicht sowohl den äußerlichen Ursprung, als vielmehr die innerlichen Bedingungen des Staatsleben, nämlich dessen Basis und Princip. Doch wollen wir auch den ersteren nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, weil auch seine Betrachtung nicht ganz ohne Ausbeute für die Erkenntniß der Natur des Staatslebens ist. Was also zunächst die Frage nach dem Ursprunge des Staats betrifft, so läuft sie mit der, nach dem Ursprunge der Sprache, am Ende auf dasselbe hinaus. Wie es Sprachen gegeben hat seit Menschengedenken, so auch Staaten, wenigstens Staaten im weitesten Sinne, in welchem die Regierung den Begriff des Staates ausmacht. Regierungen, mögen sie auch noch

so dürftig ausfallen, finden wir zu allen Zeiten und an allen Orten. Eben so ist es mit den Sprachen. Einen Urzustand der Menschen ohne Regierung annehmen, heißt eben soviel, als einen solchen ohne Sprache. In dieser Hinsicht hat die Behauptung, daß der Staat auf einem Vertrage beruhe, nicht mehr Werth als die, daß die Sprache durch einen Vertrag, oder durch Verabredung, entstanden sey. Um eine Sprache zu verabreden, müßte man schon die Sprache in seiner Gewalt haben. Um einen Vertrag über den Staat einzugehen, müßte man schon die Bedingungen des Vertrags, nämlich gegenseitige Garantien, Rechte und Pflichten, und den Ausdruck derselben durch Gesetze, anerkannt haben, daß heißt, man müßte bereits im Staate leben. Wir haben das Beispiel an unsern jetzigen constitutionellen Staaten. Würden sie sich haben bilden können, wenn man nicht schon vorher im Staate gelebt hätte? Das Resultat ist: daß sich durch Vertrag wohl Modificationen und Verbesserungen, eben sowohl im Staate, als in der Sprache, machen lassen, über die man sich vereiniget und verträgt, daß dieß aber nur auf der bereits vorhandenen Basis des Staats und der Sprache geschehen kann. Nun aber erhebt sich die neue Frage: woher denn Sprache und Staat, wenn nicht durch Vertrag? Hat denn etwa der Schöpfer den Menschen die erste Regierung und Sprache besorgt und fir und fertig gemacht, ohngefähr, wie er ihnen, nach unserer heiligen Urkunde, die ersten Kleider aus Fellen machte? Ja, ganz auf dieselbe Weise. Dieß soll kein Scherz seyn. Derselbe Genius, welcher den Menschen Leibschürze aus Thierfellen verfertigte, gab ihnen auch die Sprache und die Regierung oder den Staat. Es ist der Genius, welcher im Menschen denkt, und aus ihm spricht, und wirkt und schafft. Mit anderen Worten: der Mensch ist für Sprache und Staat, wie für die Kunst, wie für die Religion, geboren und organisirt. Alles dieß entwickelt sich mit Nothwendigkeit aus ihm, und treibt und wächst aus ihm hervor, wie die Blätter aus den Knospen der Bäume hervorbrechen und sich entfalten und

ausbreiten. Freilich entwickelt sich Alles dieß aus dem Menschen nur allmählich, und ist zum Theil dem Spiele seiner Freiheit überlassen; weshalb auch die ersten Anfänge, wie in den Künsten, so auch in den Sprachen und Regierungen, noch einfach, ja, noch roh und unbehülflich sind: aber darinnen zeigt sich eben der Mensch, daß es ihn immer weiter, und nach der Vollkommenheit hin treibt. In der Natur ist alles fertig, zweckgemäß, vollkommen, im Menschen aber nichts. Es ist daher einerseits ein betrübender, auf der anderen Seite aber auch wieder ein erfreulicher Anblick, wenn wir in der Cultur-Geschichte des Menschen sehen, wie er oft so vieles wieder verdirbt, was er schon recht leidlich zu Stande gebracht hatte, wie er so manche alte und löbliche Einrichtung, gleich altem Töpferzeuge, zerbricht und wegwirft, ohne sogleich an deren Stelle etwas besseres setzen zu können, wie er aber, durch Mangel und Bedürfniß getrieben, zwar nicht das alte wieder erschafft und hervorruft, aber doch bemüht ist, etwas den jetzigen Umständen und seinen dermaligen Zuständen angemessenes zu erzeugen, was nach und nach, und stufenweise sich besser und besser gestaltet. Dieses Bauen und Einreißen und wieder bauen, wie es uns in der Geschichte der Künste und Wissenschaften entgegentritt, so auch in der Geschichte der Staaten. Zwar sind es nicht die alten orientalischen Staaten, an denen wir dergleichen Veränderungen gewahr werden; im Gegentheil scheinen diese alle nach einem und demselben Typus geformt, nämlich dem Despotismus, und haben eben in diesem Charakter etwas stereotypisches. Wiewohl sie uns auch wieder zu fern liegen, als daß uns ein Blick in ihre innere Entwickelung und Verwandlung vergönnt wäre. Allein dagegen haben wir eine desto hellere Einsicht in die Staaten des Occidents, die auch alle mehr oder weniger den eigentlichen Charakter des Staats, d. h. der freien Regierung, an sich tragen, da hingegen die orientalischen Regierungen bis auf den heutigen Tag, in dieser Hinsicht, nicht Staaten, sondern nur Reiche zu nennen sind. Wenn demnach die orientalischen Staaten gleichsam nur wie Naturproducte hervortreten

und zwar bald als Riesenpflanzen, bald als Riesenthiere, wie sie im Orient zu Hause sind: so sind die des Occidents offenbar mehr ein Werk des künstlerischen Schaffens, Kunstgebäude, die einmal über das andere eingerissen, und in veränderter Gestalt wieder aufgebaut werden. Die verschiedenen sogenannten Regierungs-Formen, wie im Alterthume, so im Mittelalter, und in der neuen Zeit, geben die Belege hiezu, und den augenfälligsten Beweis, daß der Mensch, auch im Staats-Verhältniß, etwas Höchstes und Vollkommenes zu suchen und zu erstreben bestimmt und berufen ist. Es war nicht bloßer Wankelmuth, nicht bloßer Ueberdruß des Alten, nicht bloße Neuerungssucht, was, namentlich in Griechenland und Rom, bald die monarchische, bald die democratische, bald die aristocratische Regierungs-Form hervorrufte: sondern es waren Künstlerversuche ganzer Völker, sich zur kräftigen und schönen, sich zur vollendeten Gestalt zu bilden. Es muß demnach ein Organisationstrieb, wie in der Natur überhaupt, so auch in der Natur der Völker liegen; und wenn wir diesen Trieb bei einigen noch nicht erwacht, bei andern wie ausgestorben finden, so ist dieß dort der geistigen Kindheit, und hier dem geistigen Greisenalter zuzuschreiben, welchem Völker, wie Individuen, mit gleicher Nothwendigkeit entgegengehen. Jedes Volk aber, in welchem noch kräftiges Leben ist, ist auch von jenem Triebe bewegt. Auch ist derselbe nicht etwa ein blinder und zweckloser Trieb, sondern er hängt mit den Bedürfnissen und Bestrebungen der Menschennatur überhaupt zusammen. Wie dem Einzelnen an seiner Selbsterhaltung, Sicherheit, Freiheit und Wohlhäbigkeit gelegen ist, so auch ganzen Menschen-Vereinen, sie mögen nun bereits zu Völkern herangewachsen seyn, oder sich noch in den engeren Grenzen des Stammes befinden, oder gar nur erst eine in sich selbst erstarkende Familie ausmachen. Die letztere enthält, nach früherer Betrachtung, den Ursprung des Staatslebens überhaupt, und zugleich den Keim des Princips, ohne welches kein Staat gedacht werden kann, nämlich den Keim der Regierung. Dieses Prin-

cip ist gleichsam die Are, um welche sich das ganze Staatsleben bewegt, die äußere Gestalt desselben möge seyn welche sie wolle. Auf dieses Princip haben wir denn nun auch alle Aufmerksamkeit zu richten, wenn wir die Natur des Staatslebens klar erkennen und gründlich begreifen wollen.

Wenn Selbsterhaltung, Sicherheit, Freiheit, Wohlhäbigkeit gemeinsame Bedürfnisse sind, ohne deren Befriedigung das Staatsleben untergeht, deren Befriedigung also die Basis desselben ausmacht: so hat es mit dem Princip des Staatslebens eine ganz andere Bewandtniß. Zwar bedarf der Staat allerdings der Regierung, ohne welche er in sich selbst zerfiele; geht doch sogar sein Begriff in dem der Regierung auf, so, daß ein Staat ohne Regierung überhaupt ein Unding ist. Allein das Regieren, dessen Erscheinung und Wirkung eben die Regierung ist, ist kein passives Bedürfniß, zu dessen Befriedigung ein Jeder getrieben würde, wie etwa zur Selbsterhaltung: sondern es ist ein Act, eine fortwährende Wirksamkeit der Intelligenz und Thatkraft, die von einem ganz eigenthümlichen Triebe ausgeht, den wir den Herrschertrieb nennen können. Dieser Trieb entspringt aus eingeborner Kraft, und ist daher nur das Eigenthum einzelner, vorzüglich begabter Naturen. Die vereinigte Menge muß solche Einzelne erzeugen, wie der Bienenschwarm seinen Weiser erzeugt, der das Ganze in Einheit zusammenhält: denn das Ziel der Regierung ist eben das Zusammenhalten und die Einheit. Daher müssen solche Regierende schon mit dem Beginn der Vereinigung vorhanden seyn: denn ohne Einheit ist keine Vereinigung denkbar. Bei dem Anfange aller Menschen-Vereine scheint die Natur selbst für diese Einheit zu sorgen, und zwar in der väterlichen oder patriarchalischen Autorität und Gewalt. Ist aber einmal ein Stamm erzeugt, so reicht diese Gewalt nicht mehr aus, und es treten die Herrschernaturen hervor, die sich aber das Recht der Regierung streitig machen, welches dann dem Ueberlegensten zugesprochen wird. Inzwischen ist es nicht nothwendig, daß Einer regiere; aber die Einheit ist

nothwendig. Eine wesentliche Bedingung jedoch dieser Einheit ist die Unterwerfung der Menge unter dieselbe, oder der bürgerliche Gehorsam. Das Regieren und überhaupt das Herrschen ist ohne Gehorsam nicht denkbar, und eben so der Gehorsam nicht ohne Herrschaft oder Regierung. Aus diesem natürlichen Wechselverhältnisse entspringen aber im Staatsleben die mannichfaltigsten Bewegungen und Reibungen. Man kann sie mit Einem Worte Kämpfe nennen. Und zwar sind diese Kämpfe von doppelter Art; beide Arten entspringen aber aus der menschlichen Individualität. Denn so wie es in der Menge immer Mehrere giebt, welche herrschen wollen, so giebt es in derselben Menge wieder sehr Viele, welche nicht gehorchen mögen. Daher der doppelte Kampf um die Herrschaft und um die Freiheit, oder besser Ungebundenheit. Der Kampf um die Herrschaft ist der Kampf Einzelner; der Kampf um die Freiheit ist der Kampf der Masse. Das ist nämlich das Unglück des Staatslebens, daß Willkühr und Zwang die Elemente desselben verunreinigen. Nothwendigkeit ist nicht Zwang; und die Regierung ist nothwendig. Wenn aber des Herrschers Willkühr in die Regierung eintritt, so wandelt sich die Nothwendigkeit in Zwang um, welcher wieder von der andern Seite die Willkühr hervorruft. Oder mit andern Worten: der Despotismus weckt die Empörung oder die Revolution. Gemeinhin aber zieht die Revolution wieder den Despotismus nach sich. Wir haben ein nahe liegendes Beispiel an der, noch nicht beendigten, französischen Revolution. Hätte nicht die Willkühr der alten Machthaber Frankreichs das Land gedrückt und ausgesogen, so würde sich die Menge nicht empört haben. Und hätte nicht die Willkühr der Menge Gesetz und Ordnung mit Füßen getreten, so würde kein Zwingherr, nur von anderer Art als die früheren, die Zügel der Regierung haben ergreifen können. Die Natur des Staatslebens also verlangt Regierung, aber sie duldet weder Willkühr noch Zwang. Nun ist bereits gesagt worden, und es ist bekannt genug, daß die Regierung nicht eben an eine Person gebun-

den zu seyn braucht, wenn sie nur Einheit zum Ziel hat. Aber das ist es eben, daß man dieses Ziel, und hiemit die Natur des Staatslebens so lange verkannt, und statt auf das Wesen der Regierung zu blicken, sein Augenmerk blos auf die Regierungs-Formen gewendet hat, als ob das Heil der Staaten an sie geknüpft wäre; wiewohl die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß ein Staat eben so gut in der democratischen und aristocratischen, als in der monarchischen Regierungsform gedeihen kann, nur daß die Individualität der Staaten bald der einen, bald der andern Regierungsform günstiger ist. Nicht also in der Regierungsform beruht die Vollkommenheit und das Gedeihen des Staats, sondern darinne, daß die Regierungsform auf den wahren Zweck der Regierung gerichtet ist. Diesen haben wir nun, als die echte Norm des Staatslebens enthaltend, näher ins Auge zu fassen, ehe wir die Abnormitäten desselben, und unter diesen vorzugsweise die Lüge betrachten.

§. 2.

Norm des Staatslebens.

Es ist bereits so viel über den vollkommenen Staat, ohne Erfolg gedacht, gedichtet, und experimentirt worden, daß nicht blos die Ausführung seiner Idee, sondern sogar diese Idee selbst, fast unter die Rubrik der Quadratur des Zirkels oder des perpetuum mobile gestellt werden möchte. Gleichwohl ist die Norm des Staatslebens — denn diese ist doch mit jener Idee gemeint — kein überflüssiges Gedankenspiel, sondern eine unabweisbare Aufgabe, auf deren Lösung der früher genannte Organisationstrieb, nicht willkührlich, sondern nothwendig, zu allen Zeiten hingestrebt hat. Ist es nun jedem Staate um Organisation zu thun, wie sich nicht abläugnen läßt: so muß auch das Organisationsgesetz in die Staatsbewegungen eintreten und dieselben leiten. Dieses Gesetz ist aber, besagter Maßen, kein anderes als das der Einheit: denn nur dadurch lebt und besteht ein organisches Wesen, daß Einheit alle Glieder desselben durchdringt, und sie in wechselseitiger Beziehung erhält. Nochmals also: die Norm des Staatslebens ist Einheit, und nichts anderes. Nun ist aber der Staat kein bewußtloser Organismus, und noch weit weniger, nach einem immer noch zu häufig beliebten Ausdrucke, eine Maschine. Mit welchem Namen sollen wir nun die Einheit im Staate, als die postulirte Norm desselben, die allerdings etwas der organischen Einheit analoges, aber doch mehr noch als etwas blos organisches ist, bezeichnen? Es giebt keinen andern Namen für diese Einheit, welche noch über die Natur-Einheit, oder über das blos organische Leben erhaben ist, als den Namen Vernunft, oder noch bestimmter: Geist; denn der Geist ist es, welchen die Vernunft vernimmt. Und so wäre denn der Begriff, oder die Idee, des Geistes, der strengste und wahrhafteste Ausdruck für die Norm des Staatslebens. Der Staat soll im Geiste leben, oder der Geist soll das Princips des Staatslebens seyn. Dieses widerspricht keineswegs dem früher für dieses Princip gebrauchten Ausdrucke „Regierung": denn Regierung ist eben nur durch den Geist, d. h. durch Intelligenz und Willen, möglich, und zwar nicht durch eine Sonderung von Intelligenz und Willen, sondern nur durch ihre innige Vereinigung. Hiemit fällt ein Verdacht weg, den man leicht auf die von uns aufgestellte Norm des Staatslebens werfen könnte, nämlich der Verdacht eines überschwänglichen, über die Grenze der Menschheit hinausragenden Princips, welches kein anderes als die Gottheit selbst ist, so, daß man versucht werden möchte, zu glauben, wir wollten als Norm des Staatslebens eine theocratische Regierungsform aufstellen. Nichts weniger als dieses: denn Intelligenz und Wille, wenn auch nicht in steter Vereinigung und Einheit, sind ja das Attribut der Menschheit überhaupt, nämlich der menschlichen Persönlichkeit. Mit diesem Ausdrucke ist die Bedeutung des Geistes, wiefern er als Princip des Staatslebens wirken und regieren soll, auf das bestimmteste ausgesprochen. Kurz, was das Leben des einzelnen Menschen beherrscht, oder beherrschen soll, das Princip oder Gesetz der Persönlichkeit, dieses soll auch das Staatsleben beherrschen. Und so liegt der

Begriff der Einheit des Staatslebens klar und deutlich an der Hand. Die Einheit des Staats soll eine persönliche Einheit seyn. Und ist sie dieß nicht, wenigstens ihrer Idee nach? Hat man nicht schon seit geraumer Zeit den Staat eine moralische Person genannt? Freilich hätte man den Ausdruck richtiger stellen, und den Staat eine allgemeine Person nennen sollen im Gegensatz gegen jede individuelle Person. Denn das Beiwort „moralisch" ist überflüssig, indem eben die Moralitätsfähigkeit (Intelligenz und Willen) das Wesen der Persönlichkeit ausmacht, und man mit Unrecht der moralischen Person die physische entgegenstellt, welche ein Unding ist, eine contradictio in adjecto. Man hat sich aber nur im Ausdrucke vergriffen, und durch einen logischen Fehler dem Begriffe der „individuellen Person" den der „physischen Person" substituirt. Hievon abgesehen, — dieser Fehler kann aber nicht oft genug urgirt werden — ist und bleibt der Staat so gut Person als das Individuum, und steht unter gleichem Gesetz. Hiedurch verbreitet sich nun ein helles Licht über alle Verhältnisse des Staats, und über das gesammte Staatsleben. Das Staatsleben ist ein großes, ein allgemeines persönliches Leben, welches durch das Gesetz der Persönlichkeit regiert werden soll. Nun ist aber das Gesetz der Persönlichkeit das Gesetz der Freiheit: denn dieses ist das Gesetz des Geistes. Der adäquate Ausdruck für die Norm des Staatslebens wäre also der einer „freien Regierung." Und diese kann eben so wohl in monarchischen, als in democratischen und aristocratischen Verfassungen Statt finden. Nur Mißverständniß und Mißbrauch hat gemacht, daß man wähnte, bald die monarchische Form, bald die aristocratische, bald die democratische, sey mit einer freien Regierung unverträglich. Nein! die Schuld liegt nicht an der Form, sondern daran, daß in irgend eine der genannten Formen der Charakter, der Geist der freien Regierung nicht eingegangen ist. „Wo der Geist ist, da ist Freiheit;" und jede Form ist nur ein Gefäß für den Geist. Allein was ist denn unter freier Regierung zu verstehen? nur eine solche, welche die Personen,

und ihr unverletzbares Wesen, nämlich die Freiheit, nicht blos achtet, sondern auch schützt, aufrecht erhält, und in ihren Zwecken fördert. Thut die Regierung das Gegentheil, achtet und schützt sie die Freiheit der Personen nicht, sondern unterdrückt sie dieselbe, so ist sie despotisch. Dieß hebt aber den Begriff des Staats auf: denn der Staat, selbst Person, wiewohl allgemeine, universelle, hat auch alle Pflichten der Person auf sich, wiewohl auf der andern Seite auch alle ihre Rechte. Jede Verletzung der Persönlichkeit überhaupt ist eine Verletzung seiner eigenen Persönlichkeit. Diese kann aber nur von Personen verletzt werden; und der Staat hat es auch nur mit Personen zu thun. Bedarf dieß eines Beweises? Die Thiere können keinen Staat eingehen: sie sind keine Personen. Kinder können keinen Staat errichten: sie sind noch nicht zur Persönlichkeit gereift. Wahnwitzige, Wahnsinnige, Blödsinnige haben aufgehört, mitwirkende Glieder im Staate zu seyn: denn sie haben den Gebrauch, ja das Bewußtseyn ihrer Persönlichkeit verloren. Nur wer des Bewußtseyns, und des von ihm abhängigen freien Willensgebrauchs Meister, ist ein Glied des Staats, und kann und soll ein solches seyn. Nur solchen giebt der Staat Gesetze, und nur solchen rechnet er die Uebertretung der Gesetze an. Aber Gesetze wozu? zur Sicherung ihrer und aller Persönlichkeit. Zu dieser gehören aber eben so wohl die Güter des Lebens, als Leib und Leben selbst: denn alles dieß gehört zu den Bedingungen, unter denen die Persönlichkeit auftreten, sich behaupten, und ihre Zwecke verfolgen kann. Der höchste Zweck der Persönlichkeit ist sie selbst, und ihre eigene Erhaltung. Man setze, der höchste Geist sey selbst Person; würde er auf seine eigene Vernichtung ausgehen können? also umgekehrt müßte er auf die Erhaltung seiner Persönlichkeit ausgehen, so heilig, so unverletzlich ist diese geistige Wesenheit! Es ist also nicht zu verwundern, daß es kein höheres Gesetz im Staate giebt, ja daß der Kern aller Gesetze in dem Einen eingeschlossen ist: Niemandes Persönlichkeit zu verletzen. In der Aufrechterhaltung der allgemeinen Persönlichkeit

besteht die Gerechtigkeit. Nur die Gerechtigkeit straft; d. h. sie gleicht die Verletzung der Persönlichkeit, die nichts anders als Beschränkung derselben ist, durch Gegen-Beschränkung der verletzenden Person aus. Dieß ist der wahre Begriff der Strafe. Man hat einen ganz falschen Begriff vom Staate, wenn man sich die Gerechtigkeit nur als eine Art von Mittel denkt, um die rein individuellen Zwecke der Menschen zu fördern. Gerechtigkeit ist die Seele des Staats, die Wächterin für seine Existenz, die Rächerin der ihm zugefügten Verletzungen. Nur darum ist die Gerechtigkeit der Einzelnen wegen da, weil die Einzelnen dem Ganzen angehören, weil sich an sie die Integrität des Staats anschließt. In Einer Person ist der ganze Staat verletzt: denn das Wesen der Persönlichkeit ist überall dasselbe. Darum heißt es im Staate, wie in der Schrift: „So ihr ärgert der Geringsten Einen, das habt ihr mir gethan." Eine geistvollere Beziehung auf das Staatswesen, gleichsam als auf das irdische Reich Gottes, giebt es nicht: denn den Staat vom Geiste trennen, heißt den Leib von der Seele trennen. Und gleichwohl, wie oft geschieht dieß! Wie oft spricht man blos von einem Staatskörper, als ob ihm keine Seele einwohnte, sondern er allein das Wesen des Staats ausmachte! Freilich, in solchem Falle giebt es auch Rechte ohne Recht, Gesetze ohne Geist, Zurechnung ohne moralischen Bezug, und Strafen, als sinnliche Uebel. Auf solche Weise liegt unsere Criminaljustiz noch im Argen. Leider ist es noch ein ganz niedriger, um nicht zu sagen, verwerflicher, Gesichtspunkt, von welchem aus man den Staat auffaßt. Man stellt das selbstische Interesse mit allen seinen Bedürfnissen an die Spitze der Staatszwecke, und macht so den Staat zu einem gemeinen Diener gemeiner Bestrebungen. Aber nicht das Gemeine, sondern das Allgemeine, das Eine, das Höchste ist das Ziel des Staats und seiner Wirksamkeit, wiewohl ihm auch das Niedrigste hoch gilt, wiefern es ein persönliches ist, und wiefern sich die Idee der Gerechtigkeit, als der Bewahrerin der Persönlichkeit daran knüpft. Aus allem

diesen folgt, daß eine freie Regierung und eine gerechte Regierung Eines und Dasselbe ist; und man könnte am Ende eben so gut sagen: die Norm des Staatslebens ist die Gerechtigkeit, wie man sagen kann: die Norm des Staatslebens ist die Freiheit; denn beides geht in dem Begriffe der Persönlichkeit auf. Kurz, die Persönlichkeit ist im Staatsleben Alles in Allem; und um es mit Einem Worte auszusprechen: der Staat ist das Reich der Persönlichkeit. Jedoch, sind wir nicht aus unserm anfangs festgesetzten Begriffe der Norm des Staatslebens gefallen? Sind denn die Begriffe, Gerechtigkeit und Freiheit, mit denen wir so eben die Norm des Staatslebens bezeichneten, mit dem Begriffe der Einheit einerlei, welcher uns zu Anfange diese Norm bezeichnete? In dem Gebiete der Persönlichkeit allerdings: denn nur wenn die Person gerecht ist, ist sie frei; und nur wenn sie frei ist, behauptet sie ihre Einheit im Reiche des Geistes. Einheit herrscht nur in dem Staate, in welchem Gerechtigkeit und Freiheit herrscht, in welchem Jeder vor dem Gesetze gleich gestellt ist. Der Staat, in welchem dieses geschieht, ist der vollkommene Staat, möge seine äußere Form seyn, welche sie wolle. Und um nur noch Eines hinzuzufügen: nur in der Einheit ist Wahrheit, wie in dem Gebiete der Natur, so in dem des Geistes; und daß der Staat dem Gebiete des Geistes angehört, ist erwiesen. Ein gerechter, ein freier Staat, ein Staat von der Einheit durchdrungen, ist auch ein Staat, welcher in seinen Verhältnissen durch und durch wahr ist. Es folgt hieraus, daß, in dem Maße wie die Norm aus dem Staatsleben entweicht, auch die Wahrhaftigkeit aus den mannichfaltigen Kreisen der Staats-Persönlichkeit verschwindet. Betrachten wir demnach zunächst die Haupt-Abnormitäten des Staatslebens: sie zeigen uns den Weg, den die Lüge nimmt, um die Wahrheit, die Einheit, die Freiheit, die Gerechtigkeit des Staatslebens zu vernichten, kurz, um dem wahren Princip des Staats falsche Principien unterzuschieben.

§. 3.

Abnormitäten des Staatslebens.

Montesquieu, der hochgefeierte, in seinem berühmten Werke über die Gesetze, gehört auch unter Die, welche die Regierungsformen für das Wesen des Staatslebens halten, und er bestimmt nach diesen Formen das Princip der Regierung, welches nun eben so verschieden ausfällt, als diese Formen selbst verschieden sind. Es ist dieß ein Grund-Irrthum, von dem er ausgeht, und dieser Irrthum umwindet, wie eine Schlingpflanze, den ganzen Organismus seines Werks, und saugt ihm das Mark der Wahrheit aus. Es ist auch nicht schwer, dem Grunde dieses Irrthums auf die Spur zu kommen. Montesquieu macht die Geschichte zur Basis seiner Entwickelung des Geistes der Gesetze. Die Geschichte zeigt uns aber nur was da ist, nicht was seyn soll, keine Norm, kein Princip, kurz nicht den eigentlichen Geist, weder der Regierung noch der Gesetze. Dieser kann nur aus der Vernunft hervorgehen; und, ist er gefunden, — wie wir ihn denn ausgemittelt haben, — so ist er das Criterium, der Maßstab, nach welchem das Staatsleben in seinen verschiedenen Stellungen beurtheilt und gemessen werden muß. Geschieht dieß aber, so erscheint ein ganz anderes Resultat, als das von Montesquieu gewonnene. Dieser folgert nämlich also. „In der Geschichte sind republicanische, (democratische und aristocratische) monarchische, und despotische Regierungen gegeben. Diese, um sich zu verwirklichen und zu bestehen, müssen einen Grund haben, und dieser Grund ist ihr Princip. Nur die Republik hat ihren Grund in der Tugend, nämlich in der politischen des Patriotismus; die Monarchie hat ihn in der Ehre, und der Despotismus in der Furcht. Tugend also, Ehre und Furcht, sind die drei Principien der verschiedenen Regierungen, und folglich auch ihrer Gesetze. Ein anderer Geist beseelt also die Gesetze der republicanischen Regierung, eine anderer die der monarchischen, ein anderer die der despotischen, die nicht sowohl Gesetze, als Befehle sind." Hier heißt es aber: Irrthum an allen Ecken. Erstlich, um von der despotischen Regierung anzufangen, so giebt Montesquieu selbst zu, daß sie, in Bezug auf Gesetze, nicht in Betracht kommen kann: denn die Willkühr und der Zwang des Despoten begründet keine Gesetze. Sodann kann auch die Furcht nicht als das Princip der despotischen Regierung gelten: denn sie ist nur Mittel zum Zweck; das Princip aber muß den Zweck enthalten. In Hinsicht auf diesen hat schon Helvetius gegen Montesquieu die sehr richtige Bemerkung gemacht,*) daß in den asiatischen Staaten das Princip der Despoten sehr häufig der Ruhm, folglich die Ehre war. Folglich gilt dieses Princip nicht blos für die Monarchie. Aber auch für diese ist die Ehre nicht das eigentliche Princip, sondern wie die Furcht in despotischen Reichen, nur ein Mittel, und zwar ein Mittel, die Großen des Reichs an den Monarchen zu fesseln. Zweitens, was die republikanischen Staaten betrifft, so möchte sich der Patriotismus schwerlich als ihr Princip nachweisen lassen: denn die größten Republiken: Rom, Venedig, und eine Zeit lang Frankreich — den Patriotismus in allen zugegeben — gingen doch alle von einem andern Princip aus: Rom von dem der Eroberung, Venedig von dem der Handelsherrschaft, und Frankreich von dem der Freiheit und Gleichheit. Selbst die große noch bestehende nordamerikanische Republik, geht sie vom Princip des Patriotismus aus? nein, von dem der Unabhängigkeit. Hiezu kommt, daß der Patriotismus nicht sowohl eine Tugend, als vielmehr ein Interesse ist, welches in seiner Art eben so selbstisch werden kann, als jedes andere. Montesquieu giebt uns also theils keine, theils falsche Principien; was wir ihm aber verdanken, sind Fingerzeige zu den Abnormitäten des Staatslebens: denn er ermangelt nicht, uns überall die Quellen des Verfalls der Regierungen anzuge-

*) Oeuvres complètes de Montesquieu. A Basle. 1799. Tome premier. Livre III. Chap. VIII. p. 137. note 9.

ben.*) Merkwürdig sind hierüber seine Eingangsworte: „Das Verderben jeder Regierung beginnt fast immer mit der Verderbniß ihrer Principien.“ Wenn nun aber diese Principien selbst nichts taugen? Auf diese Weise ist der Untergang der Staaten, die von einem falschen Princip ausgehen, schon in ihrem Keime gegeben. Ueber die Ausartung des Princips der Democratie sagt er folgendes. „Das Princip der Democratie artet aus, nicht nur wenn der Geist der Gleichheit verloren geht, sondern auch wenn das Streben nach Gleichheit auf das äußerste getrieben wird, d. h. wenn Jeder denen gleich seyn will, die er zu seinen Führern bestellt hat.“ Hier sehen wir das Streben nach Unabhängigkeit, welches in das nach Ungebundenheit übergeht; demnach grenzenlose Selbstigkeit, und zwar in der Form des Uebermuths; wie Montesquieu selbst bemerkt. Wer erkennt hier nicht die Geschichte der französischen Revolution! Ferner: „Die Aristocratie artet aus, wenn die Macht der Edlen zur Willkühr wird. Denn sobald diese die Gesetze nicht mehr beobachten, werden sie zu eben so vielen Despoten.“ Abermals Selbstigkeit, nur eine Stufe tiefer. Venedig's Geschichte! Ueber die Monarchie sagt Montesquieu die inhaltschweren Worte: „Sie artet aus, wenn der Fürst, Alles einzig auf sich beziehend, den Staat an seine Hauptstadt, diese an seinen Hof, und diesen an seine Person bindet.“ Dann heißt es allerdings: der Staat, das bin ich! Einen grenzenloseren Egoismus giebt es aber nicht. Nun noch ein eben so treffliches Wort über die Verderbniß despotischer Staaten. „Das Princip der despotischen Regierung ist im immerwährenden Verderben begriffen, weil es seiner Natur nach schon ein verderbliches ist.“ Wir setzen nur noch hinzu: dieß ist der Fall mit jedem falschen Princip. Legen wir nun den Maßstab der Gerechtigkeit oder Freiheit an alle die genannten Regierungen, ganz abgesehen von ihrer Form, so finden wir, daß sie alle an demselben Uebel leiden,

*) Tome I. Livre VIII. Chap. I. p. 282 sqq.

nämlich daß ihr Princip ein selbstisches ist. Denn Selbstigkeit liegt einem jeden Staatsleben zum Grunde, welches entweder den Besitz, oder die Gewalt zum Ziele hat. Es ist hier nur der Unterschied, daß junge, heranwachsende Staaten mehr nach Gewalt streben, alte consolidirte hingegen mehr den Besitz fest halten; wobei es gleichgültig ist, ob beides, Gewalt und Besitz, in der Hand eines Einzigen sind, oder ob Mehrere sich darein theilen. Genau genommen giebt es also nur eine einzige Abnormität des Staatslebens: die Selbstigkeit. Sie ist, besagter Maßen, nur in ihren Erscheinungen verschieden; und es ist hier bei ganzen Staaten wie bei einzelnen Menschen. Je nachdem bei einem Individuum der selbstische Trieb zum Haben, oder der zum Seyn vorherrscht, wird auch sein Lebenscharakter eine verschiedene Gestalt annehmen. Wir finden in der Geschichte kein sprechenderes Bild beider Charaktere, als im Alterthum Rom und Carthago, in der neuen Zeit das Napoleonische Frankreich, und England. Der Eroberungs-Staat, wie der Handelsstaat, beide verfolgen selbstische Zwecke, nur jeder auf seine Weise. Die Mittel, deren sich beide bedienen, um zu ihrem Ziele zu gelangen, sind sehr von einander abweichend, aber sie haben die Verwerflichkeit gemein. Die große Staatsmaxime Rom's und des Napoleonischen Frankreichs für den Zweck der Eroberung war: Schwächung der andern Staaten. Die große Staatsmaxime Englands, um sich und seinen Besitz zu behaupten, war: Bestechung der andern Staaten, in den Individuen, welche die Zügel der Regierung in der Hand hatten. Der deutsche Bund kam nur durch die Schwächung der deutschen Staaten zu Stande; die Coalitionen des Continents gelangen nur durch die englischen Subsidien und was daran hing. Doch bleiben wir nicht beim Allgemeinen stehen. Alle Ungerechtigkeit im Staatsleben ist Abnormität. Und so ist es denn der Sklavenstand im Alterthum, der Sklavenhandel in der neuern Zeit, das Faustrecht im Mittelalter; eben so alle falschen Vorrechte, die aus dem Feudalsystem entstan-

den sind und noch bestehen; alles willkührliche Ausschreiben von Steuern und Gaben; die Handelssperre; endlich alles, was an den Gesetzen vernunftwidriges ist. Allein der am tiefsten nagende Wurm im Staatsleben ist die Staats-Intrigue; ein Name, den nur der in dieser Kunst so gewandte Franzos so gut hergeben konnte. Hieher gehört, außer der schon genannten Bestechung, jede Art von Ueberlistung, Uebervortheilung, heimlicher Verrath, Bruch der Verträge, Vorspiegelung, Verhetzung u. dgl. Kein Staat der alten Zeit, so weit uns Kunde von ihm geworden, ist von diesen Makeln frei geblieben. Griechenland, Persien, Mazedonien, Rom, Carthago, namentlich die beiden letzteren in ihren politischen Verhältnissen, waren in diese Künste eingeweiht. Aber auch eben so das Mittelalter: der Kirchenstaat, Frankreich, das deutsche Reich, u. s. w., endlich unsere neueste Zeit mit ihrer ganzen europäischen Staatsfamilie. Und so ist die Staatsintrigue, wie eine der größten, so auch der häufigsten Abnormitäten im Staatsleben. Die Basis der Staatsintrigue aber ist die Staatslüge, welche nun der Gegenstand unserer näheren Betrachtung seyn soll.

§. 4.

Die Staatslüge.

Es ist schon früher bemerkt worden, daß die Selbstigkeit für ihre Zwecke nicht ohne die Lüge auskommt. Es wird daher die Selbstigkeit der Staatszwecke keine Ausnahme machen. Niemand läßt sich eine offen dargelegte Ungerechtigkeit willig gefallen, es müßte denn seyn, daß, der sie ausübt, dergestalt die Gewalt auf seiner Seite habe, daß ihm nicht zu widerstehen ist. Und dennoch kann auch der Gewalthalber es für gerathen halten von seiner Uebermacht keinen Gebrauch zu machen. In diesem Falle geht er denselben Weg, wie der minder Mächtige; er wendet sich zum Schein, zur Heuchelei, zur Lüge. Wer aber auf die Lüge baut, sey es ein einzelner Mensch, sey es ein ganzer Staat, baut auf den Sand.

Nur die Wahrheit, nur die Gerechtigkeit hat einen festen Grund und Boden. In dem Maße, wie das Staatsleben die Basis der Wahrheit und Gerechtigkeit verläßt, wenn ihm auch dadurch für den Augenblick ein scheinbarer Gewinn zufließen sollte, geht es seinem Untergange entgegen. Die Geschichte aller Zeiten bestätiget dieß. Nicht als ob sich keine anderen Ursachen des Untergangs mit der genannten vereinigten: denn Uebervergrößerung des Staats, übermäßiges Zuströmen von Reichthümern, der hiedurch erzeugte und gesteigerte Luxus, und wiederum die durch diesen bedingte und geförderte Sitten-Verderbniß, thun das übrige; allein alles dieß steht mit der Lüge in der genauesten ursachlichen Verbindung, indem es bald eine Folge und Frucht derselben, bald wieder der Same und die Saat ist, woraus ein neues Feld von Lügen üppig hervorsproßt. Denn wodurch vergrößern sich denn Staaten über ihre natürlichen Grenzen hinaus? nur dadurch, daß, wie durch Gewalt, so auch durch List und Betrug, Länder erobert und Völker unterjocht werden. Die ganze militairisch-politische Laufbahn Napoleons giebt uns den nächsten und schlagendsten Beweis hievon. Was erschütterte denn das alte Rom in seinen Grundvesten? außer jener Uebervergrößerung, das Zuströmen der Schätze fast der ganzen damals bekannten Welt, welches ja zum großen Theil ebenfalls die Frucht des Betrugs und der Lüge war. Denn es ist schon längst gesagt worden, daß, wäre Carthago Besiegerin des beginnenden Weltstaats geworden, die Römische Treue den Platz in den Geschichtsbüchern einnehmen würde, den jetzt die Punische inne hat. Und daß durch Ueber-Macht und Ueber-Reichthum die Sittenverderbniß Roms begründet wurde, wer will es läugnen? Daß aber Sittenverderbniß der fruchtbarste Grund und Boden der Lüge ist, haben wir erwiesen. Jedoch um den Charakter und die Erscheinungen der Staatslüge vor Augen zu stellen, reichen allgemeine Andeutungen nicht hin, sondern wir müssen diesen Gegenstand in bestimmter Auseinandersetzung am Faden der Geschichte ablaufen lassen. Vor allen

Dingen ist aber zu bemerken, daß die Staatslüge ihre Entwickelungsgeschichte hat, gleich organischen Producten, und daß sie mit der Entwickelung der Intelligenz gleichen Schritt geht, eben so wie die Entwickelung dieser, mit der des Nervensystems in der Welt lebendiger Wesen. Wie wir auf den niedrigsten Stufen der thierischen Schöpfung erst einzelne Nervenfäden hervorsprossen sehen, die sich allmählig in reichere Gewebe, und zuletzt in die Verschlingungen des Gehirns verlieren, so beginnt auch die Staatslüge erst einfacher und gesonderter, wird aber allmählich complicirter und allgemeiner, bis sie sich zuletzt als Intriguengewebe vollendet. Beim Aufsuchen ihrer ersten Spuren schweigen wir von den uns unbekannteren Völkern des Alterthums, von den Aegyptern, Persern, Indiern, u. s. w., und wenden uns sogleich zu den Griechen. Wenn uns das Zeugniß des Dichters etwas gelten dürfte, so würden wir die ersten Spuren der Staatslüge schon im Trojanischen Kriege finden, und zwar in dem, ganz eigentlich grob zugeschnittenen, Streiche, welcher Troja zum Falle brachte, nämlich im berüchtigten hölzernen Pferde, und der vom angeblichen Ueberläufer Sinon vorgelogenen Bedeutung desselben. Doch wir lassen diesen Kinderversuch bei Seite, und wenden uns zu einer geheiligten Quelle der Staatslüge. Sie springt uns aus dem berühmten Orakel zu Delphi entgegen. Die Orakel der Pythia waren wegen ihrer Zweideutigkeit bekannt; die Stimme der Wahrheit aber ist nie zweideutig. Wir geben ein paar Beispiele zum Beleg, die wir aber, so wenig, als alle folgende Thatsachen, mit historischen Citaten zu bewähren, für gut halten, indem wir kurzweg blos an bekannte Dinge erinnern. Als Crösus gegen Cyrus zu Felde ziehen will, befragt er das Orakel zu Delphi über den Ausgang seines Unternehmens. Die Antwort ist: „Wenn du über den Halys gehst, wirst du eine große Macht zu Grunde richten." Im Wahne, daß dieß der Macht des Cyrus gelte, schreitet Crösus vor, und wird vernichtet. Die Alkmäoniden sind aus Athen vertrieben. Pythia muß ihnen aus der Noth helfen. Der

Gott gebietet den Spartanern, die Tyrannen aus Athen zu verjagen. Und sie werden verjagt. Nun zu den Völkern und ihren Führern. Die Kreter sind als Hauptlügner bekannt. Als Griechenland sich gegen Xerres bewaffnen soll, lügen die Kreter ein Orakel vor, welches sie verhindere, sich zum Kriegszuge zu stellen. Die Korcyräer kommen ebenfalls nicht, indem sie vorgeben, sie hätten, durch Stürme verhindert, nicht um das Vorgebirge Malea schiffen können. Doch die Griechen sind ohne jene treulosen Bundesgenossen gerettet. Um aber dem Feinde eine goldne Brücke zu bauen, hilft sich Themistokles mit einer Lüge, und schreibt dem Xerres: die Griechen würden die Brücke am Hellespont abbrechen. Auch die Spartaner waren als trügerisch und lügenhaft bekannt. Der Spartanische Lysander pflegte zu sagen, man müsse neben der Löwenhaut auch noch den Fuchspelz umthun. Und so geschah es denn auch in dem berüchtigten Frieden des Antalcidas, welcher angeblich die Freiheit, wahrhaft aber die Auflösung der griechischen Staaten bezweckte. Inzwischen gaben die Athenienser den Spartanern nichts nach. Die eigenen Führer belogen ihr Volk, z. B. durch den angeblich mit den Persern abgeschlossenen Cimonischen Frieden. Gleichwohl beschwerten sich die Griechen — allerdings mit Recht — über die Treue der Barbaren, so daß auch späterhin die barbara fides zum Sprichwort ward. Als nach dem Peloponesischen Kriege die zehn tausend Griechen nach Persien gezogen waren, log der Stadthalter Tissaphernes ihren Führern eine Versammlung vor, zu welcher er sie einlud, und ließ sie ermorden. Im peloponesischen Kriege selbst brach des Macedonischen Philipp Vorfahr, Perdikkas, alle, in der Absicht sie zu brechen, eingegangene Verträge. Sein Nachfolger, Philipp, schrieb den Athenienſern Briefe erlogner Freundschaft, und bestach selbst ihren Redner Aeschines zur Lüge, um sie einzuschläfern, damit sie den Phokäern, die der Macedonier zur leichten Beute haben wollte, nicht beistehen möchten. Er überfiel diese, unbeschützt, und sie wurden seine Beute, wie nachher das ganze

Griechenland, halb auf dem Wege der Gewalt, halb auf dem der List und der Lüge. Wenden wir uns zu den Römern.

Wir übergehen den Betrug und die List, die sie, nächst der Gewalt, über ihre kleinen Nachbarstaaten ausübten. Ihre große Feindin war und blieb Carthago. Gegen diese Feindin war die ganze Kraft der römischen Lüge gerichtet. Die Römer waren es, welche unter nichtigen Vorwänden die Friedensverträge brachen. So gaben sie zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege vor, die Carthaginienser wollten gegen sie zu Felde ziehen, weil diese sich rüsteten, um die Sardinier zu züchtigen. Unter diesem Vorwande nahmen sie selbst Sardinien weg. Ueberhaupt enthalten in der Regel alle Römische Kriegserklärungen eine Lüge. Nach dem zweiten Punischen Kriege läßt Flamininus die Griechen, erlogener Weise, für frei ausrufen, um sie für sich zu gewinnen. Es war daher auch, möchte man fast sagen, billig, daß die Römer wieder belogen wurden. So schloß der Numidische König Jugurtha blos Verträge, um sie wieder zu brechen. Späterhin thaten schlechte Kaiser, was früher der Senat und das Volk that. Die erste Christenverfolgung unter Nero gründete sich auf eine Lüge. Als Nero Rom angezündet, gab er lügnerischer Weise vor, die Christen hätten diesen Frevel verübt. Und so mußten diese unschuldig Verfolgten für eine kaiserliche Schandthat und eine kaiserliche Lüge büßen. Doch genug von den Römern.

Als die Römer von den Barbaren ihren verdienten Lohn erhalten hatten, als diese neue Reiche stifteten, schlich sich auch in diese die Lüge ein. Klodwig, der Stifter des Fränkischen Reichs, läßt aus Eifersucht und verrätherischer Weise alle seine Verwandten umbringen. Als er nun endlich allein und sicher herrscht, ruft er lügnerischer Weise aus: „Wie schlimm, daß ich keine Verwandten habe!" So lügt er auch eine Ursache, warum er die Westgothen angreife, nämlich weil sie Arianer seyen. Den neuen barbarischen Reichen, welche allmählich römische Cultur gewinnen, gegenüber, wächst langsam, aber sicher, die Macht der Päbste heran. Der päbstliche Thron

überhaupt, so der geistliche, wie der weltliche, ist auf eine Lüge gebaut. Nicht Gottes Gnade, sondern eine mehr als willkührliche, eine falsche Auslegung der heiligen Schrift, hat den Pabst zum Nachfolger des heiligen Petrus gemacht. Und gerade Petri Schwerdt, dessen sich der Pabst bemächtiget, ist eine dem allzueifrigen Diener vom Herrn selbst verbotene Waffe. Ganz gegen dessen heilige Worte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt", spricht der Pabst: „Mein Reich ist wohl von dieser Welt! Ich will Länder haben und Kriegsknechte, und will Kaiser und Könige ein- und absetzen." Dieß alles kann nur durch eitle und ungerechte Anmaßung, durch Vorwand und Täuschung, kurz, durch die Lüge geschehen. Selbst der Name des heiligen Vaters, den sich der Pabst anmaßt, ist eine Lüge: denn mit diesem Namen benennt Christus seinen Vater im Himmel. Was Wunder, wenn die Hierarchie ein Truggewebe wird! und so sehen wir denn in der großen Reihe der Päbste, allerdings mit ehrenvollen Ausnahmen, auch Verworfene, die Religion verspottende und verschmähende und sie nur zum Deckmantel ihrer Frevelthaten brauchende, erscheinen; und andere haben mindestens einen zweideutigen Charakter. Die Namen Gregor IV., Gregor VII., Gregor IX., Innocenz IV., Clemens V., Paschal II., Pius II., und wie manche andere noch! sind mit dem Urtheile der Verwerfung in die Jahrbücher der Menschheit eingeschrieben. Gregor IV. macht Ludwig dem Frommen seine Armee abspänstig. Noch heißt die Gegend, wo dieß geschehen, das Lügenfeld bei Colmar. Gregor IX. beschuldiget lügenhafter Weise den Kaiser Friedrich II., er habe das berüchtigte Buch de tribus impostoribus geschrieben. So belügt denselben Kaiser Innocenz IV. sogar mit weinenden Augen. Pius II., um den Hussiten die ihnen zugesagte Unabhängigkeit zu rauben, lügt, indem er behauptet, es sey kein Vertrag mit ihnen abgeschlossen worden. Sollen wir auch nur ein Wort über den Jesuitismus verlieren? Er ist auf die Lüge gegründet: denn

was ist die reservatio mentalis? ja was ist der offene Grundsatz: haereticis non est servanda fides?

Inzwischen, Kaiser und Könige blieben hinter den Künsten des Clerus nicht zurück, und übten sie nicht selten unter dem Schutze und Beistande der Päbste aus. Philipp der Schöne beschuldigte mit größter Uebertreibung, und folglich lügenhafter Weise, den ganzen Tempelherrenorden der gröbsten Ausschweifungen und Laster, blos weil er dessen Güter an sich ziehen wollte. Clemens V. war ihm hiebei behülflich. Carl von Anjou, König von Neapel, scheuete sich nicht, mit einer abscheulichen Lüge den jungen Conradin von Schwaben für einen Räuber zu erklären. Der Unschuldige, der schändlich Verläumdete, ward hingerichtet.

Bis dahin war die Staatslüge zwar immer im Wachsthum begriffen, hatte aber noch nicht ihre völlige Reife erreicht. Diese erhielt sie, als sie zur Cabinetslüge wurde. Man kann Ludwig XI. den Altvater der Cabinetslüge nennen. Er und seine Helfershelfer hatten sich in ein förmliches Lügengewebe eingesponnen. Alle Verträge, die er einging, waren Lügen. So hielt er z. B. Carl den Kühnen immerfort durch Lügen im Schach. So reizte er Lüttich zum Aufstande, und stellte sich äußerst verwundert, ja erzürnt über diesen Aufstand. Auf gleiche Weise war und wurde das Leben der Italienischen Staaten eitel Trug und Lüge. Auch Spanien folgte dieser Kunst und Art. Ferdinand der katholische sagte selbst, daß er Ludwig XII. wohl ein Dutzend mal belogen habe. Durch Lügen gewann er Neapel. Frankreich jedoch blieb Spanien nichts schuldig. Als Franz I. der Gefangene Carl's V. geworden war, schloß er den für ihn nachtheiligen Frieden zu Madrid zwar mit aller Feierlichkeit und scheinbaren Aufrichtigkeit, aber während des Friedenschlusses selbst legte er ins geheim eine Protestation gegen denselben ein. Auch war er so dankbar gegen Carl V., daß er aussprengte, derselbe sey Schuld an dem Tode seines Sohnes. Auch König Heinrich II. von Frankreich, in Gesellschaft mit Moritz von Sachsen, hinterging Carl V. und seinen Verbündeten dazu. Moritz versprach zum Concilio nach Trident zu kommen, und kam nicht. Heinrich wollte angeblich den Deutschen Heil und Segen bringen, begnügte sich aber mit der Besitznahme von Metz, Toul und Verdun. Eine der ungeheuersten Greuelthaten, die Pariser Bluthochzeit, kam durch Lügen zur Ausführung, und wurde durch Lügen gerechtfertiget. Carl IX., würdiger Schüler Catharina's von Medicis, machte in ihrer Gesellschaft durch Lügen die Hugenotten sicher, und log, zur Beschönigung der That, eine Verschwörung der Hugenotten. Auch England ist nicht frei von der Staatslüge. Sie zeigt sich in dem Benehmen der stolzen und eifersüchtigen Elisabeth gegen die unglückliche Maria Stuart. Sie zeigt sich in der Unterhandlung Carl's I. mit Cromwell, die so aufrichtig war, daß Carl seiner Gemahlin schrieb, er verspräche den Hosenbandorden, würde ihn aber in einen Strick verwandeln. Diese Lüge kostete ihm das Leben. Doch eilen wir zum Ende. Das 18. Jahrhundert strotzt von diplomatischen Täuschungen und Vorspiegelungen, und ist reich an politischen Intriguen. Krieg und Frieden sind mit Lügen durchflochten. Und für die großen Staatslügen des 19. brauchen wir nur die mancherlei Staatszeitungen mit ihren Proclamationen und offenen Artikeln, mit ihren Bülletins, und den weltkundigen feierlichen Versicherungen für das Völkerglück anzuführen.

Viertes Kapitel.

Die Lüge im bürgerlichen Leben.

§. 1.

Das reine bürgerliche Leben.

Bei dem Eintritt in dieses Gebiet sey es vergönnt, noch einen Scheideblick in das so eben verlassene zu werfen. Die Veranlassung hiezu ist die Grundbedingung des reinen bürgerlichen Lebens, welche mit der des unverdorbenen häuslichen eine und dieselbe ist: Religion. Gerade diese Bedingung aber ist es auch, ohne welche nie ein normales Staatsleben zu Stande kommen wird. Schon die Geschichte bestätiget diese Behauptung. Wie auch immer die Religion der alten Völker beschaffen war: die ältesten Staaten und Reiche, die des Occidents, wie die des Orients, standen sämmtlich auf der Basis der Religion. Wobei zu bemerken ist, daß, so lange die Religion eines jeden Landes wirklich im Staate lebte, und einen lebendigen Einfluß auf die Gesetze und Sitten äußerte, auch Wahrheit und Gerechtigkeit im Staate galt, und Treue und Glauben das Volk und den Volksverkehr im eigenen Inneren beseelte, und ein gewisser Ernst, ja, eine gewisse Heiligkeit des Lebens die Mächtigen, wie die Schwächeren, erfüllte. Und zwar die letzteren am längsten: denn der Schwache ist immer mehr zur Religion geneigt als der Starke. Daher auch der große Einfluß der heiligen Kaste bei den Aegyptern, Persern,

Indiern, vorzüglich aber bei den Hebräern. Auch bei den Griechen und Römern, in ihrer alten, guten Zeit, war dieser Einfluß gar sehr bemerklich. Alle Bündnisse und Verträge wurden vor den Altären geschlossen nnd heilig bewahrt. Nur als die Priester-Kaste selbst ins Verderben gerieth, und dem Scheine, der Täuschung, und dem Betruge huldigte, wankte die alte Stütze der Staaten, die Regierung wurde durch egoistische Triebfedern geleitet, die Verderbniß drang auch in das Volk ein, und ging in das bügerliche Leben über. Nicht ohne Grund heißen unsere neueren Staaten die christlichen; und auch sie ruhten uranfänglich auf religiöser Basis. Aber die Stütze ist mürbe geworden, und hat ihre Kraft auf die Erhaltung der Staaten verloren. Nur in den letzten verhängnißvollen Jahren, als großer Druck und allgemeine Noth die Gemüther nach höherer Hülfe aufblicken ließ, und noch mehr, als diese Hülfe durch wunderbare Fügung eintrat, da erkannten selbst Herrscher, daß nur unter der Aegide der Religion Heil für sie selbst und für die Völker sey, und daß nur die göttliche Christuslehre die echte Norm für eine weise und glückliche Regierung enthalte, indem ihr allein der Geist der Einheit, Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit, die reine Seele des Staatslebens, einwohne. Der heilige Bund entstand. Aber theils unbegriffen, theils aus unreinen Motiven verschmäht und zurückgewiesen, fand dieser Geist bei einigen bedeutenden Machthabern keinen Eingang, und so wurde der erste Aufwuchs der edlen Pflanze zurückgedrängt. Jedoch die Idee einer Regierung der Staaten, in welcher „Gerechtigkeit und Friede sich küssen", ist wie ein unverweslicher Keim in den fruchtbaren Schoos der Zeit niedergelegt; und dieser Keim wird neue Sprossen treiben, wann seine Zeit gekommen ist. Denn nicht aus blutigen Revolutionen geht das Heil der Völker hervor; und blinde Macht und Willkühr, sie gehe aus von oben oder von unten, kann keine Einheit und Ordnung erzeugen, sondern allein das heilige Gesetz und seine Achtung. Wann ihm diese von den Herrschern wird, so wird sie ihm auch von den Völkern werden:

denn wo der Hirt hingeht, da folgt die Heerde. Dann wird auch das reine bürgerliche Leben erscheinen, wie wir es jetzt mit einigen Strichen scizziren wollen, um so den richtigen Maßstab für das verdorbene bürgerliche Leben zu erhalten, in welchem die Lüge nistet.

Also, das reine bürgerliche Leben, ist, wie das unverdorbene häusliche, auf Religion basirt. Wir verstehen aber unter Religion die Gottesfurcht und Gottesliebe, reiner, dem Glauben an das göttliche Wort hingegebener Herzen. In solchen Herzen wohnt die Aufrichtigkeit, und die Wahrhaftigkeit, und die Treue, und die Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit in allem bürgerlichen Thun und Treiben, Handel und Wandel. Wir haben bereits bemerkt, daß die Geschichte uns, in ihren Uranfängen, die Spuren eines solchen bürgerlichen Zustandes, wenn auch nicht in seiner höchsten Vollendung, treulich aufbewahrt hat. Wir erinnern hier nur an das patriarchalische Leben des israelitischen Urstammes. Freilich kann man einwenden, daß dieses, seine Makel nicht in Anschlag gebracht, noch kein eigentliches bürgerliches Leben war. Allein so einfach auch die Bedürfnisse jener Zeit waren, so gab es doch schon Verkehr, Tausch und Verkauf, Arbeit und Lohn, kurz, die Elemente des bürgerlichen Lebens waren bereits in voller Bewegung, und es gab Gelegenheit genug auch die Tugenden und Mängel des bürgerlichen Lebens zu entwickeln. Doch wir haben nicht nöthig bis dahin, und überhaupt bis ins Alterthum zurückzugehen, um das bürgerliche Leben in seiner Reinheit und Frischheit aufzufassen. Werfen wir nur einen Blick auf die Zeit, wo in Deutschland, und vorher und nachher im übrigen Europa, das bürgerliche Leben sich zu gestalten anfing, wo sich Städte, und in den Städten Handwerke, Künste, und Handel hervorzuthun begannen. Es war eine schöne, rührige, lebendige Zeit. Man denke nur an Augsburg, Nürnberg, Kölln am Rhein, Frankfurt u. a. Der Geist der Frömmigkeit war das Element, in welchem die Bewohner jener Städte lebten; Bieder-

keit, Treue und Glaube, Redlichkeit, war der Schmuck der Bürger. Und hiezu kam nun, was das Leben in freier, heiterer, gedeihlicher Bewegung erhält: Fleiß und Betriebsamkeit. Wie schritten, von Generation zu Generation, die Handwerke, die Künste, in ihrer Ausbildung fort! Wie erweiterte sich allmählich der Handel! Und bei allem dem, welche Einfachheit der Bedürfnisse, der Sitten, des ganzen Lebens. Der Tag begann und schloß mit Gebet, und in seiner Mitte strahlte die Arbeit hervor, wie ein von Golde eingefaßtes Juweel. Die Männer folgten emsig ihren Geschäften, die Frauen walteten sittig im Hause; Alle in weiser Beschränkung und Genügsamkeit kräftig und munter. Einfach war die Tracht, einfach die Kost, einfach das ganze Hauswesen. Sparsamkeit war eine der ersten Tugenden jener Zeit. Sie war eine Frucht der übrigen. Noch hatte der Luxus keine künstlichen, kostspieligen Bedürfnisse erschaffen, noch forderte keine thörichte und verderbliche Mode einen immer erneuten Wechsel von Kleidungsstücken, Schmuck und Geräthschaften. Das festliche Kleid, welches die Braut schmückte, war auch noch der Schmuck der Matrone, und man konnte ein ganzes Jahrhundert an der festbestimmten, tüchtigen und dauerhaften Tracht der Männer erkennen. Das Geschmeide der Mutter erbte auf die Tochter und Enkelin fort. Der Becher, woraus der Ahnherr getrunken, der altväterliche, künstlich-gearbeitete Schrein, der schwere, eichene Tisch mit seinen säulenartigen Füßen, war noch bei dem vierten und fünften Gliede ein Heiligthum. So wußte man denn nichts von flatterhafter Pracht und unnützer Verschwendung, und selbst im Hause des Armen blieb für Nothfälle auch ein Nothpfennig übrig. Und so war es denn kein Wunder, daß sich Wohlstand und Wohlhabenheit im bürgerlichen Leben verbreiteten, und daß mancher schlichte Bürger dahin gedieh, den Kirchen und Klöstern reiche Geschenke, und Fürsten und Herren große Darlehne zu reichen, oder sie auch, wenn es galt, fürstlich zu bewirthen. Vor allem aber machen wir auf die Sittenreinheit im Bürger-

stande jener Zeiten aufmerksam, als welcher sich gleich weit von der Verderbniß der Mönche, und von der Rohheit der Edlen entfernt hielt. In seinem Schooße wohnte, wie die wahre Sitte, so auch das wahre Recht. Ein Wort galt einem Eidschwur gleich; und was der Mann versprochen, das hielt er. Betrug und Uebervortheilung kannte weder Handwerker, noch Künstler, noch Handelsmann; ein Jeder suchte seine Ehre in guter, tüchtiger Arbeit, im billigen Preise, in echter Waare, und in fester Aufrechterhaltung des Credits. Jahrhunderte lang erhielt sich dieses reine bürgerliche Leben; und betagte Leute wissen noch von der alten ehrenfesten Weise im Handel und Wandel zu erzählen. Jetzt hat sich seit geraumer Zeit die Scene verändert, und das Gemälde des bürgerlichen Lebens unserer Tage zeigt uns ganz andere Gestalten in einem ganz anderen Rahmen, als jenes, welches wir so eben dem Leser vor Augen gestellt haben. Aber, wie und auf welche Weise, ist es jetzt so ganz anders geworden, als es ehemals war? Dieß ist zunächst zu betrachten, ehe wir zu unserm Hauptgegenstande schreiten.

§. 2.

Das ausgeartete bürgerliche Leben.

Das Bild, welches wir vom reinen bürgerlichen Leben entworfen, finden wir zu allen Zeiten in den Staaten wieder, so lange sich dieselben auf der Basis einer festen Ordnung und weisen Beschränkung erhielten. Was aber das Verderben der Staaten herbeiführt: Macht und Reichthum, das ist auch dem bürgerlichen Leben verderblich; und es ist nichts natürlicher, als daß das bürgerliche Leben in seinen verschiedenen Zuständen, mit dem Staatsleben gleichsam Hand in Hand geht. Inzwischen beschränken wir uns hier lediglich auf die Betrachtung des ersteren, und verfolgen die Quelle alles Unheils blos in Beziehung auf unsern vorliegenden Gegenstand. Es ist nicht genug zu beklagen, daß ausgebreitete Wirksamkeit und Wohlstand, die gerade das sind, wonach der Einzelne, wie

das Ganze, strebt, Wirkungen hervorbringen, welche gerade das Entgegengesetzte von dem Erstrebten sind. Jedoch ist es nur zu bekannt, daß im Gange der menschlichen Dinge die Extreme stets Wendepunkte hervorrufen. Mit dem Wohlstande stellt sich auch der Luxus ein, mit dem Luxus die Verschwendung, mit der Verschwendung die Zersplitterung des lange Aufbewahrten, und mit dieser die Armuth, die Noth, und alle, sie begleitenden Uebelstände und Unbilden. Es ist nicht zu läugnen, daß in neuerer Zeit, vorzüglich von Frankreich aus, wie die Sittenverderbniß überhaupt, so auch ins besondere die Ausartung des bürgerlichen Lebens ausgegangen ist, und sich über ganz Europa verbreitet hat, selbst diejenigen Länder nicht ausgenommen, welche wir noch einer ursprünglichen Rohheit anheim gefallen finden. Hier, wo es nur Sklaven und Herren giebt, ist es der Adel, welcher von der großen Weltseuche ergriffen ist, die sich dann auch allgemach in die niederen Kreise verbreitet. Von Frankreich aus sind die Bedürfnisse des Luxus und der immer wechselnden Mode auch nach Deutschland gedrungen, und haben sich bis in die kleinsten Adern des bürgerlichen Lebens eingeschlichen. Zuerst sind die Höfe, dann die höheren Kreise, dann ist der eigentliche Bürgerstand, endlich ist sogar die dienende Klasse von diesem Gift angesteckt worden. Das alte, einfache, innere, gemüthliche Leben der frühern Zeit, das Leben in Gottesfurcht, Redlichkeit, Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, hat sich ganz nach außen, und nach äußeren, eitlen Zwecken hingewendet. Vergnügungs- und Zerstreuungs-Sucht, zugleich mit der Sucht äußerlich zu glänzen und zu schimmern, ist zur Tages-Ordnung, oder vielmehr Unordnung, geworden. Behaglicher Müssiggang und ein Vergessen seiner selbst in den rauschenden Genüssen des flüchtigen Lebens ist für eine große Menge als höchstes Ziel desselben aufgesteckt. Der Handwerker ist nun nicht mehr mit den Sonn- und Feier-Tagen zufrieden, um sich von den wöchentlichen Arbeiten zu erholen, sondern auch an Wochentagen schlendert er mit den Seinigen an

öffentliche Vergnügungsorte, und die lockenden Einladungen der Schenkwirthe zu Schmäußen finden ihn immer bereit sein Geld zu verzehren. Vergnügungen, welche sonst nur der sogenannten feinen Welt angehörten, Theater, Bälle, Spazierfahrten: auch der niedere Bürgerstand nimmt an allem Theil, und tritt so, zum Nachtheil seines Hauswesens, aus seinem Kreise heraus. Bürger-Frauen und Töchter thun es an Kleiderpracht und Putz den Frauen aus höheren Ständen gleich; und so ist es denn nicht zu verwundern, wenn auch sogar die Dienstmädchen ihrer Herrschaft nacheifern, und die ihnen gebührende einfache und wohlfeile Tracht mit ausgesuchter und kostspieliger Kleidung vertauschen, zu deren Herbeischaffung der oft geringe Dienstlohn bei weitem nicht ausreicht. Daher denn, besonders in größeren Städten, die immer zunehmende Sittenlosigkeit dieser Klasse. Denn was auf rechtlichem Wege nicht erworben werden kann, das muß auf Schleifwegen, und auf Kosten der Unschuld und Ehre ausgemittelt werden. Daher denn auch die immerfort wachsende Anzahl der öffentlichen Dirnen, die, wie sie vorher das leichte Opfer der Verführung wurden, nun ihrerseits die männliche Jugend ins Verderben locken. Ueberhaupt ist auch im Bürgerstande das Verhältniß der Geschlechter ein viel freieres geworden, als es ehemals war; und ungesetzliche Geschlechtsverbindungen gehören fast zur Tagesordnung, und haben, besonders in den niederen Klassen, fast aufgehört eine Schande zu seyn. Nicht blos in Städten, sondern auch auf dem Lande, greift dieses Uebel immer weiter um sich; und seitdem unsere Damen, entweder um ihre Reize zu schonen, oder weil sie zu schwächlich sind, oder auch nur der Bequemlichkeit wegen, aufgehört haben die Nährerinnen ihrer Kinder zu seyn, ist es ein Nahrungszweig gefallener Landdirnen geworden, in die Städte zu ziehen und sich zu Ammendiensten zu vermiethen. Je gesuchter dieser Waaren-Artikel wird, desto mehr wird Sorge getragen, daß er nicht ausgehe. Allein auch der Ausschweifungen des reiferen Alters müssen wir gedenken. Es ist fast Sitte

geworden, daß auch der geringere Bürger des Vormittags in ein Weinhaus oder Branntweinhaus zum Frühstücke ausgeht, darüber die Arbeit versäumt und unnöthiger Weise Geld ausgiebt, oder auch wohl auf Borg trinkt. Kommt nun vollends der Abend heran, so ist der Hausvater nicht mehr für die Seinen da, sondern nur für Trink- und Spiel-Gesellschaften, in denen er sich gütlich thut, während vielleicht daheim die Angehörigen darben. Je zerrütteter der Hausstand wird, desto mehr wird in Trunk und Spiel Hülfe gesucht: in jenem, um sich selbst und seine Sorgen zu vergessen, in diesem, um, was auf dem Wege der Mühe und Arbeit nicht errungen werden kann, auf dem des Glücks, welcher oft der der Verzweiflung wird, herbeizuschaffen. Wer Gelegenheit hat, in volkreicheren Städten ein aufmerksamer Beobachter besonders der niederen Bürgerklasse zu seyn, wird oft mit Erstaunen wahrnehmen, wie täglich, besonders an Markttagen, wo sich die Landleute etwas zu Gute thun, um die Mittagszeit die Tische in den Branntweinstuben mit Trink- und Spiel-Gästen besetzt sind, wo verdorbene Handwerker, Handarbeiter u. dgl. unter Tabaksqualm und herzhaften Flüchen ihr Heil in der Karte versuchen, und den fremden Vögeln die Federn auszurupfen bemüht sind. In den Bürgerklubbs von anständigerer Art, z. B. in den sogenannten Kaffeehäusern, geht dieses Treiben, im höheren Stile, des Abends vor sich, wo oft, bei Hazard- und andern Spielen, an Einem Abend bedeutende Summen verloren gehen. Wer übrigens die Ausartung und Zerrüttung des bürgerlichen Lebens an einem zu Tage liegenden, auffallenden Zeichen wahrnehmen will, der muß an Tagen, wo die Lotterien gezogen werden, in der Nähe der Ziehungs-Orte seyn, wo er mit Staunen bemerken wird, wie die Gewinn-Bedürftigen gleich Bienenschwärmen einströmen, um Stunden lang athemlos zu lauschen, welches Loos ihnen fallen werde. Doch genug über die Ausartung des bürgerlichen Lebens. Sehen wir nun, wie durch sie die Lüge eindringt, und dieses Leben vollends vergiftet.

§. 3.

Verbreitung der Lüge im bürgerlichen Leben.

Ehe wir uns zur Betrachtung der Lüge wenden, wiefern sie eine Folge des Luxus, der Verschwendung, und der häuslichen Zerrüttung im bürgerlichen Leben ist, wollen wir zuerst einen Blick auf jene Bürger werfen, die sich von den bisher geschilderten wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie, durch Fleiß und Glück zu Wohlstand und Reichthum gelangt, diesen klüglich zu bewahren, und auf alle Weise zu vermehren suchen. Je mehr der Mensch hat, desto mehr will er einerseits haben, desto weniger ist er aber auch auf der andern Seite geneigt, von dem Erworbenen irgend etwas zu opfern und fahren zu lassen. Mit Einem Worte: der Reichthum, wie er die Verschwendung erzeugt, so erzeugt er auch den Geiz. Und nicht mit Unrecht sagt die heilige Schrift: „der Geiz ist eine Wurzel alles Uebels." Unter andern erzeugt der Geiz auch die Lüge. Zunächst ist es den reichen Geizhälsen eigen, sich arm, und selbst bedürftig, darzustellen. Sie thun dieß oft ohne besondere Veranlassung, um auch den entferntesten Veranlassungen zu Ansprüchen an ihren Beutel auszuweichen; und so ist ihr angebliches Unvermögen Heuchelei und Lüge. Aber noch geschwinder sind sie mit der Lüge bei der Hand, wenn ihnen wirklich solche Veranlassungen gegeben werden, ausgenommen wenn etwas dabei zu gewinnen ist. Zwei Klippen sind es, die sie besonders vermeiden, und durch allerlei Vorwände umgehen: Beiträge, und Darlehne. Es ist eine Subscription zu Errichtung einer Armenschule errichtet worden. Herr K. soll unterzeichnen. „Ich unterstütze schon zu viele Arme." Er würde, wenn man ihn auf's Gewissen fragte, keinen nahmhaft machen können. Man dringt darauf, er möge doch auch etwas für die Nachwelt thun. Er antwortet ärgerlich: „hat doch die Nachwelt nichts für mich gethan." Ein bedrängter Familienvater bittet auf einige Zeit um ein Darlehn. „Jetzt bin ichs, bei dem besten Willen, nicht im

Stande. Ich lasse bauen. Ich habe selbst ein Capital aufnehmen müssen." Er weiß aber nicht, wo er die überflüssigen Interessen vom letzten Jahre unterbringen soll. Und so hat er bei jeder ähnlichen Anforderung wieder einen andern Vorwand, eine andere Lüge bereit; und mit ihm jeder Gleichgesinnte. Aber sollten denn Leute von Vermögen nicht gerechte Ursache haben, ihr Ohr vor so vielen Anforderungen zu verschließen, die in der Regel nur von Solchen gemacht werden, welche das Ihrige nicht zu Rathe zu halten wußten, und nun unter mancherlei Vorwänden zu fremdem Gelde zu kommen suchen, mit dem sie, wenn sie es erhalten, eben so übel umgehen, als früher mit ihrem eigenen? Die ganze Klasse luxuriöser und verschwenderischer Menschen aus den höheren und niederen bürgerlichen Kreisen, wie wir sie bereits betrachtet, ist allerdings zur Lüge und zum Betrug genöthiget, wenn sie, nachdem die Folgen ihres verkehrten Treibens eingetreten sind, bestehen, und was noch mehr ist, ihre gewohnte Lebensweise ohne Arbeit und Anstrengung forttreiben will. Da werden nun tausend Listen und Ränke aufgeboten, und folglich eben so viele Lügen geschmiedet, um theils ihren dermaligen Zustand und seine Entstehung zu beschönigen, theils das Mitleid und die Theilnahme Derer zu erwecken, deren Täuschung sie zu ihrem Vortheil benutzen wollen. Man hat sich seinen Verwandten aufopfern müssen; man ist um Capitale betrogen, man ist bestohlen worden; man ist durch lange Krankheit außer Thätigkeit gesetzt worden und so heruntergekommen; man hat ein Geschäft auf das Versprechen fremder Unterstützung unternommen, und ist getäuscht worden; oder man will erst noch ein Geschäft unternehmen, wozu Vorschüsse nöthig sind; und wie viele ähnliche Vorwände und Ausflüchte mehr. So hat es sich nicht selten zugetragen, daß ein Kaufmann, am Tage vor seinem ausbrechenden Bankerott, noch hier oder da, unter irgend einem Vorwande, bedeutende Summen aufnahm, ohne die Schändlichkeit seiner Lüge zu fürchten. So hat ein Vormund mit dem Capital seiner Mündel eigene Bedürfnisse

gedeckt, und nun, zur Zeit der Auszahlung, wendet er vor, er habe das Capital auf Interessen ausgethan, und es zwar aufgekündiget, könne es aber vor der Hand noch nicht zurückerhalten; jedoch sey ihm die Auszahlung bis zu einem bestimmten Termin versprochen worden. Dieser ist aber verstrichen; und nun heißt es: er könne die Leute nicht drücken, es sey ihr Unglück, wenn er nicht noch Geduld haben wolle. So hält er die Eigenthümer lügenhafter Weise, wer weiß wie lange, hin. So nehmen Handwerker aller Art, wenn es mit ihnen, aus früher angegebenen Ursachen, schlecht steht, ihre Arbeitsstoffe und Waaren bei den Kaufleuten auf Borg auf, kommt aber die Zahlungszeit, so findet sich immer eine oder die andere Lüge, warum es ihnen unmöglich sey einzuhalten. Andere nehmen bei Vermögenderen, die ihnen trauen, Gelder auf, unter dem Vorwande, sich Waaren zur Arbeit einzukaufen; aber dieß geschieht nicht, sondern sie vergeuden das Erborgte, und auch ihnen muß, wenn Noth an Mann geht, die Lüge aus der Noth helfen. Wer hat nicht die Erfahrung gemacht, daß Menschen solcher Art, nachdem sie ganz heruntergekommen sind, besonders solche, denen der Trunk zum zwingenden Bedürfniß geworden ist, sich ein kleines Darlehn ausbitten, weil es den Ihrigen an Brod fehle. Sie setzen ihre Ehre zum Pfande ein, daß sie in kurzem im Stande seyn würden, das Geliehene wieder zu bezahlen; sie lassen sich aber nicht wieder sehen. Oder sie kommen wieder, aber mit einer Lüge, warum sie nicht zahlen könnten, und mit einer zweiten Lüge, die den Getäuschten abermals bewegen soll, ihnen wieder aufzuhelfen. So kommt ein durch lüderliches Leben verarmter Schneider zu einem alten Kunden, und erzählt kläglich genug, er habe aus Noth ein Stück Tuch verpfändet, das er habe verarbeiten sollen. Jetzt verlange der Eigenthümer die Arbeit, und er sey in der größten Angst und Verlegenheit, wenn der alte Freund ihm nicht so viel leihe, um das Pfand einzulösen; er erhalte in künftiger Woche Geld, da wolle er redlich wiederbezahlen. Die Verpfändung aber ist eine Lüge,

die Einnahme auf künftige Woche ist eine Lüge, und das Versprechen der Wiederbezahlung ist auch eine Lüge; aber daß der Mann mit dem erborgten Gelde sogleich ins Brandweinhaus geht, dieß ist die reine und die einzige Wahrheit, die hier zu berichten war. Doch genug von solchen Lügen im bürgerlichen Leben, die das leidige Geld hervorruft. Es giebt aber noch andere Lügen, die, gleich falschen Münzen, hin und her im bürgerlichen Leben für echt ausgegeben werden. Wir gedenken hier zunächst der Lüge, die von Arbeitern aller Art, Künstlern, wie Handwerkern, hinsichtlich des Worthaltens bei versprochenen Arbeiten, an der Tagesordnung sind. Es ist heut zu Tage mit diesen Lügen so weit gekommen, daß sie gar nicht mehr für etwas Unrechtes angesehen werden, sondern gleichsam das Bürgerrecht erhalten haben. Der Schuhmacher, der Schneider, der Tischler, der Buchbinder, der Schlosser, und was immer für Handwerker einem jeden Stande unentbehrlich sind, sie versprechen gemeinhin — rühmliche Ausnahme abgerechnet — die ihnen aufgetragene Arbeit auf Tag und Stunde. Ist aber die Zeit da, so sind sie nicht da, versprechen aber, auf ergangene Erinnerung, eben so fest als das erstemal, um abermals nicht Wort zu halten. Werden sie zur Rede gestellt, so haben sie, wer weiß was für Ausflüchte, d. h. Lügen bereit, um die ersten Lügen — denn dieß sind doch falsche Versprechungen — zu beschönigen. z. B. Dem Schumacher ist der Geselle krank geworden, oder davon gegangen; der Schneider hat plötzlich Trauerkleider fertig liefern müssen; der Tischler hat das passende Holz nicht bekommen können; der Buchbinder hat das Reißen gehabt und nicht arbeiten können. Nur der Schlosser nimmt sich nicht die Mühe eine neue Lüge zu ersinnen, sondern er wird grob, und sagt, die Arbeit lasse sich nicht blasen.

Am schlimmsten jedoch ist die Lüge im bürgerlichen Leben, die mit Betrug verbunden ist. Besonders verfallen solche Handwerker in diese Lüge, welche Stoffe mancherlei Art zu bearbeiten haben, deren Verfälschung, oder Verschlechterung,

oder Verringerung den Bearbeitern derselben Vortheil bringen kann. Doch auch Diejenigen, welche jene Stoffe liefern, Fabricanten und Kaufleute, haben in Bezug auf dieselben oft einen Antheil an Betrug und Lüge. Es versteht sich, daß bei den Letzteren, wie bei den Ersteren, nur Solche hieher gehören, deren Ausgaben für Luxusartikel, für erkünstelte Bedürfnisse, für Lieblingsneigungen u. dgl., ihre rechtmäßige Einnahme bei weitem übersteigen, so, daß sie genöthigt sind, sich nach andern Wegen umzusehen, um das Mangelnde zu ergänzen. Und so wollen wir zunächst wieder die Handwerker ins Auge fassen. Der Schuhmacher, um wohlfeil zu kaufen, schafft sich schlechtes Leder um die Hälfte des Preises an, liefert also auch schlechtes Schuhwerk, schwört aber hoch und theuer, daß es vom besten Leder sey. Jedoch der nächste Regen straft ihn Lügen. Der Schneider fordert lügenhafter Weise mehr Zeug, als er nöthig hat, und wirft das übrige, wie man sagt, hinter die Hölle. Bringt er dann seine Rechnung, so befinden sich auf derselben mehrere Lügen, die der Kundmann bezahlen muß, als: für Nähseide, Steifleinwand, Fütterung, Knöpfe u. dgl., wo jeder Artikel eine Lüge enthält, entweder hinsichtlich der gebrauchten Quantität, oder hinsichtlich des Preises. Gehen wir nun zurück auf die Stoffe, die der Schneider verarbeitet, so finden wir, daß auch diese oft durch manche betrügerische Hand gegangen, von mancher lügenhaften Zunge als echt und gut empfohlen worden sind, ohne es zu verdienen. Schlechte Wolle für gute, Landtuch für Holländisches, Tücher mit unechter Farbe für echte, inländische Zeuge für ostindische, anbrüchige Seidenzeuge für feste und frische verkaufen, dabei die Preise über Gebühr hoch stellen, und schwören, daß man mit Schaden verkaufe; ferner im Kleinhandel, mit falscher Elle messen, falsches Maß und Gewicht brauchen, dabei aber versichern, man messe und wäge reichlich: alles dieß gehört in das Reich des Betrugs und der Lüge. Dazu kommt, daß aus großen und kleinen Kaufläden nicht selten schon bezahlte Rechnungen zum zweiten Male als

unbezahlt eingesendet werden. Und wehe dem, der die Quittungen verlegt oder vertilgt hat; ihn rettet nichts vor zweimaliger Zahlung. Hier ist auch noch, was den Kleinhandel betrifft, der Juden zu gedenken, die es in Lug und Betrug allen Andern zuvorthun, und bei denen der wohlfeilste Kauf immer noch zu theuer ist. Was aber Maß und Gewicht anlangt, so sind jene Gewerke nicht zu übergehen, welche die nöthigsten Lebensbedürfnisse an Speise und Trank unter ihren Händen haben: die Müller, welche schlechtes Mehl dem guten untermengen, und für gutes ausgeben, oder die Mahlkunden bestehlen, und falsches Maß für richtiges liefern; oder, als Oelmüller, dem guten Oele schlechtes (dem Rüböl Dotteröl) im Uebermaß beimischen, und dabei ihre Waare preisen. Ferner die Bäcker, welche wegen Mehlverfälschung, und wegen falschen Maßes und Gewichts, gleich den Müllern berüchtiget sind, und sich, wie jene, bei geäußertem Verdacht der Käufer, mit allerlei Lügen herauszureden wissen. Wozu nun noch bei beiden die Defraudation der Landaccise durch falsche Angaben u. d. gl. kommt. Nicht minder betrügen und belügen die Fleischer, wenn sie altes Fleisch für junges, krankes für gesundes verkaufen, und mit falscher Wage und falschem Gewicht messen, dabei aber sich hoch und theuer vermessen, daß sie ihre Kunden gut bedienen. Kommt hinzu: das falsche Gewicht der Gewürzkrämer, welches für richtig ausgegeben, und die oft verlegene oder verdorbene Waare, z. B. an Kaffee, die als gute gepriesen wird. Hieher gehören auch die Verfälschungen der Farbenhändler, z. B. im Indigo, so wie die der Apotheker und Droguisten, trotz der Versicherungen der besten Bedienung. Doch es war von den Nahrungsmitteln die Rede, in deren Handel und Verkauf sich die Lüge einmischt. Auch der Handel mit geistigen Getränken, und der Verkauf derselben, erfährt ein gleiches Schicksal, sowohl im Großen und Ganzen, als im Kleinen und Einzelnen. Fast nichts in der Welt muß sich so viele Lügen gefallen lassen als der edle Wein. Die Weinhändler im Großen lügen ihren

Weinen bald eine Qualität, bald einen Jahrgang an, die ihnen fremd sind. Die Kunst der Weinmischung vervollkommnet sich immer mehr. Bald wird, zwar echtes Gewächs mit echtem, aber guter Wein mit geringerem, alter mit jungem vermischt, und für einen andern Landsmann, oder für einen andern Jahrgang ausgegeben. Bald wird inländischer Wein dem ausländischen zugesetzt, und muß rein für letzteren gelten. Ausländische süße, oder ausländische moussirende Weine werden im Inlande verfertiget; ausländische herbe rothe Weine im Inlande durch Zusatz von Färbestoffen und von zusammenziehenden, wie Alaun, nachgemacht. Saure weiße Weine werden mit Bleizucker versüßt, und überhaupt verdorbene Weine durch mancherlei Rectificationsmittel wieder gut gemacht. Dieses Mischen und Verfälschen macht sich besonders beim Einzelverkauf bemerklich; und die Zeitungen und Tageblätter verkündigen oft mit großem Pomp ausgesuchte Weinsorten um niedrige Preise in Flaschen und Gebinden. Käufer aber, die sich anlocken lassen, werden mit schlechtem, verdorbenem, oder verfälschtem Zeuge regalirt, und verwünschen die lügnerischen und betrügerischen Verkäufer, zu denen denn auch die gewöhnlichen Weinschenken und Speisewirthe gehören. Doch brauchen wir nicht zu wiederholen, daß wir hier überall Ausnahmen gelten lassen. Jedoch im Ganzen ist Lüge und Betrug in Handel und Wandel gäng und gebe, und gehört zum Savoir faire. Betrügen und belügen sich doch oft die Kaufleute selbst unter einander, und versichern sich gegenseitig der reellsten Bedienung

Doch außer der Nahrung und Kleidung bedarf der Mensch noch mancherlei. Der Bemittelte will auch bequem und angenehm wohnen. Sein altes Haus ist nicht nach seinem Sinne. Er baut es neu auf. Nun fragt sich: was wird der Bau kosten? Der Baumeister macht einen Ueberschlag, aber, um den Bauherrn nicht abzuschrecken, um ein bedeutendes zu geringe. Was thut er hiemit? er lügt. Der Bau wird begonnen, und wenn er vollendet ist, kostet er noch einmal so viel, als der Anschlag besagte. Und während des Baues,

von allen Seiten welche Unredlichkeiten, Betrügereien, Lügen! Der Zimmermeister, welcher das Holz liefert, kauft wohlfeil ein, und läßt sich theuer bezahlen, versichert aber, daß er nicht billiger verfahren könne. Der Mauermeister desgleichen. Beide haben noch einen Nebengewinn, indem sie das bei dem Hausherrn ausbedungene Arbeitslohn den Gesellen und Handlangern schmälern, und den Ueberschuß in ihre Tasche stecken. Sie belügen den Bauherrn und die Arbeiter. Nicht Alle thun dieß, aber es geschieht. Dafür stehlen die Arbeiter bald dieß bald jenes, und wissen sich, wenn der Diebstahl verrathen wird, mit Lügen herauszuhelfen. Ist endlich das Gebäude vollendet, so will es innerlich tüchtig gemacht, ausgeschmückt, möblirt seyn. Nun regnet es Rechnungen von Schlossern, Tischlern, Tapezierern u. s. w. Und auf jeder dieser Rechnungen stehen Lügen, wie auf der geringsten Schneiderrechnung. Lebt nun der Reiche im Winter gut in der Stadt, so will er im Sommer nicht schlechter auf dem Lande leben. Aber eigner Heerd ist Goldes werth. Er sieht sich nach einem angenehmen Landgute um. Jedoch er ist kein Kenner von Landgütern. Er braucht Rath und Beihülfe. Sie wird ihm. Aber wie? Ein sachverständiger Unterhändler thut Vorschläge. Er kann es: denn bereits haben sich bei ihm Mehrere gemeldet, die ihr Besitzthum für einen guten Preis, d. h. über den Werth, verkaufen wollen. Sie verständigen sich mit ihm. Der meist Bietende erhält den Vorzug. Der Rathgeber rühmt Felder, Wiesen, Holz, den Viehstand, das Wohngebäude nebst Scheunen und Ställen, u. s. w. und findet den Kaufpreis nicht übermäßig, doch meint er, der Besitzer werde mit sich handeln lassen. Und er läßt mit sich handeln. Der Beihelfer wünscht Glück zum guten Kauf; und siehe da! der Käufer ist betrogen. Der Betrug aber konnte nur auf die Lüge basirt seyn. Ist nun beides zu Ende? mit Nichten! Jetzt kommt der Verwalter, der Gärtner, der Jäger an die Reihe; und jeder überbietet den andern in der Kunst der Lüge und des Betrugs. Der Verwalter legt falsche Rech-

nungen vor; der Gärtner liefert die Hälfte der Früchte, der Jäger die Hälfte des Wildprets, alle unter der Maske der Redlichkeit und Treue. Und so senkt sich Lüge und Betrug bis in Küche und Keller, bis in die Bedientenstube hinab. Die Wirthschafterin, der Haushofmeister, der Kammerdiener, das Kammermädchen, Alles betrügt und lügt. Die erste bestiehlt die Küche, der zweite den Keller, der dritte die Garderobe des Herrn, die vierte die der Gebieterin. Alle stecken, was man sagt, unter Einer Decke; Alle helfen sich unter einander mit Lügen aus. Und damit des Betrugs und der Lügen gar kein Ende werde, so geräth der arme reiche Mann in Processe, und hat es unglücklicher Weise mit achselträgerischen Advocaten zu thun, die beiden Partheien dienen, und jeder Partei ins Gesicht lügen. Eine größere Lüge giebt es aber nicht, als das Recht in Unrecht, das Unrecht in Recht zu verdrehen. Und so mag es denn auch mit dieser Lüge im bürgerlichen Leben genug seyn; indem wir nur noch hinzufügen, daß die geringsten der hier genannten Lügen dennoch Lügen sind, und keineswegs in der moralischen Schätzung des bürgerlichen Lebens gering zu achten.

Fünftes Kapitel.

Die Lüge im geselligen Leben.

§. 1.

Idee des rein geselligen Lebens.

Mit eben dem Rechte, wie die Einsamkeit, welche an dem Ritter Zimmermann ihren Geschichtschreiber, Lobredner und Kritiker gefunden, könnte die Geselligkeit der Gegenstand eines ausführlichen Werks werden. Ja, die letztere scheint einen noch weit reicheren Stoff zu bieten, als die erstere: denn diese ist die Sache der Einzelnen, jene die des Ganzen, und zwar so, daß die Einsamkeit den Einzelnen vom Ganzen trennt, die Geselligkeit dagegen die Einzelnen zum Ganzen vereiniget. Auch giebt es keinen ursprünglichen Trieb zur Einsamkeit, wohl aber zur Geselligkeit. Der Trieb zur Geselligkeit ist allen Lebendigen eingeboren, wie der Erhaltungstrieb, und hängt sogar mit diesem auf das innigste zusammen: denn nur durch geselliges Beisammenleben wird Gleiches und Gleiches erhalten. Es ist ein süßer Zug, der die gleichen lebendigen Wesen zu ihres Gleichen zieht, und sie gleichsam an einander kettet. Er ist der Ausdruck eines Naturgesetze, welches nichts ungestraft verletzt wird. Das gesellige Leben liegt also in der Ordnung der Natur, oder bestimmter: es ist dem Willen des Schöpfers gemäß. Das häusliche Leben, das Staatsleben, das bürgerliche Leben, ruht auf der Basis des geselligen

Lebens, und geht aus ihm hervor, wie die Pflanze, in ihren mannichfaltigen Theilen und Verzweigungen, aus ihrem Keime. Inzwischen hat der Trieb zur Geselligkeit, und das gesellige Leben selbst, noch etwas eigenthümliches, für sich bestehendes, und seinen besonderen Zweck verfolgendes. Ja, man könnte sagen, der Trieb zur Geselligkeit ist ein Zweck an sich, oder hat seinen Zweck in sich, so, daß das gesellige Leben sich zum häuslichen, bürgerlichen und Staats-Leben verhält, wie der Zweck zu seinen Mitteln. Oder man könnte auch sagen: das gesellige Leben verhält sich zu den übrigen Verzweigungen des menschlichen Lebens, wie das freie Leben zum nothwendigen, oder wie das Leben der Seele zum Leben des Leibes. Wie der Trieb zur Geselligkeit die Wurzel der ganzen, theils hier genannten, theils künftig noch zu betrachtenden Organisation der Menschen-Vereine ist, so ist wiederum das gesellige Leben die Blüthe dieser Organisation. Um es kurz zu sagen und in Einem Begriffe zusammen zu fassen: das gesellige Leben ist das reine, freie, freundliche, heitere Beisammenseyn der Menschen, mit Beiseitelegung aller Bedürfnisse, Sorgen, Arbeiten und Mühen. Es ist gleichsam das Sonn- oder Feiertags-Leben der Gesellschaft. Dieß ist der eigenthümliche, der besondere Charakter des geselligen Lebens, und dadurch unterscheidet es sich von allen übrigen Lebensformen, die man aus diesem Grunde die des Werkeltagslebens nennen könnte, so groß und bedeutend, so wichtig und nothwendig auch die Geschäfte desselben seyn mögen. Deshalb verdient auch das gesellige Leben seine besondere Betrachtung.

Zunächst ist jedoch der Trieb, der auf das gesellige Leben ausgeht, und dasselbe vorbereitet, näher ins Auge zu fassen. Er ist, wie gesagt, ein natürlicher Trieb, er bezeichnet eine gesetzliche Nothwendigkeit; und ohne seine Kraft und Wirksamkeit wäre das Menschengeschlecht längst ausgestorben, oder, ließe sich eine immer erneuete Zerstreuung der Menschen nach augenblicklicher Vereinigung denken, wenigstens ohne alle Cultur geblieben. Der Trieb zur Geselligkeit ist der wohl-

thätigste aller Triebe. Durch ihn sind die Menschenhaufen beisammen gehalten worden; durch ihn haben sie gegenseitig ihre physischen und geistigen Kräfte entwickelt; durch ihn haben sie ihre gemeinschaftlichen Bedürfnisse mit vereinigten Kräften befriedigen gelernt; durch ihn haben sie die Angriffe der äußeren Natur abgewendet und besiegt; durch ihn haben sie sich in sichern Wohnungen Schutz gegen die Elemente, gegen rauhe Jahreszeit und Witterung, und gegen wilde und schädliche Thiere verschafft; durch ihn sind sie der Stoffe und Kräfte der Natur Meister geworden, und haben sich, wie des Leibes Nahrung und Nothdurft gewonnen, so den Weg zu den Wissenschaften und Künsten gebahnt, und sich in denselben wetteifernd vervollkommnet; kurz, durch ihn sind sie menschlich und Menschen geworden: denn durch ihn wurde ihre Vernunft geweckt und zur Reife gebracht, so weit sie bis jetzt zur Reife gelangt ist. Und wenn sich die reinen, schönen und erhabenen Gefühle des Herzens schwesterlich mit der Vernunft vereinigen, und gleichsam die Blüthenkrone derselben ausmachen, so ist es derselbe Trieb, welcher das Gefühl der Freundschaft, der Liebe, und selbst das gemeinsame Bedürfniß der Religion angefacht hat. Ja, wir haben alle Ursache, zu glauben, daß das erste Gefühl, dessen sich der Mensch in der Gesellschaft des Menschen bewußt wurde, das religiöse war: denn nicht konnte Auge in Auge blicken, nicht konnte der Geist den Geist im Auge entdecken, und so, auf sich selbst zurückgeführt, das Wunder des eigenen, wie des verwandten Daseyns anstaunen, ohne die Frage nach dem woher? mit heiligem Schauer aufzuwerfen, und ohne in diesem heiligen Schauer selbst die Nähe der Macht zu empfinden, von welcher er sich abhängig, und, wenn auch noch so dunkel, abstammend fühlte, und vor welcher sich niederzuwerfen und anzubeten, das erste Geschäft des zum geistigen Daseyn erwachten Menschen war. Indem der Mensch im Andern sein Ebenbild erblickt, und das ihm gleiche Wesen aus drängendem Herzenstriebe mit „Du" begrüßt, dann erst sich selbst als „Ich" erkennt, tritt auch aus seinem Innersten

das ahndungsvolle und ihn niederbeugende „Er" hervor, und Erde und Himmel hallen das große Wort zurück. Im Sonnenstrahl der Morgenfrühe, im Sternenglanz des nächtlichen Himmels naht sich der Herr, und redet mit seinen Kindern; und sie vernehmen seine Stimme, und fühlen seine heilige Nähe, und lauschen dem Worte, welches in ihrem Inneren wiedertönt: „Ich bin der Herr, dein Gott, wandle vor mir, und sey fromm." Unsere heilige Urkunde bestätiget die Entwickelung dieser ersten Blüthe des menschlichen Beisammenseyns. Noch nicht zum Erstgeschaffenen in seiner Einsamkeit redet Gott, sondern zu ihm und seiner Gesellin. Beide vereinigt vernehmen die Stimme des Herrn, die segnende, wie die strafende. Das erste Band, das sie verknüpft, ist das Band der Religion. Erst späterhin theilen sie gemeinschaftlich die irdischen Bedürfnisse, die irdischen Sorgen und Mühen. Aber sie bleiben nicht lange allein. Söhne und Töchter wachsen ihnen heran; die Arbeit theilt sich; und Ackerbau und Viehzucht sind die ersten Früchte des gesellschaftlichen, wenn auch noch nicht des geselligen, Lebens; denn das letztere kann erst eintreten, wenn die dringendsten Bedürfnisse des Unterhalts und überhaupt eines sicheren und behaglichen Daseyns befriediget sind. Aber eben diese Befriedigung wird, besagter Maßen, durch das gesellschaftliche Beisammenseyn und durch gemeinsames Bestreben herbeigeführt. Wenig, ja nichts, vermag der Einzelne, viel, und Alles was in dem Bereich der menschlichen Kräfte liegt, der Zusammentritt der Menge. Häuser, Tempel, Paläste steigen empor, Gärten werden gepflegt, Aecker und Weinberge bebaut, Sümpfe getrocknet, Wälder gefällt, Schiffe vom Stapel gelassen, Länder entdeckt, Reichthümer fremder Zonen herbeigeschafft. Zwischen diesem gemeinsamen Treiben, und durch dasselbe wachsen und gedeihen die Künste und die Wissenschaften, erweitern sich und breiten sich aus. Der Wetteifer schärft die Erfindungskraft; Ideen wecken Ideen; Ein Menschengeist schließt den andern auf, und treibt ihn zu höherer Blüthe. Und so dehnt sich die

große Kette menschlicher Cultur, gegliedert durch die vereinigten Kräfte der Gesellschaft, immer weiter aus, um zuletzt den ganzen Erdkreis zu umfassen. Was wäre wünschenswerther, als daß in der großen Gesellschaft auch immer Eintracht waltete! Wo sie gepflegt wird, da erblüht das gesellige Leben, zu dessen näherer Betrachtung wir uns jetzt wenden.

Wir rufen zunächst den eigenthümlichen Charakter des geselligen Lebens zurück. Er wurde bezeichnet durch das reine, freie, freundliche, heitere Beisammenseyn der Menschen, mit Beiseitelegung aller Bedürfnisse, Sorgen, Arbeiten und Mühen, gleichsam als ein Sonn- oder Feiertags-Leben der Gesellschaft. Hiermit soll nicht gesagt seyn, daß bei dem geselligen Leben, alles, was Thätigkeit und Geschäft heißt, aufhöre und verbannt sey, ohngefähr so, wie man sich das Leben im Elysium als einen seligen Müssiggang denkt: sondern im Gegentheil wird das gesellige Leben durch Arbeit und Geschäftigkeit getragen, und zugleich gewürzt, und Müssiggang würde der Untergang des geselligen Lebens seyn. Nein, das gesellige Leben ist dem häuslichen, dem bürgerlichen, dem Staats-Leben, so wie dem wissenschaftlichen, künstlerischen und religiösen Leben, eingewoben. Es hat seine Zeiten, Tage und Stunden, in denen es gleichsam aus der Tiefe des übrigen Lebens hervortaucht, wie der Silberblick aus dem schmelzenden Metall. Und wie der Regenbogen, aus Einem Lichtstrahl quellend, dennoch in verschiedenen Farben spielt, so auch das gesellige Leben in den verschiedenen Kreisen, in denen es sich bewegt, aber auch wieder zu Einer ganzen und schönen Erscheinung verbindet. Anders gestaltet sich das gesellige Leben nach den Geschlechtern, anders nach den Lebensaltern, anders nach den Ständen und Beschäftigungen der Menschen, anders endlich nach Erdstrich, Clima und Wohnsitz, so wie nach manchen äußeren Zufälligkeiten sowohl, als inneren Charakterverschiedenheiten. Nur in Einem bleibt sich das gesellige Leben bei aller seiner Verschiedenheit gleich; und dieses Eine ist sein mehrmals angegebener Charakter. Freiheit, Heiterkeit, ja Fröhlichkeit bleibt das Grund-

wesen des geselligen Lebens, auf wie mannichfaltige Weise abwechselnd auch immer seine Erscheinung sey. Wir wollen zunächst dieses Grundwesen verfolgen.

Wie kommt es denn, daß die genannten Eigenschaften dem geselligen Leben eigenthümlich, ja fast ausschlüßlich, zugeschrieben werden? Herrscht denn nicht Heiterkeit, Freundlichkeit, Fröhlichkeit u. s. w. auch im häuslichen Leben? Ist nicht auch das wissenschaftliche, das Künstler-Leben, ein reines, freies, heiteres Daseyn? Was das häusliche Leben betrifft, — vorausgesetzt daß es durch nichts getrübt und gestört ist, — so erhält es eben seinen Hauptreiz dadurch, daß es ein geselliges Leben ist, oder daß die Geselligkeit einen wesentlichen Bestandtheil desselben ausmacht. Man denke sich jedes Familienglied als sich von dem andern absondernd: und der ganze Reiz des häuslichen Lebens ist zerstört. „Aber, (kann man sagen), das wissenschaftliche, das Künstler-Leben ist doch seiner Natur nach ganz isolirt! Jeder Gelehrte forscht, jeder Künstler bildet für sich allein. Und welche selige Momente genießt der Forscher und Künstler in seiner Einsamkeit!" Man beobachte aber den Forscher und Künstler genau. Auf beide paßt, was Göthe von den Dichtern sagt:

„Dichter lieben nicht zu schweigen;
Wollen sich der Menge zeigen.
Lob und Tadel muß ja seyn!"

Jede wissenschaftliche Ausbeute, jedes gelungene Kunstwerk sucht ein Publikum, welches der Forscher, der Künstler schon im Geiste vor sich sieht. Das Bedürfniß der Mittheilung, das Vorahnen freundlicher Aufnahme macht ein Haupt-Ingredienz der Forscher- und Künstler-Freude aus. Man denke sich, daß beide, Forscher und Künstler, darauf verzichten müßten, ihre Gedanken, ihre Bildungen in der Gesellschaft verbreitet zu sehen: nicht blos ein großer Theil jener Freude, sondern auch ein großer Theil des Reizes zur Anstrengung würde wegfallen. Gewiß, sie leben nicht für sich, sie leben für die Gesellschaft, und gewissermaßen schon in der Gesellschaft, während sie arbeiten. Hiezu kommt aber noch, daß das wissenschaftliche, wie das Künstler-Leben eigentlich auch ein geselliges ist. Der Gelehrte gesellt sich zum Gelehrten, der Künstler zum Künstler; sie können einander, wie zur gegenseitigen Förderung, so zur gegenseitigen Erlabung, nicht entbehren, und zwar um so weniger, je freigesinnter sie sind. Ein Gelehrten-, ein Künstler-Verein gehört unter die angenehmsten Lebens-Verhältnisse; und den Vereinigten selbst vielleicht unbewußt, ist es der Reiz des geselligen Lebens, der ihre Vereinigung so angenehm macht. Und dieser Reiz, man könnte sogar sagen, dieser Zauber des geselligen Lebens, abgesehen von allen übrigen Lebens-Beziehungen, worinne besteht er denn eigentlich? Es ist das freie, menschliche Beisammenseyn, die Abstreifung aller andern Bedürfnisse und Zwecke, die reine Gnüge an gegenseitiger Verbundenheit, die Freude an der unabgenöthigten Berührung, und an dem freiwilligen gleichsam Ineinanderfließen der Individualitäten, der Freiheit eines Jeden unbeschadet, was diesen Zauber ausmacht. Mit Einem Worte: es ist eben der Genuß dieser Freiheit, die Jeder an dem Andern, wie an sich selbst gewahr wird, wonach das gesellige Leben strebt, und worinne es seine höchste Befriedigung findet. Denn die Freiheit ist eines der höchsten Güter der Menschheit, und die Bedingung, unter welcher die übrigen alle erst ihren wahren Werth und Reiz erhalten. Das gesellige Leben feiert also gleichsam das Fest der Freiheit, als eines geistigen Lebens-Elements. Jeder Moment des geselligen Lebens ist ein geistiges Athemholen, eine Recreation. Soll aber der Vollgenuß der Freiheit im geselligen Leben erscheinen, und durch dasselbe herbeigeführt werden, so ist die höchste Regel des Lebens auch hier zu beachten; und diese ist: Achtung der Freiheit des Andern, Achtung der fremden Persönlichkeit. Also kein Zank und Streit, keine Aeußerung widerwärtiger Gesinnungen, kein Spott, kein Zeichen der Verachtung, oder Nicht-Achtung, keine Vernachlässigung und Hintenansetzung, auch keine Zurückhaltung, und noch weniger

Verstellung oder Heuchelei: denn die erstere verletzt des Andern Persönlichkeit durch Mißtrauen, und die letzteren sind Schlingen, welche dem Vertrauen des Andern gelegt werden, um es zu täuschen, und ihn dadurch auf irgend eine Weise zu betrügen; bei jedem Betruge aber wird die fremde Persönlichkeit beeinträchtiget, und folglich verletzt. Ganz umgekehrt muß also das gesellige Leben der Inbegriff aller Humanität seyn. Man achtet den Andern am höchsten, wenn man gegen ihn wahr und aufrichtig ist. Wahrheit und Aufrichtigkeit muß also die Grundlage des ganzen geselligen Verkehrs seyn. Demnach aufrichtige Milde und Freundlichkeit, Schonung der fremden Eigenthümlichkeit in ihren Mängeln, Anerkennung derselben in ihren Vorzügen; aufrichtige Dienstfertigkeit und Zuvorkommenheit, endlich Vertrauen und Offenheit: dieses sind die Zierden des geselligen Lebens, welches man zugleich als eine Schule der Humanität, und als die Wiege der Liebe und Freundschaft betrachten kann. Alle übrigen Verhältnisse des Lebens sind mehr oder weniger von dem Bedürfnisse oder der Nothwendigkeit gedrückt; das gesellige Leben aber ist herausgerückt aus diesem Kreise, und gestattet der Uebung der genannten Tugenden den freiesten Spielraum. Daher auch der hohe Werth des geselligen Lebens, als des eigentlichen Uebungsplatzes für die Lebenskunst. Inzwischen keine Uebung ohne Thätigkeit. Was für eine Thätigkeit aber kann im geselligen Leben Staat finden, welches ja aus dem Kreise aller Geschäfte heraustritt? keine andere, als eine freie Thätigkeit, d. h. eine solche, die sowohl ihren Grund, als ihr Ziel, in der Freiheit hat. Zu einer solchen Thätigkeit kann jede menschliche, sonst an Zwecke gebundene Handlung erhoben werden, so bald sie von diesen Zwecken entbunden wird: zunächst der Gebrauch der Stimme und Rede; dann der Gebrauch der Gliedmaßen; endlich der Gebrauch der geistigen Kräfte, und namentlich des Verstandes. Durch alles dieß entsteht eine Reihe, oder ein Kreis von Beschäftigungen, die keine Geschäfte sind, aber Mittel, den Zweck

des geselligen Beisammenseyns, nämlich den Genuß der Freiheit, zu erreichen. So wird also im geselligen Kreise die Stimme zum Gesang, die Sprache zum Gespräch, zur Erzählung, zur Recitation, z. B. von Dichterwerken; der Gang zum Spaziergange, die Bewegung des ganzen Körpers zum Tanz, oder zu allerlei körperlichen Uebungen, die zum Theil den Schein des Ernstes an sich tragen, wie Ringen, Fechten, Wettlaufen, Werfen oder Schießen nach dem Ziele u. dgl., aber dennoch eigentlich nur Spiele sind. Endlich überhaupt das Spiel in allen seinen mannichfaltigen Arten und Abwechselungen, in denen bald geistige Uebersicht, Gewandtheit und Fertigkeit vorwaltet, wie im Schachspiel, Bretspiel und in den feineren Kartenspielen, bald zu jener geistigen Uebersicht u. s. w. auch noch die körperliche Gewandtheit und Geschicklichkeit der Hände und Finger hinzukommt, nämlich im Spiel von musicalischen Instrumenten, entweder mit oder ohne Gesang. Auch der sogenannten Gesellschaftsspiele sey hier gedacht, welche oft durch frohe Laune, echten Humor, Scherz und Witz gewürzt werden. Alle diese genannten Thätigkeiten sind die Elemente, in denen sich das gesellige Leben bewegt, oder auch die Organe, durch welche es sich äußert, und seine Freiheit, Heiterkeit und Fröhlichkeit entfaltet, zugleich aber auch die Erregungsmittel zur Offenbarung und Uebung aller früher erwähnten Tugenden, die wir ganz eigentlich die geselligen nennen können. Denn Gesang und Musik, um sogleich das erste und letzte Unterhaltungsmittel der Gesellschaft zusammen zu knüpfen, stimmen das Herz zu den milden und zarten Gefühlen, welche die Seele des menschlichen Umgangs sind. Das Gespräch schließt bald die Herzen zu vertraulicher Mittheilung, zum Trost, zur Beruhigung, zur Erheiterung auf, bald eröffnet es die Quellen geistreicher Gedanken, und belehrender Lebensansichten oder Erfahrungen, bald ermuthiget und stärkt es zum Handeln und Schaffen. Die Erzählung erregt und ergötzt die Einbildungskraft, erhebt oder erheitert das Gemüth, und belehrt auch wohl über den Menschen, und

über mannichfaltige Zustände und Verhältnisse des Lebens. Das gleiche thut das Vorlesen geist- und gemüthvoller schriftstellerischer Erzeugnisse. Der Spaziergang zerstreut, erheitert, kräftiget, besonders wenn die Natur umher anmuthig oder erhebend ist, und wenn er ein wirklich geselliger ist, wo es denn nicht an Heiterkeit und Fröhlichkeit, an Scherz und Witz fehlt. Der Tanz belebt und erheitert, besonders wenn ihn lebenvolle, heitere Musik leitet. Die körperlichen Uebungen stärken den Körper, kräftigen den Muth, nähren das Freiheitsgefühl. Die feineren Kartenspiele u. dgl., indem sie den Verstand auf freie Weise beschäftigen, geben sie zugleich Veranlassung zu einem wahrhaft freien Betragen, und sind gleichsam die Vorschule eines liberalen Geschäftslebens. Wie man in diesem sich selbst überwinden, sich nicht zum Unmuth, Murrsinn, zur Ungeduld, zur Ungefälligkeit, Unfreundlichkeit, Zanksüchtigkeit hinreißen lassen soll, Alles dieß, was der Ernst des Lebens erfordert, läßt sich im Spiele spielend lernen. So sind auch die Gesellschaftsspiele gute Lehrer der Gefälkeit und eines liebenswürdigen Betragens. Kurz, das gesellige Leben entwickelt und bildet den Menschen am allerfreiesten und leichtesten, und zwar Jeden, wie schon oben angedeutet worden, auf seine eigenthümliche Art, in dem besonderen Kreise, dem er angehört. Auf diese Besonderheit und Verschiedenheit haben wir nun noch einen betrachtenden Blick zu werfen.

Es wurde oben gesagt: „Anders gestaltet sich das gesellige Leben nach den Geschlechtern, anders nach den Lebensaltern, anders nach den Ständen und Beschäftigungen der Menschen, anders endlich nach Erdstrich, Clima, und Wohnsitz, so wie nach manchen äußeren Zufälligkeiten sowohl, als inneren Charakterverschiedenheiten.“ Es hält nicht schwer, Alles dieses in der Erfahrung nachzuweisen. Was das Geschlecht betrifft, so hangen, die Geschlechtsliebe und das eheliche Verhältniß abgerechnet, Frauen immer mehr an Frauen, Männer an Männern. Die Nachbarin schleicht gern zur

Nachbarin, um ihr ihre Heimlichkeiten anzuvertrauen. Und wenn die Männer an öffentlichen Orten ihre Klubbs haben, wo sie sich, nach vollbrachtem Tagesgeschäft vereinigen, um bei Bier und Tabak zu politisiren oder ein Spiel zu machen, so haben die Frauen zu Hause abwechselnd ihre Kränzchen, wo sie beim Thee und Strickstrumpf die Angelegenheiten verhandeln, die ihnen die wichtigsten sind. Was das Lebensalter anlangt, so ergötzt sich die Kindheit mit kindischen Spielen; die Jugend liebt Musik, Gesang, und Tanz, und die Liebe ist ihre Begleiterin; das reife Alter, in freundschaftlichen Kreisen verbunden, freut sich des gesicherten Hausstandes, und vereinigt sich gern bei heiteren Gastmählern. Greise rücken gern am traulichen Kamin zusammen, und schwatzen von der alten, guten Zeit, und gedenken der Schicksale ihres Lebens in heiterer Erinnerung. Die Stände und Beschäftigungen betreffend, so gesellt sich auch hier gern Gleiches zu Gleichem, der Adel zum Adel, der Kaufmann zum Kaufmann, der Handwerksmann zu seines Gleichen, und so auch der Landmann. Gleiche Interessen sind das Band der gemeinschaftlichen Unterhaltung. Erdstrich, Clima, Wohnsitz anlangend, so hat der Norden und das kalte Clima andere gesellige Freuden als der Süden. Und wenn dort Jagd und Schlittenfahrten, Bälle und Gastmähler die Menschen gesellig vereinigen, so erfreuen sich die Südländer in behaglicher Ruhe ihres schönen Himmels: die Städter ergötzen sich auf öffentlichen Plätzen, oder in der kühlen Taberne, beim Sorbet, mit Gespräch; und in der freien, herrlichen Natur begrüßen sich die Winzer auf den Höhen, die Hirten im Thale, die Fischer im Nachen mit Gesang, und die Dörferinnen schlingen, zum Klange der Schalmeyen, den fröhlichen Reigen. Auf andere Weise gesellig sind die Bergbewohner, auf andere die der Seeküste, auf andere die der fruchtbaren Landstriche. Alle sind durch ihr Element vereiniget, und ihre Freuden, wie ihre Arbeiten, diesem angemessen. Endlich wo es immer sey, ist das gesellige Leben ein anderes in glücklichen Tagen, ein anderes in den Stür-

men des Unglücks. Dort theilt man die Freude, und wird dadurch fröhlicher; hier theilt man das Leid, und ist dadurch getröstet. Und zuletzt, welche Verschiedenheit des geselligen Lebens, unter allen genannten Bedingungen, hervortreten möge: immer werden sich gleichgestimmte Herzen, gleichgesinnte Charaktere vereinigen. So viel von der Idee des rein geselligen Lebens.

§. 2.

Das ausgeartete gesellige Leben.

Wiewohl bei Darstellung der Idee des rein geselligen Lebens der Religion nicht gedacht worden, so läßt sich doch schon daraus, daß das gesellige Leben nicht ohne Sittlichkeit bestehen kann, ja, daß die Achtung fremder Persönlichkeit der zarteste Ausdruck derselben ist, der Schluß machen, daß ohne religiöse Gesinnung ein rein geselliges Leben gar nicht denkbar ist. Es ist aber der Religion deshalb nicht gedacht worden, weil im geselligen Leben der Mensch, von aller Nöthigung entbunden, aber dennoch dem Grundgesetz des Geistes treu, gleichsam ganz auf freien Füßen stehen, und den Versuch eines ganz freien Ganges, ohne alle Stütze, machen soll. Hieraus ergiebt sich aber eben so ohne Weiteres, daß ein unsittlicher und irreligiöser Mensch unmöglich das zarte Band des rein geselligen Lebens, die Frei- und Gleich-Achtung der Andern, bewahren kann, sondern daß er es zerreißen muß. Denken wir uns nun eine Gesellschaft von lauter solchen Individuen, so ist klar, daß in diesem Kreise das gesellige Leben ausarten werde. Und leider müssen wir bekennen, daß uns das ausgeartete gesellige Leben weit öfterer entgegentritt, als das reine, in dem Maße, wie wir echte Religion und Sittlichkeit seltener erblicken, als ihr Gegentheil. Alle Untugenden also, welche wir überhaupt mit unreiner Gesinnung verknüpft erblicken, werden wir im ausgearteten geselligen Leben wiederfinden. Doch, was man dem eben Gesagten nach nicht erwarten sollte, selbst ein sittlich-religiöses Streben kann machen, daß das gesellige Leben ausartet, nur auf andere Weise als im erstgenannten Falle. Nämlich nicht jedes solches Streben trägt den Charakter der Freiheit an sich, das heißt: es ist nicht das rechte. Religion und Sittlichkeit soll den Menschen frei machen. Verhält er sich aber gegen beide blos leidend, so wird die eine dem Gemüthe zur Last, und die andere dem Willen zur Fessel, und der Mensch, statt sich in geistiger Kraft als ein Freier zu regen, zieht am geistigen Joche als ein Knecht. Nichts aber engt und schüchtert mehr ein, und verscheucht sicherer den Muth, und die Heiterkeit und Freudigkeit des Lebens, als geistige Knechtschaft. Die Geschichte zeigt uns dieß an der ehemaligen Zucht und Regel der Klöster; und wir können es noch jetzt bei manchen strengen religiösen Secten gewahr werden. Es ist daher kein Wunder, daß solche Zustände auch auf das gesellige Leben Einfluß haben. Entweder es löset sich unter mehreren Individuen gleicher Art gänzlich auf, und verliert sich in ungesellige, finstere Zurückgezogenheit, oder, wenn es noch unterhalten wird, so verliert es seine ganze Anmuth, und wird steif und ängstlich. Das Gleiche bemerken wir auch bei Menschen, die im häuslichen, oder bürgerlichen, oder politischen Druck leben; eben so aber auch bei solchen, die unter dem Druck eines verletzten Gewissens leiden. Aller und jeder Druck des Lebens, wenn er kein Gegengewicht findet, ist der Tod der Geselligkeit. Schon die Beschränkung, die aus Mangel an Bildung, oder aus intellectueller Unkraft entspringt, bringt Aehnliches hervor. Daher das linkische, verlegene Benehmen einer ungebildeten Jugend in gebildeten gesellschaftlichen Kreisen. Daher das steife Benehmen der Kleinstädter in feinerer Gesellschaft. Jedoch dieß Alles sey nur im Vorübergehen gesagt: denn die Ausartung des geselligen Lebens, welche im strengsten Sinne diesen Namen verdient, ist von ganz anderer Art; und ihren Ursprung, wie ihr Wesen, haben wir bereits angedeutet. Allein sie hat verschiedene Stufen. Die erste ist die des blos nach außen gewendeten Lebens, welches sich in Vergnügungs-

und Zerstreuungs-Sucht äußert, und, mit Vernachlässigung der Pflichten des Lebens, sich im Müssiggange gefällt. Das reine gesellige Leben besteht, wie wir wissen, nur bei gnügender Pflicht-Erfüllung, wie der Feiertag nur neben Werkeltagen Statt finden kann. Alle Tage zu Feiertagen machen, heißt: den Begriff der letzteren aufheben. Ein geselliges Leben also, auf Müssiggang, Vergnügungs- und Zerstreuungs-Sucht basirt, wird frivol. Ueble Neigungen wachsen wie Unkraut hervor, und stören das freie Beisammenseyn. Das Gespräch wird seicht, fad, triviell, und um es doch mit einigem Gehalt zu würzen, zur Klätscherei und Medisance. Schlechte Lectüre wird der gediegenen vorgezogen. Gesang und Musik verliert den edlen Charakter, und wird gemein und stümperhaft. Der Tanz wird leidenschaftlich, verführerisch. Eine ausgelassene Lustigkeit herrscht in den Gesellschaftsspielen, die leicht indecent werden. Die Gastmahle werden zu Gelagen, die Abendversammlungen zu Nachtschwärmereien, und Ueppigkeit und Schwelgerei reißt ein. Hier betritt nun das gesellige Leben die zweite Stufe der Ausartung: die Demoralisation bemächtiget sich seiner. Lascive Gespräche und eine gleiche Lectüre, Lieder, Gesänge, vor denen das keusche Ohr erröthet. Doch dieß nur in gemeineren Kreisen. In den höheren, gebildeteren aber: zweideutiger, wenn auch versteckter Umgang der Männer mit Frauen, der Frauen mit Männern. Widrige Leidenschaften gewinnen freien Spielraum. Die Eifersucht richtet Unheil an. Falsches Ehrgefühl erzeugt Streit, persönliche Beleidigungen, und, in den höheren Ständen, Zweikämpfe mit ihren Folgen, in den niederen Prügeleien. Der Neid, die Verläumdungssucht nimmt überhand. Der Egoismus drängt sich vor. Eitelkeit, Stolz, machen sich geltend. Herrschsucht, Rechthaberei, Unfreundlichkeit, Schonungslosigkeit stören die gesellige Eintracht; eben so Spott, Verachtung, Vernachlässigung, Hintenansetzung. Selbst im Spiele erscheinen als Lustverderber: Mißgunst, Unmuth, Murrsinn, Ungeduld, Zanksucht. Alles dieß

zerreißt auf unmoralische Weise das Band des freien Beisammenseyns. Aber die letzte und niedrigste Stufe der Ausartung des geselligen Lebens wird erstiegen, wenn sich zu allem diesem die Unredlichkeit gesellt. Um dieß zuerst im Spiele bemerklich zu machen, so erzeugt die Gewinnsucht, namentlich bei Hazard-Spielen, in welche sich ganze gesellige Kreise stürzen, die niedrige und verächtliche Kunst der Gaunerei, und überhaupt den Betrug und das falsche Spiel. Im übrigen geselligen Leben schleicht sich immer mehr das Mißtrauen ein, und hat Zurückhaltung und Versteckheit zur Folge. Die Offenheit und Geradheit verschwindet, und zwar in dem Maaße mehr, wie schlauer Eigennutz seine Zwecke in der Gesellschaft verfolgt, die er nur durch Verstellung und Heuchelei erreichen kann. Treulosigkeit, Tücke, und Verrath vollenden die Ausartung des geselligen Lebens.

§. 3.

Verderbniß des geselligen Lebens durch die Lüge.

Ist einmal Offenheit und Aufrichtigkeit im geselligen Leben verschwunden, so ist auch die Lüge in ihm einheimisch, selbst wenn man sie nicht dafür erkennte, oder erkennen wollte. Was nicht durch Wahrheit zusammen gehalten wird, wird umsonst durch die Lüge verkittet: es ermangelt der inneren Einheit, und der Zusammenhang ist nur Schein. So das gesellige Leben. Die Achtung der gegenseitigen Freiheit ist das Band, wodurch das gesellige Leben zur Einheit verknüpft wird; wo aber Einheit ist, und folglich auch Einigkeit, da ist die Liebe. Ist demnach die Einheit aus dem geselligen Leben verschwunden, so ist auch die Liebe daraus gewichen, und die Selbstsucht schwingt nun im Kreise der Gesellschaft ihr eisernes Scepter. Alle Züge der Ausartung des geselligen Lebens, die wir so eben verzeichnet haben, sind eben so viele Beweise des herrschenden Egoismus. Der Egoismus ist der Vater der Lüge; und so läßt sich das gesellige Leben, in welches sich der Egoismus eingeschlichen nicht ohne Lüge denken.

Sie ist nun das Element, in welchem das gesellige Leben gleichsam athmet, aus welchem es Nahrung und Leben zieht, aber nur ein Schein-Leben. Daher denn auch besagter Maßen nur der Schein das gesellige Leben zusammenhält, sobald die wahre Einheit, die uranfängliche Aufrichtigkeit aus demselben gewichen ist. Diesen Schein wollen wir nun in seinen verschiedenartigen Erscheinungen verfolgen.

Das erste und einfachste Zeichen des menschlichen Begegnens und Zusammentretens im geselligen Leben, ist der Gruß. Der Gruß ist etwas so natürliches und aus dem Herzen quellendes, daß er dem Menschen, so wie er ein menschliches Antlitz erblickt, gleichsam abgenöthiget wird. Der Mensch ist von Natur zum Menschen hingeneigt, und erkennt in ihm seines Gleichen. Daher beim Zusammentreffen sogleich der Ausdruck gegenseitiger Achtung, den der Wunsch gegenseitiger Erhaltung begleitet. Beides liegt im Gruße. Er ist der erste Erguß der sich begegnenden Herzen. So lange er dieß ist, ist er aufrichtig und wahr. Aber er hört auf, es zu seyn, und wird folglich zur Lüge, wenn er nicht mehr aus dem Herzen kommt. Er ist also bei selbstischen Menschen stets eine Lüge: denn diese lieben nur sich selbst. Treffen sich also zwei oder mehrere dergleichen auf der Straße, auf dem Spaziergange, in der Gesellschaft, so ist der Gruß sogleich eine Lüge, womit sie einander beschenken. Sie beginnt, diese Lüge, ehe noch der Mund geöffnet wird. Das Hutabnehmen, das Verbeugen, das Verneigen, diese ersten Zeichen der Achtung sind Lügen. Man macht sich nichts aus dem, der uns begegnet, man mag ihn vielleicht nicht einmal leiden, ja, man haßt, oder man verachtet ihn vielleicht im Stillen, aber man bezeigt ihm seine Achtung. Man bleibt nicht hiebei stehen: man drückt diese Achtung, und noch mehr, die persönliche Theilnahme an ihm, und was ihn angeht, auch wörtlich aus. Stufenweise wird jene Achtung durch ein: „ergebenster, oder gehorsamster, oder unterthänigster Diener!" bezeichnet; aber man denkt nicht daran, ihm mit Ergebenheit, oder gar Gehorsam zu dienen, überhaupt nicht ihm zu dienen, sondern man lügt ihm alles dieses nur vor. Der Andere thut desgleichen. Noch ist aber die Lügenscene nicht ausgespielt. Die Theilnahme kommt nun an die Reihe. Man fragt: „Nun, wie geht's? Wie befinden Sie Sich? doch hübsch wohl auf? Wie geht's zu Hause? Was macht die Frau Gemahlin?" u. s. w. Wie aber diesem Allem sey, ist uns ganz gleichgültig. Diese Theilnahme ist also Heuchelei, ist Lüge. Nicht genug. Männer, die sich, vielleicht wegen gleicher Ansprüche, gegenseitig von einander abgestoßen fühlen, kommen sich in einem Gesellschaftssaale mit der freundlichsten Miene entgegen, reichen und drücken sich die Hände, nennen sich gegenseitig, „liebster, wertheſter, theuerster Freund," sprechen aber im Herzen: „Mensch, du bist mir unausstehlich!" Desgleichen Frauen, besonders junge, gefallsüchtige, die einander um die Liebhaber beneiden, eilen sich beim Eintritt in die Gesellschaft entgegen, umarmen sich, und rufen sich unter Küssen zu: „ach, liebe, süße Freundin, wie freue ich mich, Sie zu sehen! Wie hat sich mein Herz nach Ihnen gesehnt!" Und dieses Herz fühlt ganz anders als der Mund spricht. Solche und dergleichen Aufrichtigkeitslügen nennt man ausdrucksvoll „Höflichkeit." Aber das Reich dieser sogenannten Höflichkeit ist nicht in so enge Grenzen eingeschlossen; es erstreckt sich weiter als bis auf das erste Begegnen. Es zieht sich zunächst hinüber in das Gespräch, und überhaupt in die gesellschaftliche Unterhaltung. Was zuerst das Gespräch betrifft, so bietet es uns sowohl von Seiten des Stoffs, als der Form, Gelegenheit dar, eine aus Höflichkeit erheuchelte Selbstverläugnung, und folglich den Geist der Lüge, als das Gespräch leitend, zu bemerken. Es versteht sich von selbst, daß hier nur von der feinen Gesellschaft die Rede ist, in welcher die äußere d. h. die Schein-Achtung und der sogenannte Anstand als höchstes Gesetz gilt: denn die Uncultur, in ihren vordringlichen Ansprüchen, kümmert sich eben so wenig um die scheinbare Selbstverläugnung, als um die wahre. Man

lauscht also vorerst, was wohl dem Andern ein angenehmer Stoff des Gesprächs seyn könne; oder, wenn man schon seine Neigung und Richtung kennt, so knüpft man den Faden des Gesprächs unmittelbar an solche Materien, von denen man weiß, daß sie den Mitsprechenden interessiren, wenn gleich der, welcher das Gespräch auf die Bahn bringt, kein Interesse an dergleichen Gegenständen, vielleicht sogar eine Abneigung gegen dieselben hat. Man hat aber alle Ursache den Andern auf gute Laune zu bringen, oder bei guter Stimmung zu erhalten, weil sie uns nützlich und förderlich für unsere Absichten, Zwecke und Pläne seyn kann; und so erheuchelt man denn eine Theilnahme, die man nicht hat. Es sey z. B. der Andere ein vermögender Mann, der uns durch seine Unterstützung nützen kann, oder ein einflußreicher, durch dessen Fürsprache wir gefördert werden können, oder es sey ein angesehener Mann, mit welchem überhaupt im Gespräch zu seyn uns Ehre bringt. Der erste soll leidenschaftlich an der Landwirthschaft hangen, der zweite an der Politik, der dritte an der Kunstliebhaberei. Man interessirt sich für keinen von diesen Gegenständen; allein es ist genug, daß es der Andere thut, und so erheuchelt man, wie gesagt, ein Interesse dafür. Man ist auch vielleicht wenig oder nicht von Landwirthschaft, Politik, Kunstkenntniß unterrichtet. Man stellt sich also begierig, über alle diese Dinge unterrichtet zu werden, und setzt demnach Jeden auf sein sogenanntes Steckenpferd. Man lauscht mit offenem Munde, stellt sich verwundert, giebt Zeichen des Beifalls, streuet Lobpreisungen, Schmeicheleien über große Erfahrung, Scharfblick, Geschmack u. dgl. ein. Und dieß alles ohne den mindesten inneren Ernst. Man heuchelt also und lügt. Oder man besitzt einige Kenntniß über jene Dinge, so hält man mit seiner wahren Ansicht und Meinung hinter dem Berge, lässt den Andern gewähren, auch wenn er gegen unsere Ueberzeugung spricht, lässt sich, selbst gegen besseres Wissen, widerlegen, und erkennt heuchlerisch die fremde Ueberlegenheit an. Den gleichen Fall läßt man bei jungen und

alten Damen eintreten. Schon die Art der Annäherung an sie in der Gesellschaft ist eine Heuchelei, eine Lüge. Man nahet sich mit einer Art von Ehrfurcht, ja, Unterthänigkeit. Man sagt den Jüngeren Schmeicheleien, feinere oder derbere, je nachdem sie sie vertragen können. Man führt die Aelteren auf ihr Lieblings-Thema, wo sie sich recht ausschwatzen können, und hört andächtig zu, wie wohl man sich fürchterlich dabei langweilt. Man wagt von Zeit zu Zeit zu widersprechen, blos um nachher desto bereitwilliger nachzugeben, und der Gegnerin einen Triumph zu bereiten: denn man kann eben so viel bei älteren Frauen ausrichten, wenn man ihnen Recht läßt, als bei jüngeren, wenn man ihnen gehorcht, wenn auch beides nur zum Schein. Und so ist dieses ganze Benehmen eine Spiegelfechterei, eine Täuschung, eine Lüge. Was nun die übrige gesellschaftliche Unterhaltung betrifft, so verfehlt die Lüge nicht, sich ebenfalls in dieselbe einzumischen. Ein Mann von Bedeutung, der in dem Rufe eines angenehmen Erzählers oder Vorlesers steht, hat auf eine oder die andere Weise etwas vorgetragen. Jetzt hat er geschlossen. Man weiß, daß er ein wenig eitel ist: und so wird er denn über seine vortreffliche Gabe zu erzählen, über sein herrliches Talent zum Vorlesen, mit Complimenten überschüttet, die eben so aufrichtig gemeint sind, als die demüthige Bescheidenheit, mit welcher er sie ablehnt. Also Lügen hinüber und herüber. Jetzt setzt sich auf dringendes Nöthigen, welches nichts weniger als ernstlich gemeint ist, die ältere Tochter des Hauses zum Klavier, und spielt ein auswendig gelerntes Stück. Wohl zu merken: die Eltern tractiren ganz vortrefflich. Kaum hat sie geendigt, so ertönt ein lautes Bravo-Rufen und Beifall-Klatschen, obschon man sich im Stillen sagt, daß sie weder Tact noch Vortrag hat. Jetzt kommt die jüngere an die Reihe, welche mit nichts weniger als metallreicher und reiner Stimme eine Opern-Arie vorträgt. Derselbe Beifall. Zum Schluß declamirt der zehnjährige Sohn des Hauses, der Liebling der Eltern, eine Fabel, oder deß etwas, indem

er mit den Armen die Luft durchsägt. Nun flüstern die Nachbarn zur Rechten und zur Linken, hier der Mutter, dort dem Vater zu: „Wie allerliebst! Was für ein Anstand! Wie beherzt! Ein Großer macht's nicht besser! In dem Knaben steckt viel!" und dergleichen fade Schmeicheleien mehr, an deren Wahrheit Niemand glaubt als die Eltern. So schleichen die Stunden vorüber, in denen man sich auf das angenehmste zu unterhalten vorgiebt, bis man zur Tafel geht, wo man sich dann wirklich auf das angenehmste unterhält: denn es fehlt nicht an ausgesuchten Speisen und Weinen. Aber auch nicht an anderer, mit Lüge reichlich gewürzter, Unterhaltung. Hier flüstert ein junger Glücksritter einem einfältigen Mädchen, das aber eine reiche Erbin ist, Süßigkeiten zu, um sie zu girren. Dort wirft eine bürgerliche Schöne, die gern Frau Baronin seyn möchte, ihrem eitlen Nachbar vielsagende Blicke zu, von denen ihr Herz nichts weiß: denn man kann auch mit den Augen lügen. Am Ende der Tafel sitzt und schmaußt ein alter Speichellecker, der in den Familien als Hausfreund wohl gelitten ist, weil er jeder immer etwas Neues von den andern mittheilt. Er hat aber nur Ein Auge auf seinen vollen Teller gerichtet, das andere auf seine noch ältere steinreiche Nachbarin, von der er gern im Testamente bedacht seyn möchte, und deren aufmerksames Ohr er mit einem Stadthistörchen kitzelt, in welchem ein Viertel Wahrheit mit drei Viertel Lügen versetzt ist. Er ist sicher, daß er nicht belauscht wird: denn mitten an der Tafel hat ein breitschulteriger Militair die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, indem er höchst sonderbare Ereigniße mittheilt, welche seiner Person in Feldzügen begegnet sind, die er zum Theil nicht mitgemacht hat. Bei jeder erdichteten Thatsache setzt er seine Ehre zum Pfande, und erregt das Erstaunen der aufmerksamen Zuhörer, Einen ausgenommen, einen ausgedienten Seekapitain, der ihm gegenüber sitzt, und noch weit wunderbarere Dinge berichtet, von denen er Augenzeuge war, wie er mit den kräftigsten Eiden versichert, wiewohl er das

Meiste seinem glücklichen Gedächtniß aus Schiffs-Unterhaltungen in müssigen Stunden, zu verdanken hat. Und so ist die Lüge die stärkste Würze der Tafelfreude, bis diese ihr Ende erreicht hat, und Wirth und Gäste unter wechselseitigen Freundschaftsversicherungen, von denen das Herz nichts weiß, von einander scheiden.

Eine Art von Pflicht des geselligen Lebens sind gegenseitige Besuche. Sie sind gemeinhin eine Höflichkeitslast, und darum Lügen. Denn man erinnere sich, daß die Lüge nicht blos durch das Wort, sondern auch durch die That ausgesprochen wird, ja daß sie, genau genommen, selbst eine That ist. Diese Besuche sollen Beweise des freundschaftlichen Andenkens seyn; man macht sie aber meist blos, um nicht zu verstoßen, oder um sich selbst, etwa für künftige Einladungen zu Familienfesten u. dgl. im Andenken zu erhalten oder auch wohl nur um eine müssige Stunde zu verplaudern. Jede dieser Absichten aber gilt für einen Freundschaftsbeweis, ist also eine Lüge. Und wie oft werden bei solchen Besuchen auch nur Lügen verhandelt! Der nächste Gegenstand der Gespräche, besonders unter Frauen, sind Stadtneuigkeiten. Eine geringe Thatsache wird vergrößert, verunstaltet, ganz nmgestaltet, besonders wenn sie von Mund zu Munde geht; und so sieht sie sich zuletzt nicht mehr ähnlich. Ein Herzens-Verhältniß, das etwas im Dunkeln liegt, eine etwas bedenkliche ökonomische Lage, ein unangenehmer häuslicher Vorfall, alles dieß, und wie vieles mehr, bald durch das Gesinde, bald durch Zwischenträger lautbar gemacht, wie wird es durch lügenhafte Zusätze verändert! „Wissen Sie schon, liebste Freundin, daß die stolze Geheimerathstochter, der der Assessor S. die Cour machte, Knall und Fall verreist ist? Das kommt aus solchen Geschichten! Die armen Eltern dauern mich nur! Eigentlich sind sie aber nicht zu beklagen: warum dulden sie ein solches Verhältniß!" Die Wahrheit ist aber, daß das junge Mädchen zu einer kranken Tante gereist ist, die sie zu sehen wünschte, und daß der Assessor S. nicht ihr Liebhaber, son-

dern der Verlobte ihrer Schwester ist: denn so eben bringt der Bediente die Karte. — „Hören Sie, Freund! mit dem K. steht es ja recht schlecht! In den nächsten Tagen wird der Bankerut ausbrechen. Sein Schwager hat schon ein großes Capital geopfert; es wird aber nichts helfen." Allerdings hat K. von seinem Schwager ein Capital aufgenommen, aber blos zum Behuf eines großen Ankaufs, und um sich selbst nicht zu entblößen. „Liebste Cousine, etwas ganz Neues! L. läßt sich von seiner Frau scheiden. Er hat sie in den Armen eines fremden Offiziers getroffen!" Das letztere ist in so weit richtig, als jener fremde Offizier allerdings vorhanden, aber der Bruder der jungen Frau ist, welcher nach Jahre langer Abwesenheit zum Besuch gekommen.

Doch genug von der Chronique scandaleuse des geselligen Lebens. Zum Schlusse nur noch ein Wort über die Höflichkeitslügen überhaupt. Es ist nämlich wohl zu bemerken, daß sie gar nicht mehr für Lügen gelten, weil man sich zu sehr an sie gewöhnt hat, als daß man an ihnen noch etwas Arges finden sollte, sondern sie im Wechselverkehr für baare Münze giebt. Lüge aber bleibt Lüge.

Sechstes Kapitel.

Die Lüge im wissenschaftlichen Leben.

§. 1.

Idee und Charakter des wissenschaftlichen Lebens.

Der Mensch ist nicht für die Unwissenheit geboren. Er soll thätig seyn, wirken, schaffen. Wie kann er dieß aber, wenn er keine Einsicht in die Gegenstände seines Handelns hat? Nichts ist verderblicher als ein blindes hin- und her Tappen. Der zum handelnden Leben geborne Mensch muß also über sich, und die Welt, und sein Verhältniß in der Welt und zu der Welt im Klaren seyn, wenn er ein gedeihliches Leben führen will. Inzwischen wird Wenigen dieses Glück in vollem Maße zu Theil, weil sich eine Menge Hindernisse ihrer Aufklärung in den Weg stellen. Diese Hindernisse zu beseitigen und die allgemeine Aufklärung zu befördern ist also der Beruf, die Pflicht und die Aufgabe Derer, denen ein vorzüglicheres Vermögen der Erkenntniß zu Theil ward. Das Licht, das ihnen leuchtet, soll auch den Andern leuchten. Allein sie selbst müssen sich dieses Licht erst verschaffen: denn auch der reich Begabte bringt nur die Anlage zur Erkenntniß mit auf die Welt. Sie müssen sich erst selbst belehren, ehe sie Lehrer der Andern werden können. Das Streben nach Belehrung, oder was dasselbe ist, nach Erkenntniß, also das Forschen, ist der eigentliche Charakter, ja das eigentliche Geschäft des wis-

senschaftlichen Lebens. Das wissenschaftliche Leben ist im Umkreise des Forschens eingeschlossen. Was über diesen Kreis hinausliegt, gehört der Lehre und der Ausübung an, und folglich in das Gebiet der Kunst, welche die Wissenschaft voraussetzt, aber nicht erwirbt, sondern aus ihr schöpft. Die Wissenschaft ist die Ausbeute des wissenschaftlichen Lebens, und ihr Inbegriff oder ihre Idee, ist: vollständige, gründliche und klare Erkenntniß. Bilden wir uns aber nicht ein, daß es für den Menschen eine wirklich vollkommene Wissenschaft gebe, in welcher Art von Gegenständen es immer sey, noch weit weniger aber eine erste Wissenschaft, von welcher die übrigen alle abzuleiten, ja, in welcher sie wie Keime enthalten seyen, die nur der Entwickelung bedürfen. Man will zwar in neuerer Zeit die Philosophie zu einer solchen Mutter aller Wissenschaften machen, und giebt ihr daher sogar den Namen der Wissenschaft überhaupt oder schlechthin. So lange aber jeder Philosoph, der nicht der Nachbeter eines Andern ist, seine Philosophie für sich hat, und so lange Ein philosophisches System von dem andern verdrängt wird, wie eine Mode von der andern, möchten die übrigen Wissenschaften schlecht zurecht kommen, wenn sie sich auf die Philosophie basiren, und in derselben ihren Urstoff, so wie ihre Urform suchen wollten. Ja, es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß die übrigen Wissenschaften in ihrer Weise sicherer basirt und weiter vorgeschritten sind, als die Philosophie, welche sich zwar ein höheres Ziel steckt, als die übrigen, und einen größeren Umlaufskreis beschreibt, dagegen aber auch zu den andern Wissenschaften in dem Verhältnisse eines noch nicht ausgebildeten Kometen zu den kernhaften Planeten steht. Dem sey jedoch, wie ihm wolle, so wird nicht blos die Philosophie, sondern das wissenschaftliche Streben überhaupt, bei weitem zu hoch gestellt, wenn es, wie neuerlich geschehen, für die höchste Aufgabe des Menschengeistes angesehen wird. Die Wissenschaft, sie beschäftige sich womit sie wolle, und folglich auch das wissenschaftliche Le-

ben, ist immer nur ein Mittel für höhere Zwecke. Der höchste Zweck, die wahre Bestimmung des Menschen, ist die Gottseligkeit, zu welcher er nur durch Heiligung seines Wesens gelangen kann. Das Geschäft der Heiligung ist aber ein ganz anderes, als philosophisches, oder irgend ein anderes, Forschen und Erkennen; und selbst die Gotteserkenntniß, als die höchste, ist durch heiligen Sinn und Wandel bedingt. Nicht die Speculation, und sey sie die abstruseste und subtilste, führt zur Gotteserkenntniß, sondern das Handeln und Wandeln nach göttlichem Gebot, oder das Thun des göttlichen Willens. Nun kann man zwar sagen, daß ohne Erkenntniß oder Wissenschaft des göttlichen Willens kein Handeln nach demselben möglich sey. Allein diese Erkenntniß, möge sie stammen und kommen woher sie wolle, ist dennoch wiederum nur Mittel zum Zweck. Und so ist es in jedem Falle und in jeder Hinsicht Unrecht, die Wissenschaft und das wissenschaftliche Leben unter den menschlichen Geschäften und Bestrebungen oben an zu stellen; sondern diese Stelle gebührt allein einem göttlichen Leben, d. h. dem rein sittlichen und religiösen. Das wissenschaftliche Leben hat also nur einen bedingten Werth, und steht, in Beziehung auf die wahre Bestimmung des Menschen, jedem andern Geschäftsleben gleich, d. h. es ist ein untergeordnetes Leben. Abgesehen von dieser Unterordnung ist freilich das wissenschaftliche Leben unter den übrigen Verzweigungen des thätigen Menschenlebens sehr hoch gestellt; zwar nicht in dem Maße, daß es über alle die übrigen herrsche: denn in einem lebendigen Ganzen giebt es kein Erstes und kein Letztes, indem Alles sich gegenseitig erhält und trägt. Aber wie in jedem Organismus, wie im Staate selbst, es höhere und niedere Organe giebt, — wiewohl sie alle dem allgemeinen Zwecke dienen, — so nimmt auch das wissenschaftliche Leben im allgemeinen menschlichen Verkehr eine hohe Stufe ein, ohngefähr wie das Nervensystem im somatischen, oder das Intellectualsystem im geistigen Organismus, d. h. es wirkt erregend und ordnend.

Das wissenschaftliche Leben steht also in Verbindung und Zusammenhang mit den übrigen Lebenszweigen, und man würde ihm unrecht thun, wenn man es in Bezug auf die übrigen, für ein nicht thätiges oder wirkendes halten wollte. Wenn es sich selbst dazu macht, so hat es eine falsche Richtung genommen, von welcher späterhin die Rede seyn wird. Im Gegentheil, es ist in seiner Art eben so praktisch, wie die übrigen Zweige des menschlich-thätigen Lebens in der ihrigen; und es kommt nur darauf an, seine Wirksamkeit und seinen Einfluß auf die übrigen nachzuweisen. In dieser Hinsicht haben wir aber mehrere Arten und Stufen des wissenschaftlichen Lebens zu unterscheiden; und wir müssen dieselben wenigstens in einem flüchtigen Umrisse bezeichnen.

Gedachter Maßen ist der Charakter des wissenschaftlichen Lebens das Forschen. Alles Forschen geht aber auf Erkenntniß aus, und die Summe oder das Wesen der Erkenntniß ist der Begriff. Nur was wir begreifen, erkennen wir; wir begreifen aber nur, wovon wir Anfang, Mitte und Ende, oder Grund, Wesen und Zweck durchschauen, umfassen und festhalten. Es gehört also mehr zum Begriffe, als man gemeinhin wähnt. Hieraus folgt aber auch die Mangelhaftigkeit aller Wissenschaft: denn wer will sich rühmen, irgend einen Gegenstand des Wissens nach allen Merkmalen des Begriffs zu umfassen? Gleichwohl ist und bleibt der Begriff, im angegebenen Sinne, die Aufgabe der Wissenschaft. Nun giebt es überhaupt nur drei Gegenstände der Wissenschaft, welche auf verschiedenen Stufen der Forschung verfolgt werden können: die Natur, die Geschichte, und das über Raum und Zeit Erhabene, oder das Unbedingte. Demnach haben wir drei Grundwissenschaften anzuerkennen, nach denen sich das wissenschaftliche Leben wenden kann: die Naturwissenschaft, die Geschichts-Wissenschaft und die Wissenschaft des Unbedingten, oder die Metaphysik; die letztere deßwegen so genannt, weil sie über die Grenze des Natürlichen hinausschreitet, oder mit andern Worten, weil sie das Uebernatürliche zum Gegenstande hat.

Diese drei Grundwissenschaften sind gleichsam die Wurzeln aller übrigen, doch so, daß sich gemeinschaftliche Zweige von der einen zur andern herüber ziehen, und je nachdem die Gegenstände mehreren Gebieten angehören, auch die Wissenschaften aus mehr als Einem Boden ihre Nahrung ziehen. So gehört z. B. die Anthropologie theils der Naturwissenschaft, theils der Geschichtswissenschaft, theils der Metaphysik an, und zwar der ersten, nach dem räumlichen, der zweiten, nach dem zeitlichen Daseyn des Menschen, der dritten, nach seiner ewigen Bestimmung. Was nun aber ferner die Stufen der Forschung betrifft, so giebt es deren ebenfalls drei, welche eben so viele Scheidewände der Wissenschaften bezeichnen, doch so, daß in jeder ein Durchgang zur nächsten offen gelassen ist, und Uebergänge von der einen zur andern möglich werden. Auf der ersten Stufe wird der Gegenstand blos in seiner Erscheinung aufgefaßt; auf der zweiten in seinem Wirken, und in Bezug auf die Kraft, oder die Kräfte, wodurch er wirkt; auf der dritten endlich in Betreff des Gesetzes oder der Gesetze, wonach er wirkt. Auf diese Weise wird z. B. die Natur in der genannten Stufenreihe von der Forschung verfolgt, und so verzweigt sich die Naturwissenschaft zunächst in die sogenannte Naturgeschichte oder Naturbeschreibung, dergleichen in der Mineralogie, Botanik, Zoologie gegeben wird; sodann in die eigentliche Physik, zu welcher unter andern die Chemie und Physiologie gehören; endlich in die Mathematik, zu welcher namentlich die Astronomie gerechnet werden muß.*) So ist demnach, wie die Wissenschaft selbst, so auch das wissenschaftliche Leben nach Arten und Stufen verschieden. So groß aber auch diese Verschiedenheit sey, so wird sie doch durch etwas aufgehoben, welches dem wissenschaftlichen Leben überall gemein ist, und ohne welches dasselbe sein Ziel verfehlt. Alles Forschen muß nämlich auf die Erkenntniß der Wahrheit gerichtet seyn,

*) Ueber alle diese Gegenstände ist vollständig in des Verf. Anthropologie gehandelt worden.

und demzufolge vom Wahrheitssinne geleitet werden. Und hier ist es, wo wir abermals gewahr werden können, daß es keinen Kreis des Lebens giebt, welcher der Religiosität entbehren könne. Denn der Wahrheitssinn ist die Empfänglichkeit des Gemüths für die Wahrheit, und ist in der Gesinnung begründet. Nur dem redlichen Herzen ist es um die Wahrheit zu thun: es verschmähet allen Schein, alle Täuschung, alle Lüge, im erkennenden eben sowohl, als im handelnden Leben. Redlichkeit ist aber durchaus durch Gewissenhaftigkeit bedingt, und diese wurzelt hinwiederum in der religiösen Gesinnung. Wer nichts Heiliges anerkennt, achtet, und ehrt, hat auch keinen Antrieb, gewissenhaft zu seyn. Dagegen, je mehr der Mensch von Ehrfurcht gegen das Heilige erfüllt ist, desto weniger wagt er es in irgend einem Verhältnisse des Lebens zu verletzen, desto mehr achtet er dessen Rechte, auch in dem Gebiet der Erkenntniß. Das Recht des Heiligen aber im Gebiet der Erkenntniß ist die Wahrheit. Das wissenschaftliche Leben muß also gleichsam in dem Elemente der Wahrheit athmen, und in dieser Beziehung ein heiliges, ein reines Leben seyn. Keine falschen Triebfedern dürfen es leiten, sondern allein der Trieb, die Wahrheit zu erkennen, muß sein Leitstern seyn. Dieser Trieb selbst aber wird durch den Wahrheitssinn, d. h., durch die Vernunft, angefacht, und, einer reinen Flamme gleich, unterhalten. Nun kommt alles Erkennen durch zwei Elemente zu Stande: durch die Beobachtung, und durch das Denken. Beide Elemente müssen den Charakter der Reinheit an sich tragen, und durch die Wahrheit, gleichsam wie durch Priesters Hand, mit einander verbunden seyn. Der Sinn muß sich vor der Verführung durch Täuschung bewahren, der Verstand vor der Verführung durch Irrthum. Der Genius der Wahrheit muß über beiden wachen, und sie zusammen halten, daß sie ihren Weg einträchtig mit einander gehen. Die Anschauung muß den Gedanken wecken, und dieser die Anschauung umfassen. Aus der innigen Vereinigung beider entspringt die Erkenntniß. Der Forscher, welcher diesen Weg betritt, und treu und beharrlich auf demselben fortschreitet, wird selbst dann, wenn sich hier und da Täuschung oder Irrthum eingeschlichen haben, dieselben bald entdecken, und aus der Wissenschaft, welcher sein Leben geweihet ist, verbannen. So ist das wissenschaftliche Leben ein wahrhaft priesterliches Leben, und in seiner Weise eben so rein als das religiöse. Dieses ist die Idee und der Charakter des wissenschaftlichen Lebens. Wir wollen nun sehen wie der Forscher dieser Idee und diesem Charakter auf mannichfaltige Art untreu werden, oder mit andern Worten, wie das wissenschaftliche Leben ausarten könne: denn blos unter der Bedingung seiner Ausartung kann sich auch die Lüge in dasselbe einschleichen.

§. 2.

Ausartung des wissenschaftlichen Lebens.

Der erste Weg zur Ausartung des wissenschaftlichen Lebens ist der, wo dasselbe höher gestellt wird, als es seiner Natur nach gestellt werden darf. Wer die Wissenschaft überhaupt höher stellt, als die Weisheit und die Tugend, und als die Wurzel beider, die Religion, der verletzt die natürliche Ordnung und Würde der Lebensrichtungen, und legt dem wissenschaftlichen Leben einen Charakter bei, den es nicht behaupten kann noch darf. Er macht das Mittel zum Zweck, baut also auf einen falschen Grund, und stellt sich ein falsches Ziel. Wenn nun das wissenschaftliche Leben, an die Spitze aller Lebensbestrebungen gestellt, nicht an seinem Platze ist, so tritt nothwendig ein großer Uebelstand ein, sobald es, wie es jetzt muß, die übrigen Lebensrichtungen beherrschen will. Dieß ist besonders, und namentlich, der Fall mit der Herrschaft, die sich die Philosophie als sogenannte Religions-Philosophie, über die Religion anmaßt. Die Religion hat es nicht mit der Philosophie, sondern mit dem lebendigen Gott zu thun, den das Herz findet, wenn es ihn, nach Anweisung der göttlichen Offenbarung, sucht. Kann die Philo-

sophie dem Herzen zeigen, oder gar vorschreiben, wie es Gott suchen soll? Der Philosoph sagt: „Allerdings! die Vernunft, in der Form der Philosophie, begründet die richtige Vorstellung von einem höchsten Wesen, oder die Idee der Gottheit, und lehrt den Menschen, sein Leben dieser Idee gemäß einrichten. Die Vernunft thut noch mehr. Sie verbannt alle der Idee der Gottheit widersprechende oder unwürdige und den Menschen herabwürdigende sogenannte religiöse Vorstellungen und Beziehungen, wie z. B. die absurde Vorstellung einer Dreieinigkeit, einer Menschwerdung Gottes, einer Genugthuung des Mensch gewordenen Gottes für die Sünden der Welt, und einer Vergebung der Sünden durch den bloßen Glauben an den Erlöser, u. s. w.; was alles in Folge einer angeblichen göttlichen Offenbarung angenommen wird. Ja, die Vernunft, durch ihr Organ, die Philosophie, thut dar, daß außer der Offenbarung, die sie selbst giebt, keine andere nöthig, und nicht einmal möglich, und was sich außerhalb der Grenzen der Vernunft für eine solche ausgebe, entweder auf Aberglauben, in der Form des Mysticismus, oder auf Betrug zurückzuführen sey." Somit ist durch die Philosophie, d. h. durch ein abstractes, inhaltleeres Formelwesen, das lebensreiche Evangelium vernichtet, an seine Stelle die Selbstgnügsamkeit des Menschen gesetzt, und der Mund Christi und seiner Apostel hat umsonst Vergebung der Sünden und das ewige Leben verkündiget. Wer aber der Christuslehre den Eingang in sein Herz gestattet, und ihre beseligenden Wirkungen an sich selbst erfahren hat, lächelt über diese dünkelhafte, sich selbst übersliegende, Menschenweisheit, welche die Weisheit und das gnädige Erbarmen Gottes über ein sündiges Menschengeschlecht nicht gelten lassen will, und erkennt im menschlichen Stolze die Quelle dieser wissenschaftlichen Ausartung. Die Philosophie findet jedoch ihre Ansprüche auf Herrschaft schon von andern Wissenschaften bestritten. Die Naturwissenschaft will nicht ihre Tochter, sondern. wie die Philosophie selbst, ihre eigene Mutter seyn, die

ohne fremde Beihülfe aus dem urkräftigen Boden der Wirklichkeit hervorwächst, und alles was außer dem Kreise der Erscheinungswelt liegt, folglich auch die Philosophie mit ihrem feinen Spinngewebe von Begriffen, als leeres Schattengebild zurückweiset. Kurz, der Naturforscher fußt auf den sichern Grund und Boden der Erfahrung, und verwirft alle Speculation. Aber auch in den Ansprüchen der Naturwissenschaft, welche in dem Besitze des Wesens der Dinge zu seyn wähnt, erkennen wir eine anmaßende Selbstüberhebung. Denn abgerechnet, daß die Naturwissenschaft immer ein Bruchstück bleibt, irrt sie auch gröblich, indem sie das ganze Gebiet des Wissens für sich in Beschlag nimmt, und das Reich des Geistes, weil es nicht im Bereiche der Natur liegt, als sey es nicht vorhanden, ignorirt. Auch sie übersliegt sich selbst, und artet dadurch aus, daß sie auf Alleinherrschaft Anspruch macht. Zwischen der Philosophie und Naturwissenschaft hebt eine Tochter der Geschichtswissenschaft ihr Haupt empor, indem sie sich um keine der genannten bekümmert, und sich an die Spitze der menschlichen Aufklärung stellt. Es ist die Archäologie, deren Auge und Zunge zugleich die Philologie ist. Wie die Gegenwart auf der Vergangenheit ruht, so ist auch, nach ihr, die Gegenwart nur aus der Vergangenheit zu erklären. Was der Menschengeist von jeher ersonnen und ausgeführt, das ist ihr Gegenstand. Und so wähnt sie den Schlüssel zu allen Schätzen des Wissens zu haben, ohne zu bedenken, einerseits, daß der größte Theil dieser Schätze — wenn es welche waren — in der Tiefe der Zeiten untergegangen ist; andererseits, daß die neue Zeit auch Neues aus ihrem Schooße gebiert. Erwägen wir nun, daß dieses einseitige Streben nach allen Richtungen der Wissenschaft hin, auch eine Einseitigkeit im wissenschaftlichen Leben selbst erzeugt, so ist leicht zu begreifen, daß, wenn diese Einseitigkeit, wie es unvermeidlich ist, durch Neigung und Leidenschaft gefördert wird, auch der Ausartung des wissenschaftlichen Lebens aller nur mögliche Vorschub geleistet

werde. Stolz nnd Eitelkeit, Neid und Eifersucht, die Sucht zu glänzen und Neues zu sagen, dazu der Hang fremdes Verdienst nicht anzuerkennen, zu schmälern, zu verdrängen, Alles dieß entstaltet das wissenschaftliche Leben auf eine Weise, und in einem Grade, daß hier eine große Aehnlichkeit mit den bürgerlichen Beschäftigungen in Handel und Wandel eintritt, wo Einer den Andern zu übervortheilen oder hinter das Licht zu führen sucht. Bald ist es eine Erfindung, eine Verbesserung, die Einer dem Andern streitig macht; bald ist es ein offenes oder verstecktes Verkleinern und Herabwürdigen fremder Leistungen; bald ist es ein offenbares Verfälschen fremder Ansichten, auf welches sich nun ein oft Verachtung aussprechendes Verdammungsurtheil gründet; bald ist es endlich ein übermäßiges oder unbegründetes Herausheben eigener Verdienste, oder auch ein sich Ausschmücken mit fremden Federn, wodurch das reine wissenschaftliche Leben ausartet, und zum gemeinen Thun und Treiben herabsinkt. Und da zu vielen, wo nicht zu allen, dieser Bestrebungen die Lüge förderlich, ja nothwendig ist, so tritt es zu Tage, wie sich auch die Lüge dem wissenschaftlichen Leben einverleiben kann. Was wir jetzt näher betrachten wollen.

§. 3.

Eingang und Herrschaft der Lüge im wissenschaftlichen Leben.

Wo Stolz, Eitelkeit, Neid, Eifersucht geschäftig sind, um theils zu eigenem literarischen Ruhme zu gelangen, theils fremden zu untergraben, da hört schon an und für sich die Wahrheit auf, der Zielpunkt des wissenschaftlichen Strebens zu seyn: denn die Wissenschaft selbst ist nur das Instrument, der Hebel, durch welchen man sich auf positivem oder negativem Wege in die Höhe fördern will. Der letztere ist der heut zu Tage so häufig betretene, ja zur Heerstraße gewordene, der Kritik. Es sey vergönnt, von diesem in Bezug auf die Lüge, zuerst zu reden. Nichts sollte der Kritik heiliger seyn als die Wahrheit: denn sie ist es ja, welche mit dem Maßstabe der Vernunft, und mit der Wagschale der Gerechtigkeit zu Gericht sitzen soll. Allein es ist gemeinhin, oder doch sehr häufig, das Ding was man Subjectivität nennt, der Inbegriff von dünkelvoller Besserwisserei, eingebildeter Autorität, eitler Selbstgefälligkeit, hoffärtiger Anmaßung, gewissenloser Verwerfungssucht, schonungsloser Zerfleischungslust, was, mit dem Mantel der Kritik bekleidet, den Thron der Wahrheit einnimmt. Wo aber die Wahrheit vom Richterstuhle verdrängt ist, da nimmt die Falschheit ihren Platz ein. Die Falschheit aber ist die Mutter der Lüge. Ein Richter, der vor der Wahrheit sein Ohr verschließt, kann den Mund nur zur Lüge öffnen. Daher, um einzelner kritischer Werke in allen Fächern der Wissenschaft nicht zu gedenken, die ungeheure Masse von Lügen, welche die sogenanten Recensir-Anstalten oder Recensionsfabriken durchdringt. Wir leugnen zwar nicht die Existenz gewissenhafter, gründlich unterrichteter, wahrheitliebender, humaner Recensenten. Die kritischen Zeitschriften aller Art enthalten rühmliche Beweise dieser Existenz; und es giebt Recensionen, welche als Musterbilder der Kritik in klassischer Reinheit dastehen, und die Wissenschaft selbst fördern, welcher sie angehören. Ihre Verfasser jedoch sind:

„rari nantes in gurgite vasto.“

Dagegen aber giebt es eine Unzahl von Recensions-Fabrikanten, welche, sie mögen Lob oder Tadel aussprechen, beides dergestalt mit der Lüge versetzen, daß das Körnlein Wahrheit, welches etwa in das Gemisch eingeht, nur da zu seyn scheint um der Lüge Credit zu verschaffen. Was zuerst das Lob betrifft, so giebt es eine gewisse Clique unter den Schriftstellern, welche zugleich Recensenten, und unter den Recensenten, welche zugleich Schriftsteller sind, und die sich unter einander mit ihren gegenseitigen Recensionen in die Hand arbeiten, nach dem alten Sprichworte: Eine Hand wäscht die andere. Diese heben und tragen sich gegenseitig, und nicht blos dieses, sondern sie streuen sich gegenseitig den Weihrauch einer unverschämten

Lobpreisung, so daß man meinen sollte, das Zeitalter könne für dergleichen über alle Maßen vortreffliche Werke nicht dankbar genug seyn, sollten sie auch nur Compilationen, und oberflächliche Ueberarbeitung der gegebenen Gegenstände enthalten. Aber Gnade Gott dem Schriftsteller, der mit solchen Posaunenbläsern nicht in Verbindung steht, oder der es gar wagt, sich ihren Ansichten gegenüber und entgegen zu stellen. Sein Werk, und sey es noch so lebenskräftig und frisch, ist ein Kind des Todes, so wie sie es nur zu Gesicht bekommen. Es wird sogleich in das Bett des Prokrustes gespannt, auf alle Weise verstümmelt, und nun für eine Mißgeburt ausgeschrieen. Ist nun noch irgend ein Vorwand da, den Verfasser einer oder der andern verpönten Secte beizugesellen, so wird vollends der Stab über ihn gebrochen und das Anathema über seine unglückliche Feder ausgesprochen. Nur wenn er etwa durch ein, mit demüthigem und respectvollem Schreiben begleitetes, Exemplar seiner Schrift, oder durch irgend eine einflußreiche Vermittlung, dem Groß-Inquisitor vor Augen tritt, darf er eine einigermaßen gnädige Behandlung hoffen. Außerdem packt ihn der Geist der Lüge, wie ein schadenfroher Gnome, und hat sein höhnisches Spiel mit ihm. Diejenigen sind noch glücklich zu nennen, die der hohe Recensent mit vornehmer Geringschätzung behandelt, so daß er, nach einem flüchtigen Ueberblick der Inhaltsanzeige ihrer Schrift, und nachdem er noch ein wenig in derselben hin und her geblättert, die rüstige Feder ergreift, und mit wenigen meisterhaften Strichen dem Publicum ein Zerrbild derselben zum Besten giebt, über welches er sodann schlüßlich noch einige künstlerische Bemerkungen hinzufügt. Erblickt der Autor zufällig seinen Namen bei diesem Machwerke der Kritik, so erkennt er sich natürlich selbst nicht wieder, und kann auch nicht verlangen, daß Jemand geneigt seyn soll ihn näher kennen zu lernen. So würden oft tüchtige Werke, durch den Schleier, den die Recensentenlüge über sie zieht, im Dunkeln

bleiben, wenn nicht ihre innere Kraft diesen Schleier zerrisse, und sich ihre Bahn in das Reich der Wissenschaft selbst bräche.

Doch lassen wir das gemeine Recensenten-Heer, das

„ignavum, fucos, pecus,

und überhaupt die Kritik mit ihrer Falschmünzerei, zur Seite liegen, und wenden wir uns zur Betrachtung der wissenschaftlichen Lüge auf dem großen Jahrmarkte der Wissenschaft selbst. Hier tritt uns zunächst das Gebiet der Philosophie entgegen. Die Ersten, welche die Gränze der Wahrheit in diesem Gebiete, welches dem unmittelbaren Nachgraben nach der Wahrheit, wie nach dem edelsten Metalle, geheiliget ist, überschritten, waren, unseres Wissens, die griechischen Sophisten. Schon der Name, den sie sich selbst beilegten, zeugt von ihrem Dünkel; und da der Dünkel seiner Selbstvergötterung Alles opfert, und die Wahrheit am ersten, so bezeichnet ihr Name zugleich ihr Geschäft: die Verfälschung der Wahrheit, um durch künstliche Lügen Andere zu verwirren, Staunen zu erregen und zu Ansehen zu gelangen. Und dieß ließen sie sich denn auch ernstlich angelegen seyn. Sie suchten durch spinnewebenartige Trugschlüsse den arglosen Verstand zu verwirren, und durch nichtige Spitzfindigkeiten, falsche Prinzipien und eingeschwärzte Folgerungen die reinsten Ueberzeugungen zu trüben. Die Namen: Gorgias von Leontium, Protagoras von Abdera, Hippias von Elis, Prodikos von Keos, Trasimachos von Chalcedon, so berühmt sie zu ihrer Zeit waren, sind dennoch mit dem Stempel der Lüge bezeichnet. Eine Lüge ist schon die Prahlerei, mit welcher sie sich für die alleinigen Inhaber aller göttlichen und menschlichen Weisheit ausgaben und deshalb auch, ein Jeder für sich, nicht weniger als alle griechischen Wissenschaften lehrten: Physik, Geometrie, Arithmetik, Astronomie, Musik, Theologie, Moral, Dialektik, und Beredsamkeit. Aber nicht die Wahrheit, sondern schnöder Geldgewinn, war ihre Triebfeder und ihr Ziel; und was sie verkauften war Gift. Denn um Aufsehen und Beifall zu erregen, warfen sie die Stützen der Re-

ligion und Sittlichkeit nieder, läugneten das Daseyn göttlicher Wesen, erklärten das Daseyn der Dinge für Wirkung des blinden Zufalls, und leiteten alle religiösen Begriffe von der verschmitzten Klugheit irgend eines listigen Mannes ab, der, nachdem die Menschen lange als Vieh in den Wäldern von Eichelmast gelebt, und sich unter einander selbst aufgerieben, diesen Barbaren durch die Erdichtung von strafenden Göttern Furcht eingeflößt, und sie zu einer bessern Ordnung der Dinge genöthiget habe. Gleichwohl behaupteten sie, das Faustrecht sey das einzige Naturgesetz; alle Handlungen seyen gleichgültig, weder gut noch böse. Dieser Unterschied werde erst durch die positiven Landesgesetze bestimmt, daher die verschiedenen Völker auch verschiedene Begriffe von der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit einzelner Handlungen hätten. (Ein Sophisma, welches noch heutzutage seine Freunde findet, indem sie in der irrigen Anwendung des Prinzips der Sittlichkeit den Beweis finden wollen, daß dieses Prinzip selbst mit sich im Widerspruche sey.) Ferner lehrten sie: es sey Thorheit, Güte oder Gerechtigkeit auszuüben; denn eine solche Handlungsweise sei mit so vielen Nachtheilen verknüpft, daß kein Mensch von gesundem Verstande sich dazu entschließen könne. Nach diesen Grundsätzen erklärten sie also jede Art von Betrug, Diebstahl, Raub, Gewaltthätigkeit für erlaubt; behaupteten, daß Mäßigkeit, und Enthaltsamkeit nur Merkmale schwacher Seelen seyen, und daß die wahre Glückseligkeit in der Befriedigung aller Begierden bestehe. Hatten sie jedoch zu fürchten, daß sie durch solche Grundsätze anstoßen möchten, so waren sie eben so beredte Lobredner der wahren Sittlichkeit, und arbeiteten die zierlichsten Reden zum Lobe der Tugend aus. Sie vermochten dieß eben durch ihre Sophistik, d. h. durch die Kunst, entgegengesetzte Behauptungen zu vertheidigen, die unläugbarsten Wahrheiten ungewiß, und die größten Ungereimtheiten wahrscheinlich zu machen. Dieses bewirkten sie vorzüglich durch eine Menge von Trugschlüssen und verfänglichen Fragen, durch welche sie ihre

Gegner so zu verwirren wußten, daß diese ihnen zuletzt alles zugaben, was sie behaupteten. Besonders waren sie dadurch der Jugend gefährlich, bei welcher sie sich in das Ansehen von alles umfassenden Weisen setzten, welche im Besitze aller Geheimnisse des Himmels und der Erde wären. Viele ihrer Beweisführungen und Schlüsse waren allerdings ungereimt; aber sie überraschten und blendeten auf den ersten Anblick. So bewies z. B. Gorgias in einer Schrift von der Natur: 1) daß gar nichts wirklich sey, 2) daß, wenn auch etwas wirklich wäre, dieses doch gar nicht erkannt werden könnte, 3) daß, wenn es auch erkennbar wäre, dieses doch nicht in Worten mitgetheilt werden könne. Prodikos aus Keos bewies in einer Rede, daß das Leben kein wünschenswerthes Gut, und daß der Tod ein Unding sey, indem derselbe die Lebenden nicht treffe, und die Verstorbenen nichts angehe, weil diese gar nicht mehr sind. Protagoras hob durch seine sophistischen Künste allen Unterschied zwischen Wahrheit und Falschheit auf. Er behauptete, der Mensch sey der Maßstab aller Dinge, und nur das existire wirklich, was und wie er es sich vorstelle. Da nun aber einer jeden Behauptung eine andere entgegengesetzt werden könne, so sey es Thorheit, sich über eine Sache zu streiten, und Widerlegung sey vollends unmöglich. Plato hat den sophistischen Lügengeist in seiner ganzen Blöße aufgestellt in seinem Gespräch Euthydemos; wovon hier schließlich ein Beispiel. Dionysodorus spricht: „Sage mir, Ktesippus, hast du einen Hund?" Kt. „Ja, und zwar einen sehr bösen." D. „Hat er Junge?" Kt. „Ja, von eben der Art." D. „Ist ein Hund nicht der Vater derselben?" Kt. „Ich habe selbst gesehen, wie sie sich begatteten." D. „Ist nicht der Hund auch dein?" Kt. „Allerdings." D. „Nun, so ist er als Vater dein. Also ist dein Vater ein Hund, und die jungen Hunde sind deine Brüder." So suchten die Sophisten, wie Taschenspieler, durch Vermischung und Verwechselung grammatischer und physischer Begriffe die Verhältnisse zu verdrehen, und das Wider-

sinnigste zu beweisen.*) Dergleichen falsche Prahler, Wort- und Sach-Verdreher, sophistische Klopffechter, hat es bis in die spätesten Zeiten herauf gegeben. So sagt Meiners in seinem Aufsatze über einige Wundermänner des 15. und 16. Jahrh. „Im 15. und 16. Jahrh. zogen in Europa mehrere außerordentliche Menschen umher, welche vorgaben, daß sie nicht nur alle gelehrte Sprachen und Wissenschaften ergründet, sondern daß sie auch alle oder die meisten schönen, und selbst die ritterlichen oder kriegerischen Künste gelernt hätten. Eben diese Männer zeigten gleich den alten Sophisten ihre Kenntnisse und Fertigkeiten auf hohen Schulen u. s. w., entweder durch Reden, welche sie aus dem Stegreif hielten, oder durch öffentliche Aufforderungen zu einer jeden Art von gelehrten Wettkämpfen, oder durch Anerbietungen, auf alle Fragen, die man ihnen vorlegen würde, sogleich zu antworten." Zu diesen Allwissern gehören auch noch die wandernden Lehrer von geheimen Wissenschaften, wie Cornelius Agrippa, Theophrastus Paracelsus u. a., sämmtlich das Aushängeschild der Philosophie vor sich tragend. So der Italiener Giovanni, (um d. J. 1501), der sich aber lieber Hermes oder Mercur nannte, weil er dem Hermes Trismegist an Kenntnissen und Fertigkeiten gleichen wollte. Er zeigte sich zu Lyon mit seinen Söhnen, die, wie er selbst, nach pythagorischer Weise gekleidet waren, und rühmte sich, nicht nur die Weisheit der Hebräer, Griechen und Römer im vollkommensten Grade zu besitzen, sondern auch die Zukunft zu erschauen, das Schicksal lenken und die Metalle verwandeln zu können. — Unsere neueste Philosophie, wenn sie auch die Metalle nicht verwandelt, so hat sie doch die Kunst verstanden, die ganze Welt in sich aufzulösen, wie man das Gold im Königswasser auflöset, und hinterdrein, als ob sie nichts zu

*) S. Tennemann's Geschichte der Philosophie. — Rixner's Gesch. d. Philos. — Krug, philos. encyclop. Wörterbuch; Art. Sophisten; und Conversat.-Lexicon, dens. Art.

sich genommen hätte, zum höchsten Erstaunen ihrer Schüler und Anbeter, einen neuen Himmel und eine neue Erde schöpferisch aus sich hervorgehen lassen. Es ist dieß der große chemische Proceß der Naturphilosophie, und der noch größere der Hegel'schen Logik, als welche nicht nur die Natur, sondern als Zugabe auch noch den Schöpfer aus sich geboren hat. Wenn — wie es kaum anders seyn kann — die Erfinder solcher Lehren durch ein geheimes Gefühl von Widerspruch in ihrem Inneren gegen ihre eigenen tolldreusten Behauptungen, von ihrer übermäßigen Keckheit, wiewohl vergeblich, abgemahnt werden, so kann es nicht anders seyn, als daß sie selbst, wenigstens in lichten Augenblicken, sich sagen: „du lügst." Gewiß ist es, weil es die Erfahrung lehrt, daß mancher Philosoph seine Meinungen gegen seine eigene Ueberzeugung behauptet, blos um consequent zu seyn. Auch begegnet es den Philosophen, wie andern Menschenkindern, daß sie fremde Meinungen adoptiren, und für die Erzeugnisse ihres Geistes ausgeben, indem sie ihre Vorgänger verläugnen. So läßt sich leicht bei Hegel nachweisen, daß er Fichte's und Schelling's Geist und Methode amalgamirt, und aus diesen fremden Elementen ein Drittes zusammengeschmolzen hat, dessen Gesammtinhalt er als sein reines Eigenthum, und als ein Neues und Unerhörtes proclamirt.*) Doch genug über die Lüge im Gebiete der Philosophie.

Wir wenden uns zur Naturwissenschaft. Von ihr, die lediglich auf dem festen Grund und Boden der Erfahrung zu ruhen scheint, sollte man nicht erwarten, daß auch in ihr Gebiet die Lüge einen Eingang finden könne. Gleichwohl sind auch Naturforscher nicht von Neid, Eitelkeit, Ehrgeiz, kurz, von allen den Gebrechen frei, welche absichtliche Unwahrheiten und Verfälschungen mancherlei Art herbeiführen.

*) Dargethan ist dieß in des Verf. „Pistodicee, oder Resultate freier Forschung über Geschichte, Philosophie und Glauben." Leipz. b. Vogel. 1829.

Bald wird eine Entdeckung, bald eine Verbesserung oder Bereicherung in irgend einem naturwissenschaftlichen Fache ihrem Urheber mit Scheingründen abgesprochen; bald eigenes Verdienst prahlerisch und zugleich grundlos zu hoch angeschlagen; bald werden Entdeckungen, Bereicherungen, u. dgl. geradezu fingirt, und Leichtgläubige dadurch auf eine Zeitlang getäuscht; Alles dieß, um nicht der Wissenschaft, sondern dem eigenen Selbst zu dienen. Und so wird denn die Wahrheit dem Scheine, und folglich der Lüge, zum Opfer gebracht. Was ist nicht schon in Reisebeschreibungen, auch in naturwissenschaftlicher Hinsicht, gelogen worden! Schon das Alterthum hatte sich in dieser Hinsicht über manche aufgeheftete Mährchen zu beschweren. Wie viele Beschreibungen naturhistorischer Körper aus fremden Gegenden hat nicht die Phantasie des Beobachters ausgeschmückt, oder vielmehr verfälscht und verunstaltet! Umgekehrt, wie manchem Gebiete der Naturbeschreibung, dessen großen Umfang, dessen hohen Standpunkt man mit großer Zuversicht rühmt, fehlt es gerade am Wesentlichen: an der Beobachtung! Linné führte 1768 in seinem Systema naturae 242 Europäische zweiflügelige Insecten (diptera) auf. Davon waren über 80 Arten nach ihrer Verwandlung und Lebensart, durch Réaumur, Degeer, Rösel, Geoffroy, fast vollständig bekannt. Jetzt, im J. 1830, zählt Meigen, in seinem Werk, über dieselben Insecten, 3600 Arten auf, davon etwa 160 so vollständig, wie jene 80. Wo bleibt hier die Beobachtung? Die Chemie und ihr verwandte Wissenschaften geben uns Beweise anderer Art von leeren Anmaßungen, Verfälschungen, angeblichen aber nichtigen Erfindungen u. dgl. Wir gedenken nur einiger Beispiele aus der neuesten Zeit, indem wir die alte in Ruhe lassen. So hat der Recensent von H. A. Friedrich's Handbuch der animalischen Stöchiologie, in den Leipz. Lit. Zeit. (1829.) bewiesen, daß ein großer Theil dieses Buchs zusammengestohlen ist. Unter andern paradirt darinne des Berzelius thierische Flüssigkeit, in der Uebersetzung von Schweigger, wörtlich. Die Noten des Uebersetzers sind in den Text mit eingeschoben. So hat vor kurzem ein gewisser Leonhardi ein bei Stromeyer nachgeschriebenes Collegienheft über Pharmacie unter seiner Firma herausgegeben. So hat Berzelius den Lavoisier selbst beschuldiget, die Black'schen Untersuchungen über die Wärme, als die seinigen vorgetragen zu haben. Ist dem so, so hat Lavoisier gelogen; ist dem nicht so, Berzelius. — Edwards behauptet in einem von ihm verfaßten Werke die Möglichkeit und Leichtigkeit, vermittelst seines Anticatelephor's, von London aus nach dem Vorgebirge d. g. H., ja bis nach Calcutta, Nachrichten in einer Minute zu senden, und in ein paar Minuten von dort her Antwort zu erhalten. Daß Edwards bei der Regierung, welche sonst sehr freigebig mit Ertheilung von Patenten und mit Unterstützung ist, hievon nichts erhielt, ist wohl ein hinlänglicher Beweis für die Nichtigkeit seines Projects. (Morgenbl. 1833. No. 103. S. 410.) Berzelius hat in seinen Tabellen viele falsche Zahlen, die aber zu seiner Theorie passen. Wie erklärt man dieses? Wie manchen Darlegungen chemischer Stoffe ist ein Gleiches widerfahren! Und in der Medicin, wie manche Berichte von Krankheits-Zuständen und Erscheinungen, so wie von der Wirkung der angewendeten Heilmittel, sind unter die Erfindungen, Uebertreibungen, Verfälschungen zu rechnen. So z. B. was den sogenannten animalischen Magnetismus betrifft, wie hat man nicht blos die krankhaften Erscheinungen bei Somnambülen, sondern auch die Wirkungen des Magnetisirens ins Ungeheure und Fabelhafte hinaufgetrieben! Nicht blos Selbsttäuschung von Seiten der Kranken und der Aerzte, sondern wirklicher Betrug und absichtliche Unwahrheiten sind hier nicht selten an den Tag gekommen, so daß sich dadurch diese Wunder der neuesten Zeit ihr eigenes Grab gegraben haben. Und spielt jetzt nicht die sogenannte Homoiopathie dieselbe Rolle wieder, die vor kurzem der Magnetismus ausgespielt hat? Freilich ist jetzt die Verblendung der Menge noch zu groß, um das Possenspiel, das mit ihr getrieben wird, zu

begreifen. Dem Einsichtigern ist es aber klar, daß, die beschränkten Köpfe unter den neuen Aerzten abgerechnet, die dem Meister Hahnemann aufs Wort glauben, und die Phantasten unter ihnen ausgeschlossen, bei denen die Einbildungskraft die Stelle der Sinne und des Verstandes vertritt, das wahre Princip der Uebrigen, das alte mundus vult decipi ist. Wer den Meister selbst in seinen vieljährigen Bemühungen, Aufsehen zu machen und durch Paradoxen zu glänzen verfolgt hat, wem die ungeheure Inconsequenz vor Augen steht, mit welcher derselbe Hahnemann, der vor dreißig Jahren die Aerzte schalt, daß sie nicht wagten, Arzneien, welche kräftig einwirken sollten, in übergroßen Gaben zu reichen, derselbe Hahnemann, welcher vorgab, nur auf diese Weise die gefährlichsten Kranken hergestellt zu haben, jetzt an die Stelle jener Roßarztgaben ein „fast Nichts" setzt, und nur mit Billion-Theilchen solcher Stoffe, welche Gesunde krank machen, die Kranken, als auf dem einzig wahren Heilwege, gesund zu machen verspricht: wer dieß bedenkt, der wundert sich nicht, wenn er in dem Zauberbuche des großen Meisters, Organon der Heilkunde genannt, die ganze Charlatanerie, Aufgeblasenheit, Großsprecherei des Theophrastus Paracelsus wiederfindet, der seinem Nachfolger vielleicht nur an dreuster Lügenhaftigkeit nachsteht; was man ihm keck nachsagen kann, weil es wahr und erwiesen ist. Da dieser letztere Gegenstand uns hier unmittelbar berührt, so ermangeln wir nicht, unsere Behauptung durch hinlängliche Belege zu decken.

Auf welche grobe, dünkeldreuste, lügenhafte Weise Hahnemann die gesammte Heilkunst aller Zeiten nicht blos verläumdet, sondern geradezu mit Füßen tritt, ohngefähr wie ein Maniacus alles um sich her zertrümmert und zerstört, sehen wir schon in der Vorrede des von Unsinn strotzenden Werks.*)

*) Diesen Unsinn hat Verf. dieses auf das evidenteste nachgewiesen in seiner Schrift: Anti-Organon, oder das Irrige der Hahnemannischen Lehre im Organon der Heilkunst. Leipzig, b. C. H. F. Hartmann, 1825.

Jedermann, der nicht ganz und gar ein Fremdling in der Geschichte der Medicin ist, weiß, daß vom Hippocrates an, die größten Aerzte aller Zeiten, diese auf Erfahrung und Beobachtung der kranken, wie der heilenden Natur gegründete Wissenschaft und Kunst, nach dem Vorgange und auf dem Pfade des alten Koer's verfolgt haben, ohne sich durch die Klügeleien und Künsteleien philosophischer Schulen, die sich von jeher in Alles mengten, und daher auch häufig die Medicin über ihren Leisten schlugen, irre machen zu lassen. Daher denn auch die Schriften der echten Practiker, des Alterthums wie der neueren Zeit, eines Hippocrates, Cälius Aurelianus, Alexander von Tralles u. s. w. im Alterthum, eines Baglivi, Sydenham, Morton, Boerhave, van Swieten, Fr. Hoffmann, Stahl, Kloekhof, Lentin, Wichmann, P. Frank, u. s. w., der neuesten nicht zu gedenken, einen Schatz von Beobachtungen einzelner Krankheiten und ganzer Epidemien, nebst den sie erzeugenden Einflüssen, und den wirksamsten arzneilichen und diätetischen Verfahrungsweisen gegen sie, enthalten, welcher noch täglich durch echt hippocratische Aerzte vergrößert wird. Hahnemann nun weiß von allem diesem nichts, oder vielmehr, er drückt absichtlich die Augen zu, um nichts zu sehen als das Phantom einer bisherigen Medicin, welches er sich selbst geschaffen hat, und gegen welches er nun, wie Don Quixote gegen seine Windmühlen, zu Felde zieht. Er sieht, laut der genannten Vorrede, in der ganzen bisherigen Medicin nichts als „ein altes Gebäude aus Meinungen zusammengesetzt, ein heilloses Gewebe von Vermuthungen und Willkührlichkeiten, ein in allen seinen Theilen höchst thörichtes, zweckwidriges, durchaus nichtiges Wesen," welches die Aerzte von jeher trieben, „unbekümmert um die Aussprüche naturgemäßer Erfahrung, unbekümmert um echte Gründe zu ihren Handlungen." Nun, Eines von Beiden: entweder die Aerzte, von Hippocrates bis Sydenham und auf die neueste Zeit herauf, waren Dummköpfe der ersten Größe, erbärmliche Schwachköpfe, und zugleich unbesonnen-leichtsinnige Menschen;

oder Hahnemann ist ein beispielloser, eben so unbesonnener als hämischer Verläumder und Lügner zugleich. Denn er ist in der altärztlichen Schule erzogen, er hat nach ihren Lehren, viele Jahre lang, Krankheiten, und doch wohl nicht ohne Glück, behandelt, und muß unter seinen Zeitgenossen manchen Arzt von Bedeutung und Ruf kennen gelernt haben, der nur durch echtes Talent und wahre Kunst sich einen Namen erwerben konnte. Aber die ganze ärztliche Vor- und Mit-Welt, ist nichts in den Augen Hahnemann's. Doch ist dieß nicht zu verwundern, da selbst die heilkräftige Natur, das sich selbst schützende Leben, nichts vor seinen Augen gilt: denn „sie zeigt dem Beobachter nichts als Leiden, nichts, was er, um ächt heilkünstlerisch hülfreich zu wirken, nachahmen könnte oder dürfte." Verblendeter Mensch! Wie viele arme Kranke genesen, seit es Kranke giebt, lediglich durch die Kraft und Hülfe der Natur! und wie ist alle ärztliche Kunst zu Ende, wenn die Natur ihre Hand zurückzieht! Aber nochmals: Hahnemann *will* nicht sehen, und er hat seine guten Ursachen dazu. Bleibt die alte Medicin in ihren Würden, so gilt seine Charlatanerie nichts. Also, vernichtet, mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden, muß die Erfahrung und der Gewinn von Jahrtausenden. Sie vermag nicht blos nichts, sie ist auch schädlich und verderblich, die alte Medicin, sie muß es seyn, und wenn noch täglich tausend und abertausend Menschenleben durch sie gerettet würden. Wie hilft sich Hahnemann, indem er nicht läugnen kann, daß von jeher Kranke unter der Leitung der Aerzte genesen sind? er hilft sich durch einen Salto mortale: „sie haben homöopathisch geheilt, jene Aerzte, ohne es zu wissen." Wie verkehrt! wie ungereimt! Kann man denn mit einem „Mischmasch zusammengesetzter Arzneimittel," kann man denn mit ganzen Granen, Skrupeln, Drachmen u. s. w. homöopathisch heilen? Dieß ist ja der größte Widerspruch, ja Unsinn, von der Welt! Was macht sich aber ein Hahnemann aus Widerspruch und Unsinn, wenn er nur seinen Platz behaupten kann. Es kostet ihm nichts, Alles abzuläugnen, was nicht mit seinen Chimären verträglich ist. Es verträgt sich aber nichts mit seinen Chimären als die Unvernunft; wie wir anderwärts erwiesen haben. (S. d. Anti-Organon, auf allen Seiten.) Und diese Bundesgenossin wollen wir ihm nicht abspänstig machen. Aber schlimm genug ist es, daß ein kluger und kenntnißreicher Mann, wie Hahnemann ohne Zweifel ist, eine den Pöbel aller Art blendende Absurdität nicht in Schutz nehmen kann, ohne den entschiedensten Erfahrungen und evidentesten Wahrheiten gegen sein besseres Wissen Hohn zu sprechen.*) Denn nähmen wir dieses sein besseres Wissen nicht an, so müßten wir annehmen, weil er von den mehr als zweitausendjährigen ernsten, redlichen Bemühungen genialer, talentvoller, kenntnißreicher, unbefangener Männer, wie die wahren Förderer der Heilkunst waren, dem Scheine nach nichts weiß und nichts begreift, — daß ihn Gedächtniß und Urtheilskraft verlassen habe. Da wir nun dieß zu thun Bedenken finden, so bleibt nichts übrig als ihn in Bezug auf seine hier genannten Behauptungen der Lüge zu beschuldigen, und zwar ganz eigentlich der wissenschaftlichen Lüge, von welcher uns im ganzen Umfange der medicinischen Literatur kein ähnliches Beispiel vorgekommen ist. Denn ein ganz anderes ist es, wenn ein Rousseau, mit andern Hypochondristen, ausruft: Vivez conformement à la Nature, et chassez les medecins. Rousseau, als Nicht-Arzt, konnte nur über Charlatanerie, aber nicht über die Medicin, urtheilen; und dann war er doch ein warmer Freund der Natur; was der Heilkünstler Hahnemann nicht ist. Aus diesem Grunde haben wir auch das unangenehme Geschäft auf uns genommen, noch einen Blick auf das längst zur Seite geworfene Hahnemannische Unwesen zu wenden, über welches man leider täg-

*) Und zwar nicht etwa blos in der Vorrede, sondern sein ganzes Werk hindurch, auf die mannichfaltigste Weise. Wie wir dieß in dem angeführten Anti-Organon auf das augenfälligste dargethan.

lich nur zu viel unerträglich-unverständiges Geschwätz vernehmen muß.

Wir berühren jetzt nur noch mit wenigem die Lüge in der Geschichtswissenschaft. Wie überhaupt beim Erzählen und in der Erzählung gar zu leicht die Dichtung, oder vielmehr die Erdichtung, sich in die Wahrheit der Thatsachen einmischt, weil dem Erzähler ganz natürlich daran gelegen ist, einmal, so viel als möglich vollständig zu seyn, ein andermal, das Interesse und den Beifall des Hörers an sich zu ziehen, dann wieder, aus irgend einer Absicht den Gegenstand der Erzählung in ein glänzendes Licht zu stellen, oder auch starke Schattenseiten an demselben hervorzusuchen: so ist es auch von jeher häufig mit der geschichtlichen Darstellung gegangen, wo die Geschichtschreiber, bald um Lücken auszufüllen, bald um einen großen Effect hervorzubringen, bald um mehr, oder etwas anderes zu sagen als Andere, bald gar unter fremdem Namen und Charakter, bald zur Vergrößerung und Verherrlichung, bald zur Verkleinerung und Herabsetzung ihrer Gegenstände, bald um etwas für falsch, bald um es für echt auszugeben, sich mancherlei Unwahrheiten haben zu Schulden kommen lassen, ja selbst sich grober Lügen schuldig gemacht haben. Wir wissen, daß der Ursprung aller Geschichte sich in die fabulöse Zeit verliert. Die Traditionen der ältesten Völker, der Indier, Chinesen, Aegypter, über ihr hohes Alter, ihre Abstammung von Göttern, über die lange Reihe und die Thaten ihrer Könige, sind in solchem Grade fabelhaft, daß man leicht sieht, die alles vergrößernde Einbildungskraft habe einen großen Antheil an diesen Traditionen gehabt. Dieß gilt besonders von den morgenländischen Völkern, aber auch gewisser Maßen von den Griechen und Römern. Wenn wir nun schon bei Kindern gewahr werden, daß sie einen natürlichen Hang haben, mitten in die natürliche Welt Erfindungen zu weben, und sich und andere damit zu ergötzen, als ob es Wirklichkeiten wären, obschon sie wissen, woran sie mit solchen Erdichtungen sind: so können wir auch annehmen, daß

jene alten Völker in der Kinderzeit der Geschichte von ähnlicher Neigung beseelt waren, und daß es mehr ein Drang war, ihre Phantasie in Bewegung zu setzen und in Thätigkeit zu erhalten, als ein blinder Fabelglaube, was sie zu allen genannten Uebertreibungen veranlaßte. Dieß ist nun auch wahrscheinlich der Fall mit den alten Geschichtsschreibern, welche solche der Erfahrung und dem gesunden Menschenverstande widersprechende Fabeln, sowohl von fremden Ländern und Völkern, als von ihrer eigenen Nation, in ihre Berichte aufnahmen, und sich und Andere, gleichsam spielend, damit ergötzten. Poetische Fictionen aber, die man als solche erkennt, aber nicht als solche vorträgt, gehören unter die Kategorie der Lügen. Und von solchen Lügen sind weder die Geschichtsschreiber der Griechen, noch der Römer frei; der Orientalen nicht zu gedenken. Was für Mährchen erzählt uns z. B. der religiöse Plutarch, gewiß gegen seine eigene Ueberzeugung, nur um nicht gegen das heilige Alterthum zu verstoßen. Selbst der sorgfältige Livius ist von dergleichen nicht frei. Hieher gehören denn nun auch die Uebertreibungen zum Vortheil der eigenen Nation, ebenfalls bei Griechen und Römern, und die Verkleinerungen, ja Entstellungen, zum Nachtheil anderer Völker. Gehen wir weiter herauf in der Geschichte, von was für Legenden u. dgl. finden wir nicht die christliche Religionsgeschichte entstellt, und was für offenbare Fabeln erscheinen uns in den sogenannten actis Sanctorum. Die Geschichte des Mittelalters selbst ist durch viele Erfindungen und Verfälschungen der Mönche verunstaltet. Zur Zeit der Reformation, welche erlogene Lästerungen katholischer Schriftsteller gegen Luther. Ueberhaupt, was hat der Partheienhaß jener Zeit, wie früherer und späterer Zeiten, für geschichtliche Lügen erzeugt. Und nun besonders in neuerer Zeit, die Memoiren und Pseudo-Memoiren, von ihrem Beginn bis auf den heutigen Tag, mit welchen Lügen sind sie durchwebt. Hiezu kommen die Schamlosigkeiten der Journal-Lügen unserer Tage. Einen ganz besonderen Lügen-Artikel

hat ganz neuerlich Napoleon und die Geschichte seiner Feldzüge, wie seiner Regierung, für seine Freunde und Gegner hergeben müssen. Selbst der berühmte Romanendichter, Walter Scott, ist in seinem Leben Napoleons nicht frei von dem Einflusse seiner Dichterader, und noch weniger von dem seines National-Geistes und National-Hasses, zum Nachtheil des Helden unseres Jahrhunderts geblieben, und es sind ihm genug Verfälschungen von Thatsachen und Verdrehungen von Charakterzügen nachgewiesen worden. Dasselbe gilt zu Gunsten der Polen, von einem namlosen Geschichtschreiber der letzten polnischen Revolution. Ueberhaupt, und schließlich: wer es bedenkt, welche strenge Forderungen die Geschichts-Forschung und Beschreibung an diejenigen Schriftsteller macht, die sich ihr unterziehen, welches sorgfältige Studium, welche genaue Prüfung der historischen Quellen, welche Sonderung des blos wahrscheinlichen oder Ungewissen vom Gewisseren, welche Unbefangenheit, welche Treue, welche Genauigkeit zur Darstellung historischer Ereignisse erforderlich ist, welche Aufopferung der Phantasie und der Neigung zu Vermuthungen, zu Ergänzungen, zu Erweiterungen durch eigene subjective Ansichten, kurz wer alles bedenkt was zum guten Geschichtsschreiber gehört, der kann nicht anders, als mit vielen Sachverständigen sagen, nicht blos daß wir wenige gute, sondern auch daß wir wenige wahrhaftige Geschichtsschreiber besitzen: denn gar zu leicht mischt sich in irgend einer Beziehung die Dichtung, und folglich auch die Lüge ein, und stets in dem Maße mehr, wie die Leidenschaft und der Partheigeist in dem Gemüthe des Geschichtsschreibers obwalten. Und so viel über die Lüge im wissenschaftlichen Leben.

Siebentes Kapitel.

Die Lüge im Künstler-Leben.

§. 1.

Idee des Künstler-Lebens.

Zuerst mögen einige Worte über die Kunst vergönnt seyn, da ihre Idee der Maßstab für den Künstler und das Künstler-Leben überhaupt ist. Es giebt Leute, welche die Kunst und die Lüge für verschwistert halten. Es ist zu wünschen, daß es dergleichen nicht unter den Künstlern geben möge. Die Kunst ist mit der Lüge eben so verwandt, als die Wahrheit mit der Lüge verwandt ist. Die Kunst ist eben so wenig Lüge als die Natur; sie ist, wie diese Schöpfung (Poesie), nur mit der Beschränkung, daß in der Kunst der Menschengeist der Schöpfer ist. Schiller nennt alle Kunst „schönen Schein." Wo ist denn aber der Schein in der Baukunst? wo in der Musik? wo in der Poesie überhaupt? Wenn demnach das Wesen der Kunst allen Künsten gemein seyn muß, so darf auch in den plastischen Künsten der Schein nichts Wesentliches seyn, und keine Kunst darf scheinen wollen: denn will sie das, so wird sie zur Lüge. Man kann hier aber sogleich die Schaubühne als Beispiel und Beweis vom Gegentheil anführen, und sagen: ist nicht das Theater mit seinen Zimmern, Sälen, Straßen, Palästen, Gärten, Wäldern, Bergen, Seen u. dgl., ist nicht jede Handlung, die auf der

Bühne vorgeht, vom zärtlichen Liebesgespräch bis zu Raub und Mord u. s. w., ist nicht jeder Charakter, der auf der Bühne erscheint, vom rüstigen Helden bis zum polternden Alten, nur Schein? Man wird recht haben, wenn man beweisen kann, daß das Bild überhaupt, und jedes Bild insbesondere, Schein ist. Dieß ist es aber nicht: sondern jedes Bild ist nur ein Ausdruck, ein Zeichen, und gleichsam ein Dolmetscher der Wirklichkeit oder der Wahrheit. Zum Scheine würde das Bild blos dann werden, wenn es sich an die Stelle der Wahrheit oder Wirklichkeit setzen, wenn es sie selbst seyn, und sie dadurch verdrängen wollte. So will die Lüge Wahrheit seyn und sie verdrängen. Dieß will aber und soll das Bild nicht: es will und soll gleichsam ein Zeuge und Bürge der Wahrheit seyn. Und so ist es auch mit der Kunst. Sie ist, um es mit zwei Worten auszusprechen, die Wahrheit im Bilde. Dieß ist es, was wir in jeder echten Kunsterscheinung ausgedrückt finden; und dieß gilt von der plastischen Kunst, wie von der redenden, und der gemischten. Und hierinne liegt der Begriff des Schönen, im weitesten Sinne, welches aller Kunst eigenthümlich ist, und ohne welches sie aufhört Kunst zu seyn. Die Schönheit kommt nur der Erscheinung zu, wie die Wahrheit dem Wesen. Wahrheit ist Einheit; und wo die Einheit in die Erscheinung tritt, da ist Schönheit. Die Aufgabe jeder Kunst ist: die Gegensätze in dem Stoffe, womit sie sich beschäftiget, zur Einheit auszugleichen. Wir sehen dieß ausgeführt zunächst durch die plastische Kunst in allen ihren Verzweigungen: in der Baukunst, in der Bildnerkunst, in der Mahlerei. Ein Gebäude ist schön, wenn alle seine Theile in allen ihren Beziehungen zur Einheit zusammenstimmen. Dasselbe gilt von der Statue, von dem Gemählde. Je vollendeter dieser Kunstzweck erreicht ist, desto reiner und vollendeter ist das Kunstwerk; je weniger, desto fehlerhafter. Daher ist die Häßlichkeit an sich, und für sich allein, kein Gegenstand der Kunst, weil sie ein Widerspruch gegen die Einheit ist, wie die Lüge in der moralischen

Welt. Dieselbe Bewandtniß hat es mit der redenden Kunst in ihren verschiedenen Formen: der Musik, der Dichtkunst und der Rednerkunst. Darinne besteht der Zauber der Musik, daß sich alle ihre Gegensätze, in der Melodie wie in der Harmonie, und wiederum in letztern beiden, zu reiner Einheit auflösen. Was in der Mahlerei die Häßlichkeit ist, ist in der Musik die Dissonanz; daher auch die Aufhebung der Dissonanzen der Triumph der Musik ist. Das gleiche gilt auch von der Poesie. Die lyrische, die epische, die dramatische Poesie, sie sind nicht ohne Gegensätze denkbar; aber diese Gegensätze müssen in Einheit aufgelöst werden, oder die poetischen Kunstwerke sind in dem Maße fehlerhaft, wie dieß nicht geschieht. Keine Gattung von Poesie darf uns in einer peinlichen Spannung lassen, welche nur die Folge unaufgelöster, nicht zur Einheit verschmolzener Gegensätze ist. Nur durch Einheit der Empfindung wird das Gemüth beruhiget, befriediget, frei, erhoben. So auch bei der Redekunst. Die Ueberzeugung ist ihr Triumph. Dieser aber kann nur durch Auflösung der Zweifel, welche die Dissonanzen der Redekunst sind, in die Gewißheit, deren Charakter die Einheit ist, hervorgebracht werden. Fassen wir endlich die Schauspielkunst, als die Verschmelzung der Plastik mit der Rede, von demselben Standpunkte der Betrachtung auf, so bietet sie uns dasselbe Resultat dar. Denn nur die durchgängige Einheit des Schauspielers mit dem Charakter, den er darstellt, in dem Ausdrucke des Gesichts, der Haltung, des Ganges, der Bewegungen überhaupt, so wie der Stimme und Rede, ja bis auf die Kleidung hinab, kurz in seiner ganzen äußeren Erscheinung, so wie hinwiederum die Zusammenstimmung aller Handelnden, in ihren gegenseitigen Beziehungen, zur Einheit des Ganzen, macht das Schauspiel zum wahren Kunstwerke.

Die Kunst also, in welcher Form sie erscheine, ist die Wahrheit im Bilde, möge sie nun die Wahrheit der Natur ausdrücken, wie die plastische, oder die Wahrheit des Geistes, wie die redende, oder die vereinigte Wahrheit beider, wie die

plastisch-redende, oder die mimische. In allen ihren Formen aber ist die Kunst, besagter Maßen, schöpferisch, und das Bild (die Darstellung der Idee) ist ihre Schöpfung. Man könnte deshalb sagen: alle Kunst hat etwas Heiliges, weil sie die Wahrheit vor Augen führt, und weil sie es auf eine schöpferische Weise thut. Aus demselben Grunde aber ist sie nicht sowohl der Religion verwandt, oder ein Theil von ihr: denn die Religion ist eine Hingabe, ein Opfer des Geschöpfes mit seinem ganzen Wesen an den Schöpfer; aber sie ist eine würdige Dienerin und Begleiterin der Religion, indem sie das rein innerliche Gefühl der Andacht durch äußeres Zeichen und Bild anschaulich und erkennbar macht. Darum ist der Tempel und der Altar, darum ist die versinnlichte Darstellung der göttlichen Ideen, sey es in Standbildern oder in Gemählden, darum ist der Aufschwung des Gemüths auf den Flügeln der Andacht, bezeichnet und begleitet durch die Harmonien der Töne, darum ist die heilige Poesie und die heilige Rede, als der Ausdruck der religiösen Gefühle und Gedanken, so vereinbar mit der religiösen Weihe selbst, sie erweckend, belebend, kräftigend und gleichsam hinleitend zu dem höchsten Gegenstande der Anbetung. Darum ist auch umgekehrt alle Kunst zuerst vom religiösen Gefühl und der religiösen Weihe selbst geweckt worden und ausgegangen. Nicht das häusliche, nicht das Staatsleben weckte die Künste, sondern die Religion rufte Tempel und Götterbilder, Hymnen und Chöre hervor. Später erst schmückten die Künste auch Paläste und den häuslichen Heerd. In dem Maße, wie dieß geschah, trennte sich allmählich die Kunst von der Religion, und schlug ihren eigenen Weg ein. Die Thaten der Helden wurden besungen, die Schicksale der Königshäuser wurden auf der Bühne dargestellt. Oeffentliche Denkmale der Baukunst und Bildhauerkunst wurden den Siegern, den Schützern und Rettern des Vaterlandes errichtet, die Künste brachten der Schönheit ihre Huldigung dar, und die Liebe erhielt ihre Lieder. Endlich versank die Kunst nach langer

Arbeit in tiefen Schlaf; und als sie wieder erwachte, war ihr die Jugend zurückgekehrt, und die Religion stand ihr aufs neue zur Seite. Riesen-Dome erhoben sich, heilige Gestalten in Marmor schmückten ihre Gewölbe, und um die Altäre prangten Gemählde aus der heiligen Geschichte von Meisterhänden der mannichfaltigsten Schulen. Feierliche Chorgesänge ertönten durch die heiligen Hallen, und die mächtige Orgel durchbrauste wie ein harmonischer Sturm die mit Schaaren von Betern erfüllten Räume. Die Dichtkunst feierte das Mysterium der Religion, und ließ sich zum Preise der Streiter für das heilige Grab vernehmen. Selbst die Trauer über das verlorne Paradies hallte im Gedichte wieder. Aber auch neue Heldenzeiten traten hervor und wurden besungen. Das Nibelungenlied ertönte, König Arthur mit seiner Tafelrunde, Karl der Große mit seinen Helden wurden der Gegenstand des Liedes, wandernde Sänger priesen die Ritter und die Schönen, die Tapferkeit und die Liebe. Minnesänger und Meistersänger wetteiferten um den Preis der Kunst, und die Hallen der Paläste ertönten vom Gesange begeisterter Dichter, wie der frischbelaubte Wald von dem der Vögel. Auch das Drama feierte sein Auferstehungsfest. Ein mächtiger Genius schwang seine Fittige über Zeiten und Länder, und das Niedrigste wie das Höchste, das Gemeinste wie das Erhabenste, die gräßlichsten Verbrechen, wie die zartesten Gefühle des Herzens, Weisheit und Thorheit, erschienen als lebendige, wandelnde und handelnde Gestalten im Zauberspiel seiner schöpferischen Phantasie, und regten den Wetteifer der Kunst in Mit- und Nach-Welt auf. Selbst die Muse der Geschichte verschmähete nicht im Gewande der Fabel, als Genius des historischen Romans zu erscheinen, und ihr überreiches Füllhorn von Ereignissen, Charakteren, Sitten und Gewohnheiten, Schicksalen und Zufällen, über die alte und neue Welt auszuschütten. Mit der Dichtkunst wetteiferte die Musik, die als ein der neueren Zeit eigenthümliches Erzeugniß anzusehen ist, und sich sowohl in eigener Selbstständigkeit,

als in Verbindung mit der ihr verschwisterten Poesie, heutzutage ihren höchsten Glanz erreicht hat.

Die Kunst lebt in den Künstlern, und das Künstlerleben ist ein ganz besonderes, von allen übrigen Lebens-Weisen getrenntes, und in seiner Art ausgezeichnetes Leben. Der Künstler, der Dichter wie der Musiker, der Mahler wie der Bildhauer, kurz, jeder Bürger im Reiche der Kunst, ist zwar, als Mensch, dem häuslichen und dem bürgerlichen, dem geselligen und dem Staatsleben, so wie dem religiösen Leben, welches nun bald der Gegenstand unserer Betrachtung werden wird, angeschlossen; aber als Künstler ist er frei, wie der Vogel in der Luft. Nur wiefern die übrigen Lebenskreise und Lebensweisen, — wie bei dem Dichter — ein Gegenstand seiner Kunst werden, richtet er den Blick auf sie, faßt ihr Wesen in seinem Sinne auf, und giebt es neugestaltet wieder. Aber außer der künstlerischen Beziehung berührt ihn kein fremdes Leben. Gewerbe und Wissenschaft, Handel und Wandel, Krieg und Frieden, Staat und Kirche, Alles dieß ist aus dem Zauberkreise seiner Kunst herausgebannt. Innerhalb dieses Kreises wohnt und lebt sein Gemüth, bewegt sich und schafft seine Phantasie, weilt und brütet sein Sinnen und Denken, wie über der Schöpfung einer Welt. Seine Kunst ist seine Welt, seine Geliebte, seine Göttin. Wie der Traum den Schläfer scheidet von den Farben und Tönen, von den Gestalten und Bewegungen, von dem Thun und Treiben der Aussenwelt: so ist der Künstler in seinem Künstlertraume geschieden von der Wirklichkeit, die ihn umgiebt, und für ihn ist in den Stunden künstlerischer Andacht und Begeisterung — und nur in diesen ist er Künstler — nur der Raum, der seine Kunst umfaßt, und die Gesammtheit der Gegenstände, die er einschließt, Wahrheit und Wirklichkeit. So ist der Künstler zugleich ein Freier und ein Knecht, ein Gebieter und ein Diener, ein Herrscher und ein Unterthan: denn er kann nicht los von den Banden der Kunst, die ihn umstricken, von der Macht des Zaubers, der ihn fesselt, von der Gewalt des Dämons, der ihn gefangen hält. Aber ihm ist nichts süßer, als diese Gefangenschaft, und dieser Bann, und dieses Band: denn innerhalb dieses Zauberkreises bewegt er sich dennoch in unbeschränkter Freiheit. Dieses Festgehaltenwerden, dieses Festgebanntseyn ist eben nöthig, wenn ein wahrhaftes Kunstwerk entstehen soll. Goethe zeigt uns dieses sehr schön bei dem Dichter, in einer Stelle der Lehrjahre W. Meisters;*) wie er denn überhaupt in jener Stelle das Dichterleben auf das anmuthigste schildert. Wir können uns nicht enthalten, sie hier aufzunehmen: denn was er über den Dichter sagt, gilt vom Künstler überhaupt.

„Wie sehr irrst Du, wenn Du glaubst, daß ein Werk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zusammengegeizten Stunden könne hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz sich; ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von außen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. — — Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage hinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksale entgegen geht, so schreitet die leichtbewegliche Seele des Dichters, wie die wandelnde Sonne, von Nacht zu Tag fort, und mit leisen Uebergängen stimmt seine Harfe zu Freude und Leid. Eingeboren auf den Grund seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor; und wenn die Andern wachend träumen, und von ungeheuren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstiget werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender, und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund

*) Wilhelm Meisters Lehrjahre. Bd. I. Buch. II. Kap. 2.

der Götter und der Menschen. Wie! Willst Du, daß er zu einem kümmerlichen Gewerbe herunter steige? er, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten, und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig leicht mit dem andern verwechselnd, zu nehmen: der sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar, an die Kette geschlossen, einen Meyerhof durch sein Bellen sichern?"

Mit diesen letzten, stark aufgetragenen Bildern ist das sehr wahre Bedürfniß der Unabhängigkeit für die Künstler ausgesprochen; leider ein Bedürfniß, welches, es mag befriediget werden oder nicht, häufig eine Klippe wird, woran das Künstlerleben scheitert. Wie denn überhaupt dem schönen Künstlerberufe sich manches Hinderniß in den Weg legt, was die Ausartung des Künstlerlebens nach sich zieht, die nun zunächst der Gegenstand unserer Betrachtung werden muß.

§. 2.

Ausartung des Künstlerlebens.

Wir bleiben zunächst bei dem so eben genannten Bedürfniß der Künstler-Unabhängigkeit stehen. Es kann nur befriediget werden, wenn der Künstler reich ist, oder wenn er hohe Beschützer findet. Nun wird aber der Reiche selten Künstler, und der Künstler selten reich. Gesetzt aber, Eines oder das Andere geschehe, so wird im ersten Falle, da das schönste Talent, ja selbst ein entschiedenes Genie, nicht ohne Anstrengung den Gipfel der Kunst erreichen kann, der reich Geborne, nicht an Anstrengung Gewöhnte, die Mühe des trocknen und schwierigen Studiums scheuen, welches vorangehen muß, ehe er sich mit Freiheit auf der Höhe seiner Kunst bewegen kann; er wird also mehr oder weniger in Dilettantismus verfallen, und an der Oberfläche kleben bleiben; wenigstens wird eine ungeregelte Phantasie die Oberhand über ihn gewinnen. Wozu noch kommt, daß die Vergnügungen und Zerstreuungen des geselligen Lebens, die dem Reichthum stets freiwillig entgegen kommen, ihn von dem Ernst der Kunst abziehen werden. Ein der Kunst aber nicht gänzlich geweihetes Leben artet aus. Aber auch im zweiten Falle wird Ausartung des Künstlerlebens zu fürchten seyn. Hat sich der Künstler durch sein Talent die Gunst der Großen, und dadurch Unterstützung, zuletzt sogar Reichthum erworben, so wird er bequem, und bleibt auf der Stufe der Kunst stehen, die er einmal erreicht, und auf welcher er sich Ruhm und Glück erworben hat. Der Uebermuth beschleicht ihn, und er hält sich für mehr, als er wirklich ist. Er maßt sich an, die Leistungen der Kunst überhaupt nach seinen eigenen zu messen, und ihr, deren Schüler er immer bleibt, Gesetze vorzuschreiben, die das Gepräge seiner Individualität, und folglich der Einseitigkeit und Beschränktheit an sich tragen. Dieß ist der Ursprung der Manier, welche von jeher die Kunst in Verfall gebracht hat. Aber auch unter entgegengesetzten Umständen, wenn es nämlich dem Künstler nicht gelingt, Unabhängigkeit zu erringen, artet das Künstlerleben nicht selten aus. Wenn ein Künstlertalent, im niedern Stande und in Dürftigkeit geboren, sich kümmerlich durchs Leben schleppen muß, so wird es sich zwar wohl mit Eifer auf den Gegenstand werfen, auf welchen sein Sinn und seine Neigung gerichtet ist: allein, theils wird ihm ein gründlicher und sorgfältiger Elementar-Unterricht mangeln, ohne welchen, z. B. in der Mahlerei, in der Musik, kein tüchtiger Grund gelegt werden kann; und es wird sich mit Mühe und unvollständigem Gelingen durch die ersten Schwierigkeiten der Kunst hindurchwinden müssen: theils wird sein Muth und seine Freudigkeit durch seine dürftige und kümmerliche Lage nieder gedrückt werden; theils wird es sogar genöthiget seyn, zur Fristung des Lebens, sich anderen brotbringenden, und oft niederen, geisttödtenden Geschäften seine Zuflucht zu nehmen, die ihm die Zeit und Kraft rauben, welche in ihrer ganzen Fülle der Kunst gewidmet seyn sollte. So ergeht es z. B. den soge-

nannten Naturdichtern, welche, ohne Erziehung und Bildung in Dürftigkeit aufgewachsen, das heilsame, ja, für den Dichter unentbehrliche Studium des klassischen Alterthums missen mußten; ein in der Folgezeit und durch spätere Gelegenheit nicht zu ersetzender Verlust, der sie des herrlichsten Mittels beraubt, Gefühl, Geschmack und Urtheil zu erwecken, zu nähren, zu schärfen, und an großen und vollendeten Mustern den Umfang, die Tiefe, den Reichthum, und vor allem, die schönsten Formen poetischer Schöpfungen kennen zu lernen. Es entstehen dann solche poetische Mißgeburten, solche entweder phantastische, oder gehaltleere und formlose Afterpoesien, dergleichen in der letzten Zeit nicht selten zum Vorschein gekommen, aber bald nach der Geburt auch wieder verschwunden sind. Hieher müssen denn auch die Heuschreckenschaaren von Dilettanten in Poesie, Musik, Mahlerei u. s. w. gerechnet werden, durch welche diese Künste sich allmählich in leeren Dunst auflösen. Doch dieß sind nicht die einzigen Quellen der Ausartung des Künstlerlebens. Fast alle mit Kunstanlage begabte Menschen sind auch leidenschaftliche, oft mit allzu lebhafter Sinnlichkeit und ausschweifender Einbildungskraft ausgestattete, daher überhaupt zu Ausschweifungen aller Art geneigte Naturen. Wer kennt nicht die ungeordnete, regellose, ungebundene, ja selbst lüderliche Lebensart mancher Musiker, Mahler, Dichter, Schauspieler, u. s. w. So ist z. B. das: cantores amant humores,*) zum Sprüchwort geworden.

*) Sollte nicht die Benennung der heutzutage so beliebten Humoristen, und ihrer Eigenthümlichkeit, des Humors, von diesem alten Sprüchwort seinen Ursprung herleiten können? Wenigstens kann das Wort Humor nur im lateinischen Humor seine Wurzel haben. Was hat aber die Feuchtigkeit oder Flüssigkeit für Verwandtschaft mit dem Geiste, der doch im Humor ob- und vorwaltet? Eine größere vielleicht, als man im ersten Augenblick meinen möchte. Der Wein, und andere spirituösen Flüssigkeiten, mögen nicht selten die Quelle humoristischer Einfälle seyn, und gewesen seyn. Der geniale Verfasser der Phantasiestücke in Callot's Manier war bekanntlich ein großer Liebhaber des

Wenn nun die wahre Norm, man möchte sagen, das Geheimniß aller Kunst, das Maß ist; wenn namentlich die Classicität durch die strenge Abgewogenheit der Gegensätze, durch das reine Ebenmaß der Theile in den Kunstwerken, ihren Hauptcharakter erweiset und behauptet: was soll man von Künstlern erwarten, die, das Maß in allen Dingen überschreitend, auch ganz natürlich in ihren Kunst-Productionen die goldne Regel des Maßes nicht suchten, oder nicht fanden, oder vergaßen? Sey es die Ausschweifung im Trunk, sey es die in der Wollust, oder im Spiel, oder in irgend einer andern Neigung und Leidenschaft: allezeit wird sie verderblich auf den Künstler und sein Werk einwirken, allezeit wird das ausgeartete Künstlerleben die Ausartung der Kunst begünstigen. Doch noch giebt es andere Leidenschaften, welche dasselbe bewirken. Eitelkeit, Stolz, Ruhmsucht, selbst Hochmuth, ist bekanntlich den Künstlern nicht fremd. Alles dieß wirkt verderblich auf ihre Arbeiten, auf ihr Leben selbst ein. Das Künstlerleben muß rein seyn, unschuldig, anspruchlos, bescheiden, ja demüthig. Je anspruchvoller, je anmaßender, je verdorbener, desto ausgearteter: denn der Künstler trägt die Farbe seines Gemüths auf seine Kunstwerke über; und das Hochtrabende, der Bombast, in einer Musik, in einem Gedicht, ist ein treues Abbild des Erzeugers, eben so, wie das lascive,

Champagner's. Wer sollte nicht glauben, daß so vieles Excentrische, namentlich in seinen letzten Schriften, aus dieser Quelle geflossen ist? Der große Schauspieler Devrient, sein Freund und Genosse, wetteiferte mit ihm in jener Liebhaberei. Sollte nicht der Humor, z. B. seines Falstaff, etwas von jenem Humor entlehnt haben? Jean Paul liebte in früherer Zeit viel Rum in wenig Thee, in späterer starke Biere. Sprudelt nicht vielleicht auch hievon etwas in seinem nicht selten abgezwungenen Humor? Selbst der treffliche Schiller soll sich die Spannung für die „Heiterkeit der Kunst" durch den Genuß des Weins zu geben gesucht haben. Und suchten nicht überhaupt die Leute, von alter Zeit her, im Weine den verlornen guten Humor wieder herzustellen? oft freilich mit entgegengesetztem Erfolg.

die Sinnlichkeit aufregende Wesen gemeiner Romane: denn die Kinder sind überall den Eltern gleich. Wir wiederholen es; die Kunst ist zwar nicht Religion, aber sie ist von der Religion ausgegangen, und verlangt ein religiöses Gemüth. Die Irreligiosität, der Leichtsinn, die Frivolität, die unreine Neigung und Leidenschaft, endlich die Frevelhaftigkeit des Künstlers geht in seine Werke über; und selbst einer der ersten Dichter unserer Zeit, hat, wie überhaupt die verschiedenen Bildungsstufen seines Künstler-Lebens, so auch die verschiedenen Auswüchse desselben, unter denen sich ein gewisser frevelhafter Uebermuth auszeichnet, gerade in seinen Haupt-Productionen abkonterfeiet. Wir erinnern hier nur an den Werther, und an den Faust. Goethe würde selbst Lord Byron's Genius, in seinem Urtheile über ihn,*) nicht so hochgestellt, ja über Alles erhoben haben, wenn er nicht eine gewisse Sinnes- und Geistes-Verwandtschaft mit sich selbst in ihm gefunden hätte. Eine ähnliche Frevelhaftigkeit, von einem unermeßlichen Stolz erzeugt, entdecken wir, als Wiederschein des Charakters, in Klinger's Werken. So blickt aus Wieland's Werken überall der feinste Epicuräismus hervor, und ein Hang zum Ausmahlen sinnlich-üppiger Gegenstände verunreiniget seine schönsten Poesien. So werden wir in Schiller's früheren Productionen, namentlich in den Räubern, so wie auch in kleineren Gedichten früherer Zeit, eine gewisse Rohheit, ein schlackenartiges Wesen gewahr, wovon sich der treffliche Mann erst in späterer Zeit gereiniget hat. Gehen wir in den Antiken-Sälen, in den Gemählde-Gallerien umher, welche Obscönitäten treten uns da oft entgegen, die uns das Element verrathen, in welchem die Künstler lebten, die solche Gegenstände erschufen. Aber eben was die Mahlerei betrifft, so hat sie uns in der neuesten Zeit einen Beweis von Ausartung des Künstlerlebens in einem ganz entgegengesetzten Sinne gegeben. Es ist die Verwechselung der Kunst

*) S. Göthe's nachgelassene Werke, 6. Band.

mit der Religion, es ist ein gewisser frömmelnder Enthusiasmus, welcher eine bedeutende Zahl junger Künstler, ja fast Alle, zur andächtigsten Verehrung, und zur phantastisch-gemüthlichen Nachahmung der fehlerhaftesten Werke eines beschränktfrommen Zeitalters, ja, um den Sinn für dieselben zu beleben und zu schärfen, selbst in den Schooß der katholischen Kirche trieb. Diese krankhaft-religiöse Ueberschätzung einer künstlerisch-stümperhaften Zeit, in welcher Glaubensknechtschaft die Gemüther fesselt, hat das Künstlerleben in dieser Sphäre auf eigenthümliche Weise verschroben, und eine Reihe von Jahren hindurch in einen Zustand von Ueberspannung gebracht, welche, wie alle Ueberspannung, eine Abweichung von der schönen Mittelstraße ist, die, auch in der Kunst, den Gang der Weisheit bezeichnet. Einen nicht geringen Antheil an dieser hyper-religiösen Ausartung des Künstlerlebens mag wohl gehabt, ja vielleicht den ersten Anstoß dazu mag wohl das aus gleichem Sinne entsprungene Erzeugniß eines namhaften Dichters, unter dem Titel: Phantasien eines kunstliebenden Klosterbruders, gegeben haben; ein Werk, in dessen Geiste auch „Franz Sternbald's Wanderungen" geschrieben sind. Denn es ist nicht zu leugnen, daß Denker und Dichter zu keiner Zeit ohne Einfluß auf die übrigen Künstler geblieben sind. Wie denn eine, der letzteren vorhergegangene, Periode der Kunst, welche wir die heidnische nennen möchten, den Einfluß von Heinze's Ardinghello nicht verleugnen kann. Es ist demnach höchst wohlthätig, wenn eine gesunde Kritik der Kunst zur Seite geht. Und so haben wir es vielleicht Lessing's Scharfsinne zu verdanken, wenn einerseits, durch seine Bemühungen in der Dramaturgie, manche Auswüchse in den Productionen dramatischer Dichter ausgemerzt worden sind, und besseren Formen Raum gegeben haben, andererseits, durch seine scharfe Bestimmung der Grenzen der Mahlerei und Poesie, theils in diesen beiden Künsten der eingerissenen Ausartung ein Damm gesetzt worden, theils auch dem Mißbrauch der Mahlerei in der Musik gesteuert worden ist, wel-

cher in neuerer Zeit anfing, der Musik einen ihr fremden Charakter einzuprägen und sie, zum Theil wenigstens, zu verunstalten. So hat selbst der große Haid'n ein nicht nachzuahmendes, und dennoch häufig nachgeahmtes, Beispiel von Mahlerei in der Musik gegeben, welche bei geistlosen Nachahmern bis zur Carikatur ausartete. Ueberhaupt wird Nachahmung leicht zur Nachäffung, und ist in jeder Kunst verderblich. So die Nachahmung der Natur in der Gartenkunst; und, was noch schlimmer ist, die Uebertragung fremder Räume und Zeiten in die Gegenwart. Es ist nichts lächerlicher, als auf den natürlichen grünen Matten eines sogenannten englischen Parks einen künstlichen feuerspeienden Berg sich erheben zu sehen, und in denselben Räumen griechische Tempel und gothische Kapellen, Chinesische Häuschen und Indische Pagoden, und nicht weit davon die gemachten Ruinen einer alten deutschen Ritterburg zu erblicken. Kommt nun noch ein in künstlicher Grotte betender hölzerner Einsiedler mit Glas-Augen hinzu, so ist die Abgeschmacktheit, und mit ihr die Ausartung der Kunst vollendet.

§. 3.

Das durch die Lüge verunreinigte Künstlerleben.

Wo blinde und verkehrte Neigungen und Leidenschaften ihr Spiel treiben, da gesellt sich auch gern die Lüge hinzu: denn bekanntlich können jene erst durch diese ihre volle Befriedigung erhalten. Und wenn jede wissentlich und absichtlich, um zu täuschen oder zu betrügen, ausgesprochene Unwahrheit Lüge ist, und sich dieses „Aussprechen" nicht blos auf Worte, sondern auch auf Handlungen und Werke bezieht, so ist, dem Besagten zu folge, auch die Möglichkeit der Lüge im Künstlerleben gegeben. Allein der Künstler kann nicht blos in Beziehung auf sein Object, er kann auch in Beziehung auf sein Subject ein Lügner seyn. Wir müssen daher die Lüge im Künstlerleben sowohl auf ihrer subjectiven, als auf ihrer objectiven Seite betrachten.

Der echte Künstler zeichnet sich auch dadurch aus, daß er ein wahrer und wahrhaftiger Mensch ist. Denn die wahre Kunst reiniget, läutert und veredelt auch das Leben. Allein nicht alle Künstler, wie wir gesehen haben, und wie die Erfahrung zeigt, sind auch echte. Künstler mit geringerem Talent sind oft die eitelsten, die hochmüthigsten, sie sind aber zugleich dem Neide, der Eifersucht am zugänglichsten; und je niedriger die Seele, desto mehr gewinnt auch der Eigennutz Gewalt über sie. Wie sehr alle diese Ausartungen die Lüge fördern, ist aus früheren Betrachtungen klar. Die Lüge also im Künstlerleben zeigt sich auf der subjectiven Seite, die wir zunächst ins Auge fassen, auf mannichfaltige Weise. Zuerst erscheint sie in der Verläumdung und Verkleinerung fremder Verdienste. Wer nicht selbst etwas Tüchtiges hervorbringen kann, mag gern Andere zu sich herabziehen, indem er an ihren Werken mäckelt, und ihnen, besonders gegen Unkundige, Fehler aufbürdet, die sie nicht haben, oder Schönheiten herabsetzt, die sie besitzen. Dagegen mag er gern Seinesgleichen höher stellen, als sie verdienen, damit er selbst im Preise steige. Es giebt Künstlercliquen, wo Einer den Andern heuchlerisch herausstreicht, um von ihm den gleichen Dienst zu erhalten. So ist dem Verfasser ein Dichterkreis — meist aus Dilettanten zusammengesetzt — bekannt, die einander gegenseitig ihre Productionen vortragen, und sich mit Lobeserhebungen überschütten, von denen ihr Herz und ihre innerste Ueberzeugung nichts weiß. Sie haben einen Mann von anerkannter kritischer Autorität unter sich, der jederzeit in Ekstase geräth, sobald ein leidlicher Gedanke, oder ein gelungener Vers zum Vorschein kommt. So werden auch mittelmäßige Sänger oder Schauspieler beiderlei Geschlechts beklatscht, wenn sie sich durch irgend eine Art von Bestechung Freunde im Publicum zu verschaffen gewußt haben. Auch wissen sie es dahin zu bringen, daß Andere von größerem Werth herabgesetzt werden. Das Eine wie das Andere geschieht nicht auf geradem Wege; und nur dieser ist der Weg der Wahrheit. Ueberhaupt ist

das Theater der wahre Heerd der Künstlerchicane, und somit der Falschheit; und wo Falschheit ist, da ist auch Lüge. Es giebt aber auch eine ganz eigentliche Theaterlüge, indem nämlich Schauspieler und Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen, entweder um dem Director, wenn sie sich mit ihm verunreiniget, einem Possen zu spielen, oder nur einem ausgezeichneten Mitgliede, dem sie übelwollen, den Ruhm des Tags zu verderben, oder endlich um sich wegen einer schlecht studirten Rolle Frist zu verschaffen, sich krank melden lassen, bald an Migräne, bald an Katarrh, bald an einem Fieberanfalle, u. dgl., so, daß auch der Arzt betrogen wird, der ihnen Arzeneien verordnen muß. Es ist alsdann nicht zu verwundern, wenn auch die Direction, ihres Vortheils wegen, das angekündigte Stück nicht eher widerruft, als bis das Publicum nach dem Theater strömt, wo dann Viele, um nicht wieder umzukehren, mit einem andern Stücke vorlieb nehmen müssen.

Die andere Art der Lüge im Künstlerleben ist nun die, welche sich auf die Gegenstände der Kunst selbst bezieht. Es giebt Mahler, die wenig beschäftiget sind, und ihres Unterhalts wegen das Geschäft von Gemäldehändlern treiben. Bei diesem Geschäft mischt sich nun Eigennutz und Gewinnsucht ein, und führt die Lüge und den Betrug herbei. Beim Einkaufe suchen sie echte Gemählde verdächtig zu machen, und zu Kopien herabzusetzen, beim Verkaufe dagegen unechte für echte auszugeben. Sie verpfänden dabei ihre Künstlerehre und Reputation. Andere retouchiren und restauriren alte, unscheinbare Gemählde, und suchen sie als wohlerhaltene zu verkaufen. Noch andere, welche die Kunst verstehen, gute Meister täuschend nachzuahmen, geben die Werke ihrer eigenen Hände für fremde Originale aus, bedienen sich auch wohl zu mehrerer Sicherheit der Namenschiffre des fremden Künstlers. Und so treiben sie die Lüge wahrhaft praktisch. Der Dichter Tieck führt in einer seiner reizenden Novellen, „die Gemählde" überschrieben, einen alten, dem Trunk ergebenen, aber talentvollen

Mahler, unter dem Namen Eulenböck, auf, welcher die eben erwähnte Kunst im höchsten Grade besaß, und sich besonders auf die Nachahmung Höllenbreughel'scher Stücke gelegt hatte. Dieser lügenhafte Schalk führte selbst Kenner hinter das Licht; und es steht zu vermuthen, daß Tieck diesen Charakter nicht ohne Hindeutung auf ein lebendiges Original entworfen habe. Wenigstens hat es unter den Genre-Mahlern dergleichen wunderliche Käuze gegeben. Betrug bleibt aber allezeit Betrug, auch wenn er vom größten Talent verübt würde. Und wer betrügt, der lügt. So giebt es denn auch auf gleiche Weise Verfertiger von Antiken, Gemmen, u. dgl., welche die Kunstliebhaber trefflich zu täuschen wissen. Auch Kupferstecher, die zugleich Kupferstichhändler sind, treiben ähnliche Künste. Doch wir kehren noch einmal zur Mahlerei zurück, in wiefern sich in ihre verschiedenen Gattungen die Lüge einmischt. In der Historienmahlerei ist eigentlich jeder Anachronismus, jede Darstellung, die nicht den Charakteren, der Zeit und dem Orte angemessen ist, eine Lüge; in der Landschaftsmahlerei jede Verschönerung oder auch nur Veränderung bei Darstellung wirklicher Gegenden, wo etwas in den Raum hineingetragen wird, was nicht wirklich darinne liegt. Endlich und hauptsächlich lügt die Porträtmahlerei, wenn sie häßliche Gesichter verschönert, niedrige und gemeine veredelt, und überhaupt den Gestalten einen Ausdruck giebt, den sie in der Natur nicht haben. Und wie häufig kommt dieß vor!

Was die Musik und die Poesie betrifft, so müssen sich diese ebenfalls die Lüge gefallen lassen. Wie in der wissenschaftlichen Welt, so giebt es namentlich im Gebiete dieser beiden Künste Compilatoren, die sich mit fremden Federn schmücken, und, nach einem früher gebrauchten Bilde, wie die Raubbienen, von fremdem Honig leben. Was zuerst die Musik anlangt, so ist die Compilation nirgends häufiger als in den Opern; wiewohl sich auch in Symphonieen, Oratorien, u. s. w. dergleichen nachweisen lassen. In jeder Composition, die ein Tonkünstler für seine eigene giebt, darf er kein fremdes

Eigenthum aufnehmen, oder er erscheint als Lügner. Es kann zwar seyn, daß sogenannte Reminiscenzen solchen Tonkünstlern, bei denen die Fassungskraft größer als die Productionskraft ist, gleichsam bewußtlos entschlüpfen. Allein dieß ist nicht immer der Fall; und wir finden in manchen neuern Compositionen wirkliche Diebstähle, die, um sie besser zu verbergen, in manchen Partien aus mehreren Meistern zusammengetragen sind. Ja, es trifft sich wohl gar, daß Componisten sich selbst bestehlen, und uns früher Gehörtes, nur in anderer Combination, wieder hören lassen. So könnte man nicht mit Unrecht dem Vielschreiber Rossini den Vorwurf machen, daß man in manchen seiner neueren Opern seine älteren wieder hört. Was aber über Alles geht, doch hoffentlich nichts mehr als leere Nachrede ist, bezieht sich auf den Ursprung einer unserer vorzüglichsten Opern, von der man behauptet, ihr angeblicher Schöpfer habe ein fremdes Werk, dessen er habhaft geworden, für sein eignes ausgegeben. Man führt zum Beweise an, daß er späterhin nie wieder etwas dergleichen habe liefern können. Ob man übrigens solche musicalische Compositionen unter die Rubrik der Lügen zu bringen habe, bei denen es dem Künstler gar nicht so ums Herz gewesen, wie die Musik ausspricht, möchte schwer auszumitteln seyn. Es ist hier von solcher Musik die Rede, welche das Gemüth durch fromme Gefühle bewegt, aber aus der Seele eines Künstlers kommt, der nichts weniger als der Frömmigkeit ergeben ist. Es könnte also angenommen werden, daß er Gefühle heuchelt oder erkünstelt, die er nicht hat; ohngefähr wie ein Prediger, wie weiland Tinius, seine Gemeinde zu Thränen rühren, und doch selbst ein verstockter Bösewicht seyn kann.*) Wir haben hier Himmel's Composition von Tiedge's Urania im Sinne; zu welcher musicalischen Darstellung sich ihr Schöpfer, bekanntlich ein sehr ausschweifender, und vorzüglich den Trunk liebender, übrigens, wie ebenfalls zur Gnüge bekannt, höchst talentvoller Mensch, um sich eine Stimmung zu geben, sogar berauscht haben soll. Allerdings konnte in einem solchen Zustande keine wahrhaft religiöse Stimmung Statt finden, und so herzgewinnend seine Töne strömten, waren sie doch, genau genommen, vermöge des Widerspruchs, in dem sie mit dem Innern des Künstlers standen, eine Lüge, wenn nicht in dem sonst weichen Gemüthe, selbst im Zustande der Wein-Aufregung, Reminiscenzen früheren frommen Sinnes aufgeweckt worden; was wir zur Ehre des Entschlafenen lieber annehmen wollen, als daß er sich, ohne innere Beistimmung, nur in fromme Gefühle hineinphantasirt habe, wie der Schauspieler in seine Rolle.

*) S. des Verf. Criminal-Psychologie, und die darinne aus Hitzig's Zeitschrift für Criminal-Rechtspflege angeführten Acten.

Hier sey uns erlaubt, ehe wir zur Dichterlüge übergehen, etwas über die Künstlerlüge des Schauspielers und Sängers zu sagen. Derjenige Schauspieler lügt nicht, der uns seinen Helden so darstellt, wie er in der Wirklichkeit seyn würde: denn er giebt uns die Wahrheit im Bilde; wie dieß schon oben (§. 1.) auseinandergesetzt worden ist. Aber derjenige Schauspieler lügt, der seine Rolle nicht versteht, sich nicht in den Charakter seines Helden zu versetzen vermocht hat, und uns dennoch etwas anderes geben will, als er selbst ist. Er giebt uns weder die Person seines Helden, noch seine eigene Person: er giebt uns etwas Gemachtes, wovon er weiß, daß es gemacht ist, und was dennoch wie Wahrheit aussehen soll. Z. B. wenn er, in einer tragischen Rolle, brüllend auf der Bühne hin und her raset, wo weder Brüllen noch Rasen an seinem Orte ist (was überhaupt selten der Fall seyn möchte); oder wenn er in einer komischen Rolle, die er auch nicht versteht, statt des komischen Charakters eine Caricatur giebt. Wenn ein Schauspieler so unglücklich ist, sich in jeder Rolle auf ähnliche Weise zu vergreifen, so ist er nicht zum Schauspieler geboren, so ist sein ganzes Schauspielerleben eine Lüge: denn er ist auf der Bühne nicht blos nicht, was

er seyn soll, sondern er ist auch nicht, was er ist; er macht sich erlogener Weise zu etwas Anderem. Etwas verschieden von der Künstlerlüge des Schauspielers ist die des Sängers. Der Sänger — und natürlich auch die Sängerin — kann auf doppelte Art lügen, erstlich im Gesange, sodann in der Action. Der Gesang wird zur Lüge, wenn absichtlich etwas anderes, als das vom Tonkünstler vorgeschriebene, gesungen wird. Hieher gehören namentlich und wesentlich die Verzierungen und Ausschmückungen des Musikstücks, welche die Eitelkeit des Sängers, um seine Stimme zu zeigen, in die wirkliche Composition einmischt; ein Uebel, welches immer mehr einreißt. Die Action des Sängers ist gemeinhin eine Lüge, weil der Mensch während des Singens keine, oder höchst seltene und einfache Bewegungen macht. Sie vertragen sich nicht mit dem Gesange, in welchem der Mensch gleichsam nur Stimme ist und nichts weiter. In der Stimme ist aller Affect, alle Leidenschaft enthalten, oder soll darinne enthalten seyn. Durch Bewegungen des Körpers, durch Gesticulationen, Attitüden, u. dgl. dem Gesange gleichsam nachzuhelfen, ist, wenn nicht lächerlich, doch überflüssig, ja, der Stimme selbst nachtheilig. Und nun vollends diese künstlichen, geschraubten, nichts sagenden Sänger-Bewegungen, die gleichsam stereotypisch geworden sind, sie sprechen die größte Unwahrheit aus, die, weil sie absichtlich, nothwendig Lüge ist: denn ihnen entspricht nichts Inneres. Die einzige Entschuldigung solcher Bewegungen wäre, daß sie Nothlügen sind, weil das Publicum Handlung haben will. Wohl giebt es unter den Sängern beiderlei Geschlechts bedeutende Schauspieler: diese sind aber gleichsam Doppelgänger, sie üben zu einer und derselben Zeit zwei verschiedene Künste aus, die ganz unabhängig von einander sind. Denn ihre Action entspricht nicht etwa den Tönen, die sie singen, und kann ihnen nicht entsprechen, auch nicht den Gefühlen, die in jenen Tönen ausgedrückt sind: denn ein Gefühl, so lange es noch nicht bis zur Heftigkeit der Leidenschaft gesteigert ist, verlangt keine

Handlung, ja duldet sie nicht einmal, eben weil es Gefühl ist, ein Innerliches, das nur durch Sprache oder Gesang laut werden kann; ist es aber heftiger Affect oder Leidenschaft geworden, die sich durch Bewegungen Luft machen muß, so hört der Gesang auf; daher beides zusammen einander widerspricht, und Eines von beiden eine Lüge ist, entweder die Bewegung oder der Gesang. Nein, die Action der Sänger, wiefern sie wirklich der Schauspielkunst angehört, stellt fortlaufend den Charakter der Person des Stücks in auf einander folgenden Situationen dar. Und hiermit verträgt sich wiederum der Gesang nicht: indem er keine Handlungen bezeichnen kann: denn nochmals, wenn gehandelt wird, wird nicht gesungen. Der Gesang einer handelnden Person ist also auch von dieser Seite, oder in dieser Beziehung eine Lüge, weil er ein Widerspruch, sowohl im persönlichen Zustande, als in der Erscheinung ist. Wir fühlen auch diesen Widerspruch sehr wohl, wenn wir eine und dieselbe Person zugleich singen hören und handeln sehen: es ist etwas Peinliches, beides zugleich gewahr zu werden; wir können es auch nicht vereinigen, sondern wir wenden unsere Aufmerksamkeit entweder dem Gesange, oder der Handlung zu; wie bei der jetzt so berühmten Sängerin und Schauspielerin Devrient, bei welcher wir den Gesang über der Handlung vergessen. Was von dem Einzelnen, oder den einzelnen singenden Personen gilt, gilt auch vom Ganzen oder von der Gesammtheit der Sänger. Eigentlich ist also, diesem nach, die ganze Oper eine Lüge: denn wiefern sie eine Handlung darstellt, ist der Gesang erheuchelt, oder wiefern sie Gesangstück ist, die Handlung. Es bestätiget sich dieß auch in der Aufführung. Der Chor, welcher die mächtigste Wirkung thut, handelt nicht, sondern singt bloß, fällt also aus dem Elemente des Schauspiels. Dasselbe thut aber auch der einzelne Sänger in den Haupt-Arien, in welche die ganze Kraft der Musik eingewebt ist. Daher auch die Erfindung, daß in manchen Opern, z. B. im Wasserträger, so lange die Handlung am lebhaftesten ist, blos

gesprochen wird; was aber wieder dem Charakter des Gesangstücks widerspricht. Der Sänger wird also in der Oper zur Lüge genöthiget: denn er fühlt es, und weiß es, daß er Unverträgliches vereiniget; er hat also weder, noch giebt er, einen reinen Genuß. Eine eigene Art von Lüge ist übrigens der Gesang der Kastraten, sei es auf der Bühne, oder in der Kirche: denn der Kastrat lügt eine Frauenstimme. Die Natur selbst wird hier zur Lüge gezwungen. Daher der Widerwille, wenn wir den Sänger nicht blos hören, sondern auch sehen. Wir haben hier gleichsam die Lüge vor Augen, und es ist eben die Lüge, die unsern Widerwillen erregt. Wir schließen diesen Artikel mit der Bemerkung, daß das Leben der meisten Schauspieler eine Lüge ist. Nicht blos sind Diejenigen, denen die Rollen der Bösewichter zugetheilt sind, und die sich ihrer rühmlich entledigen, häufig sehr gute Menschen, so wie die, denen die komischen Rollen, oft sehr ernste, ja trübsinnige Menschen — wie jener Scarron —, sondern die Schauspieler beiderlei Geschlechts, die uns auf dem Theater die Tugend eindringlich predigen, sind nicht selten Personen vom übelsten Ruf.

Wir wenden uns nun schlüßlich zur Lüge im Dichterleben. Die Dichter, wie die Musiker, die Mahler und die Schauspieler, sind oft in ihren Personen nicht, was sie in ihren Productionen sind. Ihr Leben widerspricht nicht selten den Erscheinungen ihres Genius. Dieß gilt vorzüglich von Romanenschreibern, Schauspieldichtern, aber auch von lyrischen. Sie sind oft Andere auf dem Papiere, und Andere in der Wirklichkeit. Der Verfasser hat ein paar lyrische Dichter von nicht unbedeutendem Rufe gekannt, welche in ihren Liedern die zartesten, ja frömmsten Gefühle ausströmten, und im Leben harte, störrige, filzige Menschen waren, die zugleich Andere mit abstoßender Kälte behandelten, und mit dem schneidendsten Spotte verletzten. Desgleichen erinnert er sich zweier Schauspieldichter, die bei dem Publikum viel gegolten haben, und zum Theil noch gelten, welche die edelsten

Charaktere darzustellen verstanden, für ihre Person aber sehr hämische Menschen waren. Daß oft Romanenschreiber, welche uns Unschuld und Tugend, eheliche Treue, häusliches Glück u. s. w. auf das reizendste zu schildern vermögen, in ihren Gesinnungen, in Leben und Wandel, in ihren häuslichen Verhältnissen nicht das sind oder waren, was sie aussprechen, lehrt die Biographie von so Manchem, theils aus fremder Feder, theils sogar aus eigenen Confessionen. Was nun die Dichterwerke selbst betrifft, so sind sie nicht selten, die mannichfaltigen Compilationen und Diebstähle abgerechnet, die wir besonders in Theaterstücken vorfinden, förmliche Lügen, wenn sie sich für etwas anders ausgeben, als sie wirklich sind. Hievon zum Beleg nur einige Beispiele. Aus früherer Zeit sey Macverson's Ossian genannt, so viel Schönes er auch enthält, und so viel Echtes ihm auch zum Grunde liegen mag. Es hat hiemit die gleiche Bewandtniß, wie, wenn Wolf Recht hat, mit dem Homer. Und was ist übrigens dem Homer, wie manchen andern alten Dichtern, nicht untergeschoben worden! Nun aber, in neuerer Zeit, wo die Falschheit klar zu Tage liegt. Wem ist nicht noch die Dreustigkeit des Herrn Pustkuchen, dessen Name schon ominös ist, erinnerlich, welcher seine „falschen Wanderjahre" gleichsam in Goethe's Namen schrieb, so, daß er die Welt glauben machen wollte, sie seyen aus Goethe's Feder geflossen. Endlich noch das Beispiel von „Rameau's Neffen," welches aus der trefflichen Goethischen Uebersetzung des französischen Originals im Manuscript von ein paar Franzosen wieder in das Französische zurückübersetzt, und da das Original-Manuscript verloren zu seyn schien, für das wahre Original ausgegeben wurde.

Achtes Kapitel.

Die Lüge im religiösen Leben.

§. 1.

Idee des religiösen Lebens.

Was wir früher blos flüchtig bestreiften, müssen wir jetzt ernstlich erfassen und festhalten, um zum Zielpunkte dieses Kapitels zu gelangen. Zunächst: was ist Religion? Es giebt viele Leute, sogar Gottesgelehrte, welche die Religion mit der Dogmenlehre, und überhaupt mit dem religiösen Lehrgebäude verwechseln, wie dieß geschieht, wenn von heidnischer, jüdischer, christlicher Religion gesprochen wird, wo man dann, um das praktische nicht zu vergessen, den äußeren Cultus, das Rituale, den Ceremoniendienst, mit einschließt. Ein Anderes aber ist die Lehre, ein Anderes das Leben nach der Lehre; ein Anderes ist der äußere Gebrauch und die Ceremonie, ein Anderes die innere Gesinnung und Richtung des Gemüths. Oder, um den Gegensatz einfacher zu bezeichnen: Alles, was wir vom göttlichen Wesen und der Art und Weise, es zu verehren, wissen sollen und können, die Theologie spricht es aus; diese verhält sich aber zur Religion, wie das Object zum Subject; beide stehen in der innigsten Beziehung, die aber nur dadurch möglich wird, daß sie einander gegenüber stehen. Was wir also gemeinhin „unsere Religion" nennen, ist die Summe alles dessen, was uns von göttlicher Offenbarung zugekommen ist, und mit Einem Worte „Glaubenslehre" genannt werden kann, oder auch „Glaube" schlichthin, aber wohl zu merken, in objectiver Bedeutung, genannt wird. Dieser Glaube nun, wenn wir ihn zu unserm Eigenthum gemacht haben, nicht blos wiefern wir ihn wissen, sondern wiefern auch unser Gemüth ihn aufgenommen hat, als eine Wahrheit, an welcher wir nicht zweifeln, sondern mit sicherm Vertrauen festhalten, dieser Glaube, wenn er unsere Gesinnung belebt und unsere Handlungen leitet, wenn er zur Richtschnur unseres Willens geworden ist, dergestalt, daß Gottes Wille, als in der Glaubenslehre enthalten, unser Wille wird, dieser Glaube erzeugt auf solche Weise in uns Religion, die wir gar trefflich mit dem alten Namen Frömmigkeit bezeichnen. Religion also und Frömmigkeit ist Eines und Dasselbe. Der schöne Spruch: „dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebot," enthält die Summe aller Vorschriften zur Religion oder zur Frömmigkeit; und wer diese Summe aller Vorschriften befolgt, wer mit Recht von sich sagen kann: „das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und meine Zuversicht setze auf den Herrn, und ihm verkündige alle mein Thun," der ist wahrhaft religiös, der ist fromm. Wer Gott verläßt, der ist irreligiös. Man kann daher auch sagen: das Hangen und Haften, gleichsam das Gebundenseyn an Gott, ist Religion; was auch eigentlich das Wort besagen will. Ein in diesem Sinne geführtes Leben ist ein religiöses Leben.

Ehe wir aber einen näheren Blick auf das religiöse Leben werfen, dessen Idee hier aufgestellt werden soll, müssen wir auf einen Einwurf achten, welcher uns im Namen des Christenthums gemacht werden kann. Man kann nämlich sagen: „das hier Geschilderte ist wohl Religion, aber es ist nur die Religion des alten Testaments. Nach dem neuen Testamente wird zur Religion noch der Glaube an Christum und seinen Versöhnungstod verlangt: denn ohne diesen Glauben ist

keine Erlösung von Tod, Teufel und Hölle, und keine Hoffnung des ewigen Lebens." Hiegegen läßt sich aber einwenden: die frommen Menschen des alten Testaments wußten nichts von diesem Glauben, und werden uns gleichwohl als Muster aufgestellt; ja was noch mehr ist, das neue Testament selbst sagt: „in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm." Wer aber Gott angenehm ist, sollte er den verdammen, und ihn des ewigen Lebens nicht theilhaftig werden lassen? „Also — kann man wieder einwerfen — sollen wir nicht an Christum glauben, nicht durch ihn Erlösung und das ewige Leben hoffen? Wozu ist denn Christus gestorben und auferstanden, wenn wir auch ohne ihn selig werden?" Allerdings sollen wir an Christum als unsern Erlöser, und als den Verheißer und Bringer des ewigen Lebens glauben: denn Er und kein Anderer ist es, der „Leben und unvergängliches Wesen an das Licht gebracht hat." Ja, wir sollen noch mehr thun: wir sollen auch „gesinnt seyn wie Er, und in seinen Fußtapfen wandeln." Christus selbst sagt: „ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr nachfolgt meinen Fußtapfen." Gesetzt nun, wir glaubten an seinen Erlösungstod mit allen seinen Folgen, aber wir thäten nicht, wie Christus geboten hat: würde uns unser Glaube zu Gute kommen? Das glaube Niemand! Und was hat denn Christus geboten? Das hat er geboten: daß wir den Willen seines Vaters thun. Er hat also das geboten, worein wir schon vorhin das Wesen der Religion gesetzt haben. Wozu nun aber dennoch der Glaube an Ihn und seine Erlösung? Dieser Glaube soll uns als Stütze und Stab, als Kräftigungsmittel auf unserm Wege zum ewigen Leben dienen. In Christo hat sich Gott auf das herrlichste offenbart, uns seinen Willen und seine Verheißung auf das deutlichste ausgesprochen, oder vielmehr diese Verheißung, die von Anbeginn gegeben war, auf das bestimmteste erfüllt. In Christo ist das sündige Geschlecht von Ewigkeit zu Ewigkeit erlöset: denn „vor Gott ist Niemand gerecht." Und ob Millionen der

Vorzeit oder Folgezeit von dieser Erlösung nichts wüßten, sie war dennoch im göttlichen Rathe beschlossen, mußte geschehen, und ist geschehen, „als die Zeit erfüllet war;" und ist von da an auch bekannt gemacht, und durch das Evangelium verkündiget worden, „damit Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Zu diesem Glauben gehört aber auch die Erkenntniß der Nothwendigkeit, Gottes Willen zu thun, den Er aller Welt schon im inneren Gesetz, im Gewissen verkündiget hat. Die Verächter dieses göttlichen, dem Menschen in das Herz geschriebenen Worts haben keinen Theil an ihm und seiner Erlösung, auch wenn sie ihn mit den Lippen bekenneten. Denn nicht „die Herr, Herr, sagen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel, sind die Erben des Reichs." Dagegen die Thäter des Worts sind die, zu denen er sagen wird: „Kommt her, ihr Gesegneten des Herrn, ererbet das Reich, das euch bereitet ist vom Anbeginn der Welt." Die nun, welchen die Erlösung durch Christum verkündiget ist, gleichen denen, welche viele Talente empfangen haben: von ihnen wird viel gefordert. Die aber, welche noch sitzen „im Schatten und in der Finsterniß," gleichen denen, die wenig empfangen haben, und denen auch dieses Wenige hoch angerechnet wird, wenn sie damit wuchern. Sie gleichen auch den Arbeitern, die um die eilfte Stunde gemiethet werden: ihnen wird aus der Hand des reichen Hausvaters ihr Lohn in gleichem Maße, wie den Andern. Will jemand hier mäckeln, so erhält er die Antwort: „siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin?" Und nochmals: „vor ihm ist kein Lebendiger gerecht," auch wenn er sich noch so sehr mühete. „Christus ist hie, der gerecht macht," und der das Mangelnde ergänzt. Aber nur „dem, der da hat, dem wird gegeben; der aber nicht hat, — der alle Zucht und Sitte verschmähet, — dem wird auch noch genommen was er hat," nämlich das Gegebene, das Verliehene und nicht Genutzte. So ist also der Glaube an Christum, und an die, uns durch ihn gewordene Erlösung

das herrlichste Kräftigungs- und Aufschwungs-Mittel nach Oben: denn dieser Glaube befreiet uns von den Banden, die den irdischen Menschen fesseln. Durch diesen Glauben ist uns die Thüre des Himmelreichs geöffnet; aber das Eingehen ist unsere Sache. Darum werden wir durch das Evangelium auch nur eingeladen zu dem Mahle, das der König seinem Sohne bereitet hat; ob wir kommen wollen oder nicht, hangt von uns ab. Und daß es an Entschuldigungen gegen das Kommen nicht fehlt, das sagt uns die Parabel auch; zum deutlichsten Beweis, daß die Erlösung nur für die ist, die erlöst seyn wollen, und sich der Erlösung werth machen. Und das letztere thut ein Jeder, der dem Rufe Gottes folgt, auch wenn dieser nur durch das Gewissen zu ihm redet.

Man kann sagen: ein gewissenhaftes Leben ist ein religiöses Leben: denn Gott verlangt durch seine geschichtliche Offenbarung, die in Christo vollendet ist, nicht mehr von uns, als was er durch das Gewissen auch verlangt. Auch im Gewissen steht geschrieben: „Was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht". Auch im Gewissen steht geschrieben: „Liebe Gott über Alles, und deinen Nächsten als Dich selbst." Denn das Gewissen gebietet unbedingte Achtung gegen das Heilige. Und wie kann man lieben, das heißt, dem anhangen, das man nicht achtet? Und so gebietet das Gewissen auch unbedingte Gleichstellung des Andern mit mir selbst. Denn wenn ich mich dem Andern voransstelle, mich ihm vorziehe, so liebe ich nur mich, aber für den Andern habe ich kein Gefühl, obwohl er mein Bruder ist. Und noch weniger stelle ich mich ihm gleich, wenn ich ihm schade, ihn verletze. Moses und die Propheten, und Christus selbst und seine Apostel, sind gleichsam nur die laut gewordene Stimme des Gewissens, die durch alle Zeiten und Räume ertönt. Also wer Christo folgt, der folgt seinem Gewissen, und wer seinem Gewissen, auch Christo. Und dieß ist das wahre religiöse Wesen, das auch schon die Heiden

erkannt haben: „denn Gott hat sich ihnen nicht unbezeugt gelassen."

Demzufolge können wir nun mit Wenigem die Idee des religiösen Lebens feststellen. Es ist ein dem Heiligen geweihtes Leben in Sinn und Wandel. Es offenbart sich aber auf doppelte Weise. Die eine Seite gleichsam des religiösen Lebens ist die Unterdrückung aller unreinen und ungerechten Begierden und Wünsche, Gedanken und Handlungen, und in dieser Hinsicht die stete Läuterung unseres Wesens „von dem Bösen, das uns immer anklebt und träge macht." Diesen Läuterungs-Act, der in der innigsten Verbindung mit der Selbst-Erkenntniß steht, die schon die alten Weisen der Heiden als das erste Mittel zur Weisheit anempfahlen, haben auch Viele von ihnen, namentlich der rechtschaffene Socrates, immerfort an sich vollzogen, und sind so zu einer nicht unklaren Erkenntniß des wahrhaft Göttlichen gelangt: denn man weiß nichts vom Göttlichen, wenn man es nicht an sich erfährt. Daher auch von jeher die Läuterung zur Tugend als das Mittel angesehen wurde, mit der Gottheit in Verbindung zu gelangen. Zu dieser Läuterung gehörte nun auch die Ueberwältigung und Bändigung der Affecte und Leidenschaften, vor allen des Zorns und der Herrschsucht, so wie der Habsucht, als der Wurzeln aller Leidenschaft überhaupt. Wenn man einwenden wollte, daß mit diesem Bestreben sich in den Zustand sittlicher Freiheit zu versetzen, doch noch keine Religion und kein eigentlich religiöses Leben gegeben sey, so erwiedern wir, daß, erstlich ohne dieses Streben eben so wenig ein wahrhaft religiöser Zustand bestehen oder auch nur entstehen könne: und sodann wiederholen wir, daß mit solchem Streben unausbleiblich religiöse Gefühle, um nicht zu sagen, Anschauungen oder Erkenntnisse eintreten. Denn das Wahrnehmen des Reinen an und in uns selbst, ist zugleich ein Wahrnehmen des Göttlichen, und gleichsam ein Eingehen desselben in unser Wesen. So wird der, welcher nur Einmal im Leben die Wonne des aufrichtigen Verzeihens geschmeckt

hat, das Wesen der göttlichen Liebe fast mehr als ahnen, er wird es fühlen, und wird in diesem Gefühl die Bestätigung, die Gewißheit erhalten, die scharf an das Wahrnehmen grenzt: daß Gott die Liebe ist. Dasselbe Gefühl dringt in uns ein bei jeder Selbstverläugnung zur Wohlfahrt irgend eines Andern. Da aus dem Herzen alle unsere Gedanken und Handlungen fließen, so ist also ein reines Herz gleichsam die Grundlage des religiösen Lebens: denn wir können nicht mit Gott, dem Heiligen, in Gemeinschaft treten, uns ihm nicht nahen in Andacht und Gebet, nicht, wie die Schrift sagt, vor seinen Augen wandeln, wenn wir nicht reines Herzens sind. Wir können auch nichts von Gott hoffen und erwarten, keine Leitung, keinen Beistand, keinen Schutz, wir können kein Vertrauen zu Gott, keinen Glauben an ihn haben, wenn uns die Herzensreinheit mangelt: denn in diesem Falle sind wir von Gott abgewendet, und verstocken und verhärten uns gegen das Heilige, und verstatten ihm keinen Eingang in unser Wesen. Kurz, der Glaube kann nur aus dem reinen Herzen kommen, und so zum Bande werden, das uns mit Gott verknüpft. Darum ist die innigste Sehnsucht, schon des Psalmisten, ein reines Herz; und darum dringt auch der Lehrer, der vom Himmel kam, zu allererst auf Reinigung des Herzens, eben so wie er Glauben verlangt: und er verlangt eigentlich mit beiden Eines und Dasselbe. Und so ist denn das religiöse Leben ein reines, ein von der Sünde nicht befleckes Leben, wie das Seinige war; weshalb er denn auch von sich sagen konnte: „ich und der Vater sind Eins;" und: „wer mich siehet, siehet den Vater." Hier sehen wir das Muster, das Ideal des religiösen Lebens: ein Wandeln in sittlicher Unbeflecktheit und Reinigkeit. Hiemit ist aber das religiöse Leben noch nicht in seiner Vollendung dargestellt; es ist das so eben betrachtete nur die eine Seite desselben. Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung der andern Seite.

Wie die erste den religiösen Sinn umfaßt, so die zweite den religiösen Wandel. Unter den Begriff des Wandels

stellen wir das ganze handelnde Leben, die ganze Sphäre der menschlichen Thätigkeit. Auch hier haben wir ohne Weiteres an dem Beispiele des Heilandes die lebendig ausgedrückte Idee des religiösen Lebens. Auch hier ist Christus, wie Keiner, der Heilige, der Vollendete. Von dem Augenblicke an, wo er in das öffentliche Leben trat, bis zum Augenblicke seines Verscheidens, war sein Leben ein unaufhörliches Ausströmen göttlicher Weisheit, göttlicher Liebe, göttlicher Kraft. Jedes Wort, welches er sprach, war ein Wort aus Gott geredet: ein Wort der Lehre für ewiges Heil, ein Wort der Verkündigung des Himmelreichs, ein Wort der Ermunterung, des Trostes, der Ermuthigung, der Lebenskräftigung. „Kommet her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken." Jeder Schritt, den er that, führte zu einem heiligen Ziele: er mochte am Berge, oder am Meeresufer, oder auf den Straßen und Plätzen, in Dörfern und Flecken, oder in der Tempelhalle, oder in den Häusern derer, die ihn als Gast geladen, bald zum versammelten Volke, bald zu einem kleineren Kreise von Freunden, bald blos zu seinen Schülern reden, die er sich erzog und zu Zeugen seines heiligen Lebens machte. Jedes Erheben seiner heiligen Hand war ein Segen, eine Hülfe, eine Heilung, nicht blos von leiblichen Gebrechen, sondern auch von Leiden des Gemüths, von Plagen des geängstigten Geistes, von Besessenheit unreiner Geister. Denn heftiger als Qualen körperlicher Schmerzen sind die Qualen unreiner Gefühle, Gedanken und Triebe, deren die gesunkene und gefesselte Seele nicht Meister werden kann; und eine größere Hülfe kann dem Menschen nicht angedeihen, als daß seine Seele dem Lichte wiedergegeben werde. Es ist die Erweckung vom geistigen Tode zum neuen, geistigen Leben, staunens- und anbetungswerther, wo möglich, als die Erweckung der leiblich Gestorbenen, die der Erbarmer, von göttlichem Mitleid bewegt, den trauernden, den tiefgebeugten Ihrigen wiedergab: der armen, verlassenen Mutter den Sohn, dem trostlosen Vater die Tochter, den liebenden

Schwestern den geliebten Bruder, Allen, weil sie glaubten, und damit sie ferner mit gläubigem Herzen Dem vertrauen möchten, der den Retter und Helfer gesandt hatte zur Vergebung der Sünden, und zur Besiegelung des ewigen Lebens. So wandelte der Sohn des Allerhöchsten, zum demüthigen Menschensohn erniedriget und unseres Gleichen geworden, „ein Mensch wie wir, nur ohne Sünde," unter den Sündern, die er seine Brüder nannte, und litt und starb für sie, für uns Alle, aus göttlicher Liebe. Eine Liebesthat war sein Opfertod, wie seine Erscheinung auf der Welt, und sein Gang durchs Leben. Sein ganzes Leben war eine Bestätigung und Bekräftigung der Lehre seines göttlichen Mundes: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen." Denn wer hatte bitterere Feinde, als Er, der Freund aller Menschen? wer wurde hämischer geschmäht und verwünscht, als Er, dessen Mund sich nur zum Segnen öffnete, dessen Hand sich nur zum Segnen ausstreckte? Wer wurde grimmiger und unversöhnlicher gehaßt, als Er, der nur Liebe athmete, nur half, nur rettete, nur wohlthat, ja, bei dem jeder Blick, jeder Hauch des Mundes, jede Handberührung eine Wohlthat war? Endlich, wer wurde schimpflicher beleidiget und grausamer verfolgt, als Er? als Er, der noch am Stamme des Kreuzes, auf das qualvollste gemartert, und dazu noch teufelisch verspottet und verhöhnt, den scheidenden Blick zum Himmel erhob, und mit dem letzten Hauche der schuldlosen Brust die Worte ausrief: „Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun," und dann vertrauensvoll seinen Geist, diesen Geist der Liebe, wieder in die Hände des Vaters zurückgab, von dem er ausgegangen war. Wohl müssen wir mit dem römischen Hauptmanne am Kreuze ausrufen: „Wahrlich, dieser ist ein frommer Mann, und Gottes Sohn gewesen!" So zeigt sich das religiöse Leben, wenn wir so sagen dürfen, auf seiner praktischen Seite, oder als religiöser Wandel. Dieser ist ein Leben aus Gott, wie der

religiöse Sinn ein Leben in Gott. Beides gehört zusammen, keines ist ohne das andere denkbar, und beides vereiniget stellt uns die Idee des religiösen Lebens dar, wie es in Christo leibhaftig erschien. Daher auch die Schrift mit Recht den Ausdruck gebraucht: „in Ihm wohnte die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig." Und wie sollte auch nicht in einem Solchen das Ideal des religiösen Lebens und die Fülle der Gottheit seyn, dessen Gemüth nur göttliche Liebe, dessen Geist nur göttliches Licht, und dessen Wille nur göttlicher Wille, oder menschlich gesprochen, die reinste sittliche Freiheit war?

§. 2.

Ausartung des religiösen Lebens.

Wer sollte auf den ersten Anblick meinen, daß das religiöse Leben ausarten könnte? Gleichwohl ist es so; und, nach früherer Bemerkung, ist die Ausartung des Edelsten allezeit das Schrecklichste. Wie uns die Geschichte in einem kurzen, lichthellen Zeitmomente, in einem kleinen, von diesem Lichte erhelleten Raume, und in Einem Beispiele, die Idee und das lebendige Ideal des religiösen Lebens aufgestellt hat, so stellt sie uns durch alle Zeiten und Räume hindurch in tausend und abertausend Beispielen die Ausartung des religiösen Lebens in den mannichfaltigsten Erscheinungen und Gestalten hin. Das ganze Heidenthum in seinen verschiedenartigsten Formen, das Judenthum in seinen verschiedenen Perioden, und das Christenthum selbst im Gange seiner Entwickelung, giebt uns von dieser Ausartung die schlagendsten Beweise, die augenfälligsten Belege. Wir wollen einen Blick auf jede dieser besondern Erscheinungen werfen.

Was zuerst das Heidenthum, von der ältesten Zeit bis auf die neueste herab betrifft, so läßt sich zwar nicht läugnen und ist wohl allgemein anerkannt, daß uranfänglich in ganz Asien, dem ersten Lande menschlicher Cultur, Aegypten, und überhaupt einen Theil von Africa, so weit es uns bekannt geworden, mit eingerechnet, unverkennbare Spuren einer frühen Gottes-

offenbarung und eines ihr angemessenen religiösen Lebens bemerkbar sind, die sich, nicht unwahrscheinlich aus der zuerst von der großen Fluth befreieten Gegend um das Gebirge Ararat nach allen Landstrecken hingezogen haben, so daß dieselben namentlich in Persien, Indien, China, Japan, so wie andererseits, in Chaldäa, und, an der Grenze Africa's, in Aegypten, unverkennbar sind. Die Auswanderungen des Noachitischen Stammes, welcher noch vorsündfluthliche religiöse Traditionen, namentlich von dem ursprünglich reinen Zustande der Menschheit, und von dem Elend nach dem Sündenfalle, so auch einen ursprünglichen Cultus in der Anbetung Eines höchsten Wesens, bewahrte, scheinen sämmtlich Einen und denselben religiösen Samen in die entferntesten Landstrecken ausgestreut zu haben. Allein mit der Zerstreuung und Verweltlichung der Urstämme zu Völkern ferner Gegenden, verlor auch die Religion ihre Reinheit, Einfalt und Innigkeit, und wandelte sich in unreines, gemischtes und äußerliches Wesen um. Die Vielgötterei, die Vergöttlichung der Naturgewalten und Naturgestalten, vom Sternendienst bis zum Fetischismus herab, bildete sich nach und nach aus. Die Menschheit verlor ihren Schöpfer. Nun trieb das religiöse Bedürfniß, verunreiniget durch sinnliche Begierden und unsittliche Triebe, die abentheuerlichsten und abergläubigsten after-religiösen Ausgeburten hervor, anders und entgegengesetzt gestaltet, je nachdem die Richtung des Gemüths und Geistes idealistisch war, wie in Persien und Indien, oder realistisch, wie in Babylonien, Phönizien, u. s. w. oder gemischt, wie in Aegypten. Daher einerseits die entselbstigenden Läuterungen, Qualen und Peinigungen, um sich von den Schlacken der Materie zu reinigen, und entweder in den Urquell des Lichts und mit demselben zusammen zu fließen, oder in dem allgemeinen Nichts in seliges Nicht-Seyn zu versinken. Daher ferner und andererseits die entwürdigende Geschlechter-Huldigung und Hingabe an den Dienst der Wollust, der zum Tempeldienste geworden war, und zugleich, weil Wollust und Grausamkeit oft Hand in

Hand gehen, die den feindlichen Mächten dargebrachten Menschenopfer. Daher endlich die religiöse Verehrung von Thieren, Pflanzen, Steinen, und der Bilderdienst, für das Volk; für die Priester aber die Mysterien, in denen die alte reinere Lehre, der gesunkenen Menge nicht mehr zugänglich, in geheimer Tradition aufbewahrt, durch Symbole für die Phantasie anschaulich gemacht, aber auch nur in der Phantasie festgehalten wurde. Denn die reine Gottesverehrung, die echte Religion, war auch in dem Inneren der Tempel nicht zu finden, sondern man diente der geheimnißvollen, unbekannten Macht, die man durch Zaubersprüche an sich zu bannen suchte, zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke, und namentlich zur Behauptung einer Völker und Könige beherrschenden Gewalt. Noch jetzt ist überall, wo es noch Heidenthum giebt, die Religion der Menge ein niedriger Aberglaube; und Zauberer und Gaukler vertreten die Stelle der Priester. Doch unsere dermalige Betrachtung steht hier an ihrer Grenze, die wir nicht überschreiten dürfen.

Was das Judenthum betrifft, so war es seinem Ursprunge und wahren Wesen nach ein aus reiner Offenbarungsquelle fortfließender Bach, der allmählig zum Strome werden, sich um den ganzen Erdkreis ziehen, und ihn mit dem Wasser des ewigen Lebens tränken sollte. Wir haben keinen Grund, die einfache biblische Erzählung von Noah's Errettung aus den Fluthen für Fabel zu halten: die Sagen der ältesten Völker führen uns bis auf diesen dunkeln Punkt der Geschichte zurück. Und ging Noah mit den Seinigen in die Arche ein, so nahm er auch den alten angeerbten Glauben an Einen Gott mit sich, und pflanzte ihn von Geschlecht zu Geschlecht bis auf Abraham fort, in welchem er uns noch heute im hellesten Glanze entgegenstrahlt, wenn gleich auf kindliche Weise in einen kleinen Raum, und nur für die lange Dauer seiner Nachkommenschaft beschränkt. Allein wir sehen schon in Abraham's Familie Götzenbilder, und der Hang zum Götzendienste verliert sich fast zu keiner Zeit bei seinen Nachkommen.

Hiemit ist aber auch bereits die Ausartung der reinen Religion gegeben; und wenn die Israeliten trotz Mose's Donnerworten das goldene Kalb anbeten, so sehen wir die Ausartung des religiösen Lebens hier gleichsam schon in völliger Blüthe. Die mehrmaligen Exile der Juden nach Jahrhunderten ihrer theocratischen Regierung — denn auch die Könige sind ja nur Diener des höchsten Gottes — trugen nichts dazu bei, diese Ausartung zu vernichten; und in späteren Zeiten finden wir sie nur in anderer Form, in den Gestalten des Pharisäismus und Saducäismus wieder; wozu noch die Verunreinigung der heiligen Schriften des alten Bundes durch fremdartige Zusätze kommt, die zuletzt zu einem Canon, als ein Wust falscher und abergläubischer Dogmen heranwachsen, denen dieses halsstarrige Geschlecht noch heutiges Tages huldigt. Daß alle diese Verderbniß auf das religiöse Leben der Nation zu allen Zeiten den bedeutendsten Einfluß gehabt hat, und daß Wahn, Vorurtheile, Aberglaube, und zugleich auch wieder Unglaube nie aufgehört haben, dasselbe zu verunstalten, wer weiß es nicht, oder wer wollte es läugnen? So ist in der Religionsgeschichte der Juden abermals der Beweis gegeben, daß und wie das Edelste ausarten kann.

Am allerauffallendsten aber sehen wir dieses in der christlichen Religionsgeschichte, welche mit der der Kirche auf das innigste verbunden ist. Die reine Gotteslehre, wie sie aus dem Munde des Heilandes kam und seinen Jüngern anvertraut wurde, um sie in aller Welt zu verkündigen, die Lehre vom Gottvertrauen, von der Menschenliebe, und von der Hoffnung des ewigen Lebens, was ist sie unter den Händen der Päbste und ihrer Klerisey geworden! Aus dem Gottvertrauen: der Zwangsglaube an die Satzungen der Kirche; aus der Menschenliebe: der Ketzer-Haß, d. h. der Haß gegen Alle, und die Verfolgung Aller, die nicht anerkennen, was die Kirche befiehlt; und endlich aus der Hoffnung über das Grab hinaus: die Furcht vor den Qualen des Fegefeuers, dessen martervolle Dauer nur Geschenke an Kirchen und Klö-

ster abkürzen können. Welchen Einfluß eine solche Ausartung der Lehre auf das religiöse Leben ausüben mußte, läßt sich leicht ermessen. Jedoch wir müssen diesen Gegenstand, der uns allzunahe berührt, etwas genauer in Betrachtung ziehen.

Woher kam es, daß sich der beseligende Herzens-Glaube in einen verdammenden Autoritätsglauben verwandelte, und so auf das allerabscheulichste ausartete? Es ist bekannt, daß, nach den Aposteln, die ersten Lehrer und Verkündiger des Evangeliums Bischöffe oder Aufseher hießen, und daß dieser Name späterhin, als die Gemeinden anwuchsen, und jede Stadt mehrere Lehrer hatte, zur Erhaltung der Eintracht, Einem insbesondere gegeben wurde, daß Anfangs die Bischöffe zu Rom, Alexandria und Antiochia gleiches Ansehen hatten, daß aber allmählich, weil Rom die Kaiserstadt und Hauptstadt der Welt war, der Bischoff zu Rom den ersten Platz erhielt, aber keineswegs als Pabst, oder Pontifex maximus, so daß Tertullian den römischen Bischoff sogar nur spottweise einen Pabst nennt,*) und daß erst Bonifacius III. im J. 607 von dem Kaiser Phocas, einem der abscheulichsten Tyrannen, bei dem er sich eingeschmeichelt, den Pabsttitel erhielt.**) Allmählich wuchs mit diesem Titel nicht blos die geistliche, sondern auch die weltliche Gewalt, so daß Gregor VII. ums Jahr 1076 in seinen Dictaten publiciren durfte: „man soll bei keinem im Hause bleiben, den der Pabst verbannt hat; der Pabst allein kann sich der kaiserlichen Insignien bedienen; des einzigen Pabstes Füße küssen alle Fürsten; dem Pabste ist erlaubt die Kaiser abzusetzen; ohne des Pabstes Autorität gilt kein Buch für canonisch; Er kann aller Menschen Urtheil retractiren, seines aber kann kein Mensch retractiren; er soll von Niemand gerichtet werden; Keiner wird

*) S. Cyprian überzeugende Belehrung vom Ursprung und Wachsthum des Pabstthums. Hof. 1769. (pag. 304.)

**) S. ebendas. S. 317.

für katholisch gehalten, der nicht mit der römischen Kirche übereinstimmig ist; der Pabst kann die Unterthanen unbilliger Herren der Treue entlassen."*) Und so ist es denn nicht zu verwundern, wenn die angeblichen Statthalter Christi es nach und nach bis zu 180000 Unterthanen brachten, eine bedeutende Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande aufstellten,**) wenn sie jährlich viele Millionen Thaler bei Seite legten; wie denn z. B. Sixtus V. im ersten Jahre seiner Regierung 110000 Ducaten erübrigte und in der Engelsburg verwahrlich beilegte, eben so viel im dritten, und eben so viel im vierten Jahre. Es ist nicht zu verwundern, wenn der Clerus sich ebenfalls übermäßig bereicherte, wenn die Mönchsorden, z. B. die Cistercienser, dasselbe thaten, und wenn nun Pabst und Geistlichkeit das religiöse Leben in ein luxuriöses umwandelten. Schon im 4. Jahrhunderte zeigte sich die Begierde reich zu werden und das Wohlleben bei den römischen Bischöffen. Daher sagte im J. 370 der Consul Prätextatus zu Rom: „Macht mich zum römischen Bischoff, und ich werde sogleich ein Christ." Daher wurde auch um Bischoff zu Rom zu werden, Mord und Todschlag nicht gescheut. Von dergleichen erzählt Ammianus Marcellinus, und sagt dabei: „Ich verdenke es denen, die nach dem römischen Bischoffthum begierig sind, nicht, wenn sie sich aufs kräftigste darum zanken. Diese Bischöffe bereichern sich durch die Geschenke der Matronen, fahren kostbar gekleidet in Wagen einher, und richten solche prächtige Gastereien aus, daß sie damit königliche Tafeln übertreffen."***) So war der Anfang

*) S. Cyprian. ebendas. S. 323.

**) Aymon Tableau de la cour de Rome. T. II. Ch. VI. „Le Pape tient continuellement à sa solde huit Généraux d' armée: un pour ses Gardes, un pour ses Galères, un pour l' Artillerie, un pour l' Infanterie, deux pour sa Cavallerie, et deux autres pour Ferraro et Avignon."

***) S. Cyprian ebendas. S. 337.

der päpstlichen Hierarchie, und des religiösen Verderbens. Zu welcher Höhe dieses von Jahrhundert zu Jahrhundert am päbstlichen Hofe, und innerhalb und außerhalb der Klöster stieg, ist hinlänglich bekannt, und wir haben nur beispielsweise hier einiges Wenige anführen wollen. Was Wunder nun, wenn endlich, nachdem der päbstliche Segen und die Sündenvergebung dergestalt verkäuflich geworden war, daß Ablaßkrämer in den Ländern herumgeschickt wurden, um unermeßliche Geldcontributionen für begangene und noch zu begehende Sünden einzutreiben, der fromme Sinn sich gegen solche Gräuel in dem Maße empörte, daß er dem päbstlichen Stuhle den Gehorsam aufkündigte. Der Protestantismus wurde wahrhaft religiösen Seelen abgenöthiget, und der Pabst hatte es sich selbst zuzuschreiben, daß er von einem großen Theile wahrer Christen gleichsam in den Bann gethan wurde. Das Evangelium siegte, nach langer Unterdrückung und nach langem Kampfe, und die christliche Freiheit behauptete ihre Rechte gegen den knechtischen Glaubenszwang einer ausgearteten Kirche. Wie aber alle irdischen und menschlichen Dinge ihren Licht- und Höhe-Punkt nur eine Zeit lang behaupten, und sich dann nach einem Aeußersten hin bewegen, welches dem entgegengesetzt ist, das sie hervorgetrieben hat: so auch der Protestantismus. Die Freiheit, welche aus dem Evangelium geboren worden war, wuchs heran, und wurde mündig, oder wähnte es zu seyn, und riß sich unter dem Namen Rationalismus von der Mutter los. Mit dem Namen aber änderte die evangelische Freiheit auch den Charakter, d. h. sie war eben keine evangelische mehr. Denn das Evangelium macht nur von Menschensatzungen frei, aber nicht vom Worte Gottes, und nicht vom Glauben, durch welchen dasselbe in das Herz eingeht und im Herzen wirkt und schafft, und zwar den neuen Menschen, der von Gott geschaffen ist. Der Rationalismus aber will nichts glauben, als was er begreifen kann, das heißt, er wirft den Glauben weg, mit ihm aber auch zugleich das Auge, welches in der heiligen Schrift über-

haupt, Gottes Geist, und im Evangelium insbesondere, das Licht der Welt erblickt. Die Bibel ist nun für ihn nicht mehr eine Kunde der göttlichen Offenbarung, sondern ein menschliches, sonderbar genug zusammengeflicktes Machwerk der Zeiten, ein alter Schacht, welcher mit dem Grubenlichte des Verstandes — der dem Rationalismus für Vernunft gilt — beleuchtet werden muß, um noch einige Goldkörner als Ausbeute unter den Schlacken herauszufinden. Einige Verkündiger des rationalistischen Evangeliums sind auch der Meinung, daß die Ausbeute aus dieser alten orientalischen Grube die Kosten nicht trage, und daß man besser thue, sie eingehen zu lassen. Der ausgeartete Protestantismus protestirt also jetzt gegen die göttliche Offenbarung in der Schrift, wie einst, bei seinem Entstehen, gegen die päbstlichen Bullen, und er nimmt nur so viel Göttliches in der Schrift an, als er Vernünftiges, d. h. für den Verstand Faßliches und Begreifliches darinne findet. Das Wunder der durch den alten Bund hindurchgeführten Verheißung, und der Erfüllung dieser Verheißung in der Erscheinung Christi und seinem Werke auf Erden, ist also dem Rationalismus kein Wunder mehr; sondern wie einst durch das Evangelium Christi das mosaische Gesetz, so ist nun durch das Vernunft-Gesetz das Evangelium Christi aufgehoben. Der Glaube hat dem Denken Platz gemacht, und das göttliche Licht ist dem menschlichen Verstande gewichen. Der Sündenfall ist antiquirt, und mit ihm die Erlösung, die durch Christum Jesum geschehen ist. Es ist nicht mehr der Glaube, der gerecht und selig macht, wie die Apostel verkündigten, sondern es ist die Vernunft und ihre göttliche Kraft, die den Menschen zugleich erleuchtet und zu sittlicher Würde erhebt. Daher sagen die Vernunft-Anbeter: „Wir rühmen uns unserer Vernunft, ja, wir sind mit Recht stolz auf sie: denn sie ist es, die uns frei macht von allem Wahn der Zeiten, von allem Obscurantismus, Mysticismus, und von aller ängstlichen Pietisterei. Wir verachten die Schwächlinge, die noch des göttlichen Trostes in ihrem Elende,

und des göttlichen Beistandes in ihrer Hülflosigkeit bedürfen. Wir helfen uns selbst, wir erlösen uns selbst, nicht sowohl von allem Bösen, als vielmehr von den Schwächen, denen wir, als zum Theil sinnliche Wesen, noch unterworfen sind. Denn es giebt nichts Böses weder in der Natur, als welche ein Ab- und Ausdruck der göttlichen Idee ist, noch in uns selbst, die wir ja von der göttlichen Idee begeistet sind, so daß unser Streben nur dahin gerichtet seyn muß, unsere äußere Erscheinung dieser Idee adäquat zu machen. Und so wandeln wir als Freie, mit aufgerichtetem Angesicht, und treten, im stolzen Bewußtseyn unserer Menschenwürde, alle Knechtschaft, sie heiße wie sie wolle, mit Füßen." Auch die Knechtschaft der Sünde? Nein! Euer Leben ist eine Kette von Sünden, die ihr mit euch herumschleppt, und die an den ehernen Ring der Selbstsucht festgeschmiedet ist. Zorn, Zwietracht, Neid, Habsucht, Ehrgeiz, Stolz, Hoffarth und Dünkel, Geiz, Wollust, und wie alle die Teufel heißen, die sich das Herz des Menschen zur Wohnung wählen, und dieses arme Herz verblenden, verhärten, verstocken, daß der also Geplagte nicht zur Selbsterkenntniß, und nicht zu derjenigen Einsicht gelangt, durch die es uns klar wird, daß es ein Anderes ist, das göttliche Geschenk der Vernunft zu besitzen, und ein Anderes, mit diesem Pfunde zu wuchern. Nicht die Vernunft, sondern das Leben in der Vernunft, giebt dem Menschen Würde. Wir leben aber nicht in der Vernunft, so lange wir in unserm Selbst leben. Und wer kann sich rühmen die Selbstigkeit ausgezogen zu haben? Ein Jeder ist mit seinem Selbst gegen die Vernunft im Bunde, und streitet gegen sie. Wie wollen wir nun sagen, wir seyen von der göttlichen Idee begeistet? Wir wären es, wenn der Geist in uns lebte; in uns aber lebt und wirkt und schafft das Fleisch sündige Gefühle und Triebe, sündige Gedanken und Handlungen. Oder ist dem nicht so? Nun dann sind wir heilig. Und wo ist unter uns der Heilige? Es giebt Menschen, die nach Heiligung streben. Dieß sind aber gerade die, die ihr

verlacht und verspottet; es sind die, welche Gott vor Augen und im Herzen haben; es sind die, welche sich im Lichte des Evangeliums als Sünder erkennen, aber auch aus demselben Evangelium Vergebung der Sünden und Kraft des neuen Lebens schöpfen. Es ist der Glaube, und durch den Glauben die wahre Religion, die sie hiezu geschickt macht. Wo ist eure Religion? wo ist euer Gott, zu dem ihr beten, vor dem ihr euch niederwerfen, von dem ihr Trost und Erquickung für euer verwundetes Herz, für alle selbstverschuldeten und zugesendeten Leiden empfangen könnt? Wo habt ihr Einen, der euch zuruft: „kommet her, Alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken?" Euer Gott ist stumm, euer Gott ist eine Idee, zu welcher ihr auf der Leiter des Verstandes hinaufglimmt, und die ihr durch eure Phantasie beleben müßt, wenn sie einen Schein von Leben haben soll. Nein, ihr kennt nicht den lebendigen Gott, den Gott der Gnade und des Erbarmens, der dem sündigen Geschlecht durch seinen Sohn, den Gekreuzigten und Auferstandenen, Vergebung der Sünden und ewiges Leben verbürgt hat. Diese Erkenntniß ist euch zu hoch, oder nein: die göttliche Weisheit ist euch ein Aergerniß und eine Thorheit; euer Verstand verwirft sie, weil euer Herz verstockt und versinstert ist. Und ihr rühmt euch der Religion? Wo ist eine Religion ohne Gott? und wo ist ein Gott, außer dem Einigen, Lebendigen, der sich in Christo offenbart und gesagt hat: „das ist mein lieber Sohn, den sollt ihr hören." Ihr sprecht aber:

„Die Botschaft hör' ich wohl; allein mir fehlt der Glaube."

Und somit fehlt euch Alles, und eure Religion, nennt sie Naturreligion oder Vernunftreligion, ist ausgeartet, sie ist zu einem Denkgeschäft geworden, und euer Gott ist das Geschöpf eures Gedankens. Ihr selbst seyd die Schöpfer eures Gottes, wie die Heiden die Schöpfer ihrer Götzen. Und so weit seyd ihr durch euren gegen Gottes Wort protestirenden Protestantismus gekommen. Ihr seyd hohe, verständige Leute, denkende Köpfe, Schriftgelehrte, Führer des Volks, aber blinde Leiter. Je-

doch ihr sprecht doch noch von Religion. Wie Viele sind aber, die gar nichts mehr von Religion wissen und hören wollen! Wie Viele, denen sie nur ein Kappzaum des wilden Pöbels ist! Und wie Viele giebt es in diesem Pöbel selbst, die diesen Kappzaum verschmähen, weil sie von den Klugen eines Besseren belehrt sind! Wie Viele in niederen und höheren Ständen leben lediglich nach ihres Herzens Gelüsten, indem sie ihr Glaubensbekenntniß in dem Wahlspruche aussprechen: „Wir leben ja nur einmal!" Und woher ist dieses neue Heidenthum — ja, schlimmer als Heidenthum: denn die Heiden hatten in ihrer Weise Religion — woher ist diese Irreligion entsprungen? aus der Quelle, die man Aufklärung nennt; aus dem angestrengten Bemühen, die Anerkennung, ja auch nur den Gedanken einer göttlichen Offenbarung außerhalb der dem Menschen einwohnenden Vernunft, zu verbannen und, wo möglich, zu vernichten. Also aus einem wahrhaft satanischen Bemühen. Denn es ist eben, und ganz und gar, die Sache „des Geistes, der stets verneint," das göttliche Ja, die göttliche Verheißung, zu läugnen und zu Nichte zu machen. Wie Gott, so wirkt auch der Geist des Bösen, nur durch Werkzeuge; und Diejenigen, welche in diesem Vernichtungs-Geiste wirken, kann man füglich Werkzeuge des Verderbers nennen: denn sie stürzen den Altar des höchsten Gottes, um an seiner Stelle den Altar der Göttin Selbstsucht, der sie den Mantel der Vernunft umhängen, aufzustellen. Denn ist es nicht stolze Selbstsucht, nur von sich selbst abhängig seyn, keine fremde Belehrung, keine fremde Hülfe annehmen zu wollen, und namentlich das letztere nicht, weil man wähnt, keiner benöthiget zu seyn, weil man sich für gut, für unsträflich hält? Und welche Vernunft ist das, die der Selbstsucht das Wort redet? die wahre, auf keinen Fall: denn diese sagt streng, was Recht ist, und verdammt alles Unrechte in unserm Sinne und Wandel. Was nennt man denn also Vernunft? nichts anderes als den sophistischen Verstand, der dadurch sophistisch wird, daß ihn das Interesse des selbstischen Herzens, das Interesse unseres

Stolzes, unseres Uebermuths, unseres Dünkels, besticht. Dieß ist die so gepriesene Vernunft, die uns nicht blos erlaubt, sondern sogar gebietet, stolz die dargebotene göttliche Hülfe zu verschmähen, und unser Heil aus uns selbst zu schöpfen. Es ist das Heil der Verblendung, was man auf diesem Wege gewinnt. Hörte man die wahre Vernunft, so hörte man auch das Wort der heiligen Schrift, die zu der Vernunft, zu der Fähigkeit im Menschen, das Wahre, das Rechte, das Heilige zu vernehmen, redet, und durch die Vernunft das Herz zum Glauben erweckt. Hörte man die Vernunft, so würde man glauben. Der Unglaube aber, welcher allen sogenannten Aufklärern gemein ist, ist der schlagendste Beweis, daß sie es nicht mit der Vernunft, sondern nur mit jener After-Vernunft, dem sophistischen Verstande zu thun haben, welcher ihren Stolz in Schutz nimmt, und überhaupt allen ihren Leidenschaften schmeichelt: denn er weiß unter der Rubrik des Vernünftigen Alles einzuschwärzen, was ihrem Selbst lieb und theuer ist. Und so hat denn diese sogenannte Aufklärung, wo sie nur immer Eingang gefunden, allen Glauben und alle Ehrfurcht vor dem Heiligen hinweggeklärt, und wo immer es ihr gelang, sich der Köpfe und Herzen zu bemeistern, ist durch ihre Bemühungen die Religion und das religiöse Leben nicht blos ausgeartet, sondern wirklich verschwunden. Und dieß ist leider vielleicht bei der Mehrzahl der großen Menge der Fall. Daher denn auch von jener Zeit an, wo diese Aufklärung, welche die biblische Offenbarung unnöthig macht, zuerst ihre Strahlen versendete, die Sittenverderbniß in eben dem Maße überhand genommen hat, wie zu jenen Zeiten, wo man dem wahren Glauben einen falschen unterschob, welcher ebenfalls eine Ausgeburt der eingefleischtesten Selbstsucht, d. h. des wahrhaft Bösen war. Jedoch hier stehen wir an der Grenze, wo die Ausartung des religiösen Lebens zur Lüge wird.

§. 8.

Die Lüge im religiösen Leben.

Da das echte religiöse Leben ein Leben im Geiste und in der Wahrheit ist, so ist natürlich nichts entfernter von diesem Leben, als die Lüge; ja, sie ist reinweg in ihm unmöglich. Nur im Schooße des ausgearteten religiösen Lebens erzeugt sie sich, und zwar als die scheußlichste aller Lügen: denn sie heuchelt oder verfälscht das Heilige, das Göttliche. Daher auch der Vater der Lüge ihr eigentlicher Erfinder ist, indem er, wie wir früher gesehen, um die erste Seele zu verführen, Gott selbst der Lüge beschuldiget. Indem die religiöse Lüge das Heilige entweder heuchelt oder verfälscht, erscheint sie als von doppelter Art: als subjective und objective. Die erstere hält einem irreligiösen Sinne und Wandel die religiöse Maske vor; die zweite will dadurch täuschen und betrügen, daß sie heilige Anstalten und Einrichtungen, oder auch Lehren, als Mittel zu unheiligen Zwecken mißbraucht, oder dadurch, daß sie dieselben untergräbt und auszurotten bemüht ist, oder endlich dadurch, daß sie unheilige Anstalten, Einrichtungen oder auch Lehren gleichsam mit der Farbe der Heiligkeit übertüncht. Beide Arten sind gesondert zu betrachten.

Was nun erstlich die religiöse Heuchelei betrifft, die auf Sinn und Wandel haftet, so können wir sie mit keinem besseren Namen als mit dem des Pharisäismus bezeichnen. Den Charakter des Pharisäismus in seiner ganzen Verworfenheit hat der Mund der Wahrheit selbst auf das treffendste und schlagendste dargestellt. Denn kann man den heuchlerisch-religiösen Charakter deutlicher bezeichnen als mit den Zügen, die unser Meister und Herr vom pharisäischen Charakter gegeben hat? Er sagt von den Pharisäern: „Alle ihre Werke thun sie, daß sie von den Leuten gesehen werden. Sie machen ihre Denkzettel breit, und die Säume an ihren Kleidern groß.“ Dann redet er sie an: „ihr Heuchler, die ihr der Wittwen Häuser fresset, und wendet lange Gebete vor; ihr Heuchler,

die ihr verzehntet die Minze, Till und Kümmel, und lasset dahinten das Schwerste im Gesetz, nehmlich das Gericht, die Barmherzigkeit, und den Glauben; ihr Heuchler, die ihr die Becher und Schüsseln auswendig rein erhaltet, inwendig aber ist es voll Raubes und Fraßes; ihr Heuchler, die ihr gleich seyd den übertünchten Gräbern, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine und alles Unflaths. Von außen scheinet ihr den Menschen fromm, aber inwendig seyd ihr voll Heuchelei und Untugend." Und zu seinen Jüngern sagt er: „Hütet euch vor dem Sauerteige der Pharisäer, welcher ist die Heuchelei." Also, Schein der Frömmigkeit, das ist die religiöse Heuchelei; ein scheinheiliges Betragen, und ein Gemüth voll Tücke; wie es denn eben die Pharisäer waren, welche den reinsten der Menschen, den Menschen ohne Sünde, auf das bitterste haßten und verfolgten, bis sie ihn, gleich dem größten Verbrecher, und den größten Verbrechern zugesellt, ans Kreuz brachten. Aber es ist nicht blos die Tücke, der Haß, die Rachsucht, die sich unter dem Mantel der Frömmigkeit versteckt: es ist jede Art von Auswuchs des menschlichen Herzens, jede niedrige Leidenschaft, jeder Grad von Verworfenheit; es ist unersättliche Habsucht, schmutziger Geiz, thierische Wollust, teuflische Grausamkeit, es ist Verrath und Mord, die von der Pharisäer Zeiten an bis auf den heutigen Tag, nicht selten die Miene, den Blick, den Gang frommer Demuth angenommen, die Sprache frommer Gesinnung geredet, ja den priesterlichen Ornat angelegt und von der Kanzel das Wort des Herrn verkündiget, vor dem Altare die geheiligten Handlungen der Kirche verrichtet haben. Die Geschichte der Klöster und ihrer Bewohner stellt uns die religiöse Lüge in allen ihren Gestalten dar; die Ausschweifungen großer Schaaren von Mönchen und nicht minder von Nonnen sind nicht verborgen geblieben, obschon sie alle unter dem Deckmantel der Religion verübt wurden; und die enthüllten Verbrechen der sogenannten heiligen Inquisition übertreffen Alles, was schonungslose Grausamkeit unter der Maske

des Religionseifers verüben konnte. Doch über die Lüge im religiösen Leben und Wirken Derer, die sich nach ihrem Berufe Geistliche nennen, weiterhin. Vor der Hand werfen wir einen Blick auf das religiöse Scheinleben Derer, die im Gegensatze des Clerus Laien genannt werden, und zwar wie sie uns der heutige Tag vor die Augen führt. Wir können hier drei Klassen unterscheiden: Solche, die sich zu einer der constitutionirten Kirchen bekennen, Solche, die sich zu einer besondern Secte halten, und endlich Solche, die sich von allem gesellschaftlichen Cultus absondern. Was die Ersten betrifft, so sind hier zunächst die Katholiken, als die ältesten Gemeindeglieder, zu erwähnen. Der katholische Gottesdienst ist bekanntlich, der Hauptsache nach, ein Cäremoniendienst; und sogar die Gebete sind den katholischen Gläubigen zum großen Theil vorgeschrieben. Ein Hauptmoment des katholischen Gottesdienstes ist die Messe, eine symbolische Handlung, die bekanntlich in einer dem gewöhnlichen Laien unverständlichen Sprache gehalten wird. Was man nicht versteht, macht lange Weile; und gesetzt, es wäre, wie bei der Messe, außer dem Gesprochenen oder Geplärrten, noch etwas zu sehen: so macht das gewohnte, das alltägliche Sehen ebenfalls lange Weile. Allein der Hörer, der Schauende soll andächtig seyn. Ist dieß bei einem für Priester und Laien mechanisch gewordenen Acte möglich? Gleichwohl sehen wir in den katholischen Kirchen die Zeichen der Andacht, ja der religiösen Spannung, und nicht selten einer gewissen Exaltation: niedergeschlagene Augen, Kniebeugen, Schlagen an die Brust, auch wohl Augenverdrehen u. dgl. Woher kann alles dieß kommen? etwa daher, wie man gemeinhin behauptet, daß der katholische Pomp auf die Sinne, und durch die Sinne auf das Gemüth wirkt? Sinnlicher Pomp aber, wie Kerzenglanz, Farbenpracht der Gewänder, Weihrauchduft u. s. w. kann wohl den Sinnen und der Einbildungskraft schmeicheln, aber nimmermehr das Gemüth reinigen und heiligen: dieses vermag allein der Geist von Oben, das göttliche Wort, wenn es zum Herzen

dringt. Nein, jene Erscheinungen kommen daher allein, daß die Menge es für religiös = decent hält, sich also und nicht anders zu betragen. Ihr Betragen ist also eine Art von religiöser Höflichkeit, d. h. Falschheit; es ist eben so blos cäremoniell, als das Schauspiel das vor ihren Augen und Ohren aufgeführt wird. Kurz, das Ganze ist, auch dann und da, wo es mit einem gewissen Ernste, ja mit dem Schein von Ergriffenheit oder Rührung vollzogen wird, dennoch nichts anders als eine religiöse Lüge: denn wo nicht der göttliche Geist und die göttliche Wahrheit zum Herzen redet, da kann auch das Herz unmöglich eine Antwort geben, sondern was so scheint ist etwas Gemachtes, ist eben so gut Schauspiel, als der Pomp der Gewänder, das Klingeln der Glöckchen, das Kniebeugen und Murmeln der Priester. Wir wollen hiemit nicht etwa gesagt haben, daß es keine wahrhaft andächtigen und frommen Katholiken gebe; nur soviel behaupten wir, daß Andacht und Frömmigkeit nicht die Wirkung und Folge des katholischen Kirchenpomps ist. Dasselbe gilt aber auch von dem einfacheren protestantischen Cultus, der das vor dem katholischen voraus hat, daß er Sinne und Einbildungskraft aus dem Spiele läßt. Man tadelt dieß zwar gerade an diesem Cultus, weil man meint, die sinnliche Menge müsse auch sinnlich angesprochen werden. Allein Christus und seine Apostel trugen keine Meßgewänder, zündeten keine Kerzen an, klingelten nicht, und räucherten nicht, und hatten es doch zum größten Theil mit einer sehr sinnlichen Menge zu thun. Sie weckten aber das schlummernde Herz durch die Kraft des göttlichen Worts. Freilich kann man einwenden, daß sie durch Wunder — wenn man sie zugiebt — auch sinnlich auf die Menge einwirkten. Ein Wunder aber ist nichts sinnliches: es ist etwas Geistiges, es ist eine geistige That, die sich nur in sinnlicher Erscheinung offenbart. Die Apostel sowohl als ihr Herr und Meister, von dem sie die Wunderkraft empfingen, hatten sich durch Werke aus Gottes Kraft als Gottgesandte zu erweisen: denn sie verkündigten kein menschliches

Evangelium, sondern ein göttliches; und der erstorbene Glaube mußte neu belebt werden durch göttliche Kraft und göttliche That. Durch Schauen wurde der Glaube geweckt; und, einmal belebt, pflanzte er sich durch alle Zeiten fort. Wie wäre sonst das Evangelium, trotz seiner Göttlichkeit, bis auf unsere Tage gekommen? Der Glaube hat es herübergetragen, und trägt es noch bis auf den heutigen Tag. Der Glaube wird aber nicht durch den Cultus belebt, sondern durch die Kraft des anerkannten göttlichen Worts. Der protestantische Cultus also, seiner größeren Einfachheit ungeachtet, kann weder Andacht noch Frömmigkeit erzeugen, sondern er setzt sie, wie den Glauben, voraus. Wer nun von den Protestanten diese Elemente, ja dieses wahre Wesen, des religiösen Lebens nicht mit zur Kirche bringt, wenn er die Kirche besucht, was thut er? Er heuchelt. Und dieß finden wir denn bei allen Kirchengängern, die es des Anstandes, oder der Sitte, oder des Beispiels wegen sind; besonders aber bei denen, die durch den Kirchenbesuch die Frömmigkeit, die ihnen innerlich mangelt, äußerlich bethätigen wollen. Einen vorzüglichen Beweis ihrer Frömmigkeit glauben sie durch das fleißige Gehen zum Abendmahle zu geben; und man wird nicht selten bemerken, daß dieses gerade von Solchen geschieht, die daheim nichts weniger als Muster der christlichen Liebe sind. Sie wähnen durch diese „heilige Handlung," wie sie es nennen, sich ganz besonders als Bekenner Christi zu zeigen, und dabei ihrer Sünden quitt und ledig zu werden; wenn sie aber nach Hause kommen, fangen sie wieder an, wo sie es gelassen haben. Man hat eine sehr passende Benennung für solche Leute: man nennt sie „Maulchristen." In ihren Herzen wohnt nicht die Wahrheit; und ihr religiöses Leben ist nur eine fortgesetzte Lüge.

Weil nicht überall Gottes Wort rein und lauter gepredigt wird, weil auch in vielen Gemeinden die Liebe erstorben ist, so haben sich bekanntlich hier und da Secten gebildet, die sich bald durch besondere Enthaltsamkeit und Strenge, wie

die Quäker, bald durch eine eigenthümliche Weichheit und Milde, wie die Herrnhuter, auszeichnen. Obschon es nun nicht zu läugnen ist, daß sich in solchen Secten viele wahrhaft fromme Personen befinden, die ganz im Geiste ihrer Einrichtung leben: so giebt es doch unter ihnen auch Solche, bei denen, sey es die Strenge gegen sich selbst, oder die Milde gegen Andere, etwas ist, das ganz gegen ihr Naturell läuft, und das sie sich nicht zu eigen machen können oder wollen. Gleichwohl verlangt ihr Verhältniß den äußeren Schein; und so werden sie zu Heuchlern. Andere, von einem gewissen religiösen Eifer hingerissen, sind eine Zeitlang warme Anhänger ihres Bekenntnisses. Allein die Wärme des Gefühls oder der Phantasie erkaltet nach und nach, und ihr Feuer verlischt. Und so verharren sie denn zwar, um nicht wankelmüthig gescholten zu werden, bei dem einmal erwählten Bunde, aber sie zwingen sich die lebendige Theilnahme ab, und ihre religiöse Erscheinung wird zur Lüge.

Bei dieser Gelegenheit ist des Uebertrittes aus Einer zu einer andern Religionsparthei zu gedenken, namentlich des Uebergangs der Juden zum Christenthum. Wiewohl es nun unter diesen manche, ja viele redliche Leute geben mag, die diesen Schritt aus voller Ueberzeugung thun, so ist dieß doch bekanntlich bei einem großen Theile nicht der Fall, sondern Eigennutz und Sucht, die Vortheile der Christen zu genießen, auch wohl eine bessere Behandlung in der Gesellschaft zu erfahren, sind die wahren Triebfedern zu einem solchen Tausche. Entweder solche Leute bleiben im Herzen Juden, und verachten den Christenglauben nach wie vor; oder sie hatten schon früher keinen religiösen Sinn, und so ist es ihnen gleichgültig, welcher Religionsparthei sie angehören. In beiden Fällen sind sie Heuchler und Lügner, und zwar der abscheulichsten Art: denn sie sind es nicht blos gegen Menschen, sondern selbst gegen Gott; auch ist es nicht schwer, sie für das, was sie sind, zu erkennen, und sie zu würdigen, wie sie es verdienen. Es ist übrigens mit Christen, namentlich mit

Solchen, die aus dem Protestantismus zum Katholicismus übergehen, nicht selten eben so beschaffen; wiewohl es deren auch giebt, bei denen dieser Uebertritt eine ernstliche Herzenssache ist; wie dieß z. B. bei dem so verlästerten Grafen Stollberg der Fall war.

Endlich führen ein religiöses Scheinleben Alle diejenigen, welche sich von jeder kirchlichen Gemeinschaft absondern, weil sie in jeder Form sogenannter positiver Religion einen Volkswahn erblicken, aber doch klug genug sind, diesen angeblichen Wahn nicht öffentlich anzutasten, sondern ihn entweder blos zu schonen, ja scheinbar zu ehren, oder wohl gar mündlich und schriftlich sich seiner anzunehmen, aber von einer Seite, und auf eine Weise, welche schlimmer ist, als wenn sie offen und ehrlich als Gegner aufträten. Sie huldigen nämlich scheinbar der Person und Lehre des Erlösers, und stellen sich zum Schein ganz auf seine Seite, entkleiden ihn aber von allem Göttlichen, indem sie ihn am höchsten dadurch zu ehren suchen, daß sie ihn zu einem bloßen Aufklärer seiner Zeit machen, der eigentlich eine Natur- oder Vernunft-Religion gelehrt, aber nur die Vorurtheile seiner Zeitgenossen geschont habe. Daher sie denn unter dem Vorwande, das reine Christenthum zu begünstigen oder gar zu vertheidigen, gegen die von ihnen sogenannten Mystiker und Obscuranten, die in Christi Person und Lehre etwas Uebernatürliches, etwas Göttliches finden, die Geißel des Spotts und der Verachtung schwingen. Ihnen selbst aber geht nicht einmal ihre Natur- oder Vernunft-Religion von und zu Herzen, sondern sie ist ihnen ein bloßes Begriffs-Spiel, welches ihr Leben auf keine Weise bindet. Ihre wahre Religion ist: sich von aller Religion frei zu halten, dabei aber doch, wie gesagt, den Schein zu haben, als ehrten sie die Religion.

Wenn nun die Lüge auf die beschriebene Weise in das religiöse Leben der Laien tritt, und diese deßhalb großen Tadel verdienen: was soll man von solchen Geistlichen sagen, welche, die Lüge im Herzen, das Evangelium predigen? Die

Lüge trägt aber jeder Geistliche im Herzen, der von der Wahrheit des Evangeliums, als göttlicher Lehre, nicht überzeugt ist, und es doch verkündiget. Von Verfälschung der Lehre durch Verdrehung oder Umgehung noch gar nicht einmal zu reden. Es giebt aber solche Geistliche, die im Herzen nicht an das glauben, was sie auf der Kanzel als göttliches Wort vortragen, aber sich hüten, ihre Ansicht laut werden zu lassen, um nicht beim Publicum anzustoßen, oder gar Amt und Brod zu verlieren. In ihrem Munde wird die heiligste Wahrheit zur Lüge, deren sie sich wohl gar unter ihres Gleichen rühmen, wie jener Pfarrer, welcher im Vertrauen zu dem ihm gleichen Confrater sagte: „heute habe ich wieder einmal meinen Bauern die Hucke recht voll gelogen." Sie treiben mit dem Worte Gottes schnöden Gewinn, und gleichen ganz jenem Pabste, welcher äußerte: „das Mährchen von Christo hat uns doch viel eingetragen." Schon Geistlicher zu werden, nicht aus innerem Berufe und wahrer Neigung, sondern nur um ein Amt zu erhalten und Weib und Kinder ernähren zu können, ist Betrug und Lüge. Und wenn das Amt, etwa eines Landpfarrers erhalten ist, nicht am Worte Gottes zu hangen, sondern an der Landwirthschaft — von welcher es freilich ein Uebelstand ist, daß sie den Geistlichen aufgehängt wird — aber mit ganzer Seele an ihr zu hangen, ist Betrug und Lüge. Und es giebt Landgeistliche, welche, so zu sagen, ganz verbauern, und ihr Amt gleichsam nur zur Fröhne verwalten. Sie sind Leibsorger, aber keine Seelsorger. Ihr erster Eintritt in das heilige Amt, sowie der Eintritt Aller, denen das Evangelium von Christo, wie es die Apostel predigen, nicht heilige Wahrheit ist, in dem Sinne, wie die Schrift mit klaren Worten redet, nicht aber in der Bedeutung, die man betrügerisch unterschiebt, ist eine Lüge, und zwar eine religiöse: denn es ist ein falscher Eid, den sie ablegen; und jeder falsche Eid ist eine religiöse Lüge, weil jeder Eid bei Allem, was heilig ist, geschworen wird.

Führen sie nun während ihres Amtes ein weltliches Leben, voller irdischer Neigungen, Lüste und Begierden, statt daß sie ihrer Gemeine mit religiösem Sinn und Wandel vorangehen sollten, so ist ihr Lebenslauf eine fortgesetzte Lüge: denn auf solchem Wege ist Christus, und sind die Apostel, nicht gewandelt; und ein Hirt der ihm anvertrauten Heerde Christi soll geistlich und nicht fleischlich gesinnet seyn. Aber nicht genug, daß viele Pfarrer gemeine Weltmenschen sind, so giebt es deren sogar, wiewohl nur in selteneren Beispielen, welche den ärgsten Bösewichtern zugerechnet werden können, deren geistlicher Rock also, sowie ihre Rede, sie möge auf der Kanzel lauten, wie sie wolle, kurz, deren ganzer Sinn und Wandel, die vollkommenste, die abscheulichste Lüge ist. Um aber nicht in den Verdacht der Lästerung zu gerathen, sind wir genöthiget, unsere Behauptung mit einigen Beispielen zu belegen. Hier folgen sie.

Anton Mingrat, Pfarrer zu Saint-Quentin,*) (einem Flecken im Isére-Departement von Frankreich, dicht an der Piemontesischen Grenze) war bereits im Verdacht einer schlechten Aufführung, und anstößiger, selbst verbrecherischer Händel. Auch diente sein Aeusseres nicht zur Widerlegung solcher Gerüchte. Sein Ansehen war finster, sein Blick falsch, sein Lächeln boshaft und verächtlich. Er war von großem, aber plumpem Körperbau, und besaß ungewöhnliche Stärke. Seine physischen Triebe waren glühend, sein Gemüth aber für kein feineres Gefühl empfänglich. Er war hochfahrend und anmaßend gegen Untergebene, und behandelte sie mit Drohungen, statt mit Ermahnungen, mit Beleidigungen, statt mit Bitten. Er gab sich das Ansehen eines strengen religiösen Eifers; sein ehrgeitziger Charakter glaubte in der Uebertreibung seiner priesterlichen Pflichten ein Mittel zu seiner

*) S. Hitzig's Zeitschrift für Criminalrechtspflege, u. s. w. II. Bd. 3. und 4. Heft. S. 407 — 446.

Erhebung zu finden. Daher untersagte er seiner Gemeine die unschuldigsten Spiele und Vergnügungen; Festmahle, Gesellschaften, Tänze, und gesellige Lieder, erschienen ihm als Verbrechen, die er mit despotischer Anmaßung ächtete. In seinem Sprengel zog eine junge Ehefrau, Marie Gérin, durch ihre auffallende Schönheit seine Blicke auf sich, und er beschloß, sie zu seiner Beute zu machen. Er erfuhr, daß sie nach Verey gehen wollte, um an der ersten Abendmahlsfeier der daselbst Eingesegneten Theil zu nehmen. Dieser Umstand lieh ihm einen Vorwand zu einem Besuche bei ihr. Er bat sie, einen Brief an seinen Amtsbruder mitzunehmen, und wollte ihr diesen Brief einhändigen, wenn sie zu ihm zur Beichte kommen würde. Vorläufig las er ihr etwas aus einem religiösen Buche vor, richtete aber dabei leidenschaftliche Blicke auf sie, und seine Glut spiegelte sich in allen seinen Zügen und Aeusserungen. Marie erblickte in diesem Benehmen nur einen frommen Eifer; Lauscher aber, denen der Besuch des Pfarrers aufgefallen war, deuteten sein Betragen richtig, und spotteten hinterdrein über seine lächerliche Leidenschaft, und die Einfalt der jungen Frau. Unbefangen gieng diese zur Kirche. Der Pfarrer hieß sie von hier nach seiner Wohnung kommen, um ihr dort den Brief zu übergeben. Sie folgte; aber von nun an ward sie nicht mehr gesehen. Eine Magd hörte in einer hintern Kammer ein Wimmern oder dumpfes Stöhnen; außer diesem aber konnte sie von dem furchtbaren Geheimniß jener Kammer nichts vernehmen. Wie jedoch die gräßlichsten Unthaten oft auf sonderbare Weise entdeckt werden, so wurde es auch offenbar, daß Mingrat die Unglückliche erwürgt, in der Nacht nach dem nahen Flusse geschleppt und ihren Leichnam stückweise in denselben geworfen hatte. Die Spuren seines Ganges, die blutigen Werkzeuge seiner That, einige Anzeigen seiner Magd, und sein eigenes böses Gewissen hatten ihn verrathen.

Ein Seitenstück zum Anton Mingrat ist der Priester

Franz Sales Riembauer,*) Pfarrer zu Nandelstadt (Landgerichts Moosburg). Er zeichnete sich seit dem Beginn seiner priesterlichen Laufbahn so sehr durch Gaben und Tugenden aus, daß er andern Geistlichen als Muster vorgehalten wurde. Von kräftig stattlichem Wuchs, vortheilhafter Gesichtsbildung, ernsthaft freundlicher Miene, wortreich und gewandt in Reden, machte schon sein Aeußeres eine empfehlende Erscheinung. Seine priesterlichen Verrichtungen übte er mit eben so viel Pünktlichkeit als Anstand und Würde, und seine Sitten waren so wohl bemessen, daß sie sich wie lauter Sittlichkeit ausnahmen. Die Muße, welche sein geistlicher Beruf gestattete, verwendete er auf Studiren; und wenn man seinen wissenschaftlichen Eifer bewunderte, so sagte er: es zieme sich für den Geistlichen nicht, sich des Weltlichen viel anzunehmen. Seine Predigten waren voll Feuer und Salbung; in und außer der Kirche eiferte er gegen die Ruchlosigkeiten der verderbten Welt. In seinen süßen Reden, wie in seinem ganzen Benehmen, erschien er als ein halbverklärter Frommer, der nur immer im Vertrauen auf Gott und in der Liebe des Nächsten lebe. Aus der Kirche kommend, ging er stets mit seitwärts gesenktem Haupte, die halb geschlossenen Augen auf den Boden geheftet, mit süßlächelndem Munde und gefalteten Händen. Selbst diejenigen, die gegen ihn eine persönliche Abneigung fühlten, oder seinem inneren Wesen mißtrauten, rühmten seine priesterlichen Vollkommenheiten und seine ergreifenden Predigergaben. Erst nach einer Reihe von Jahren kamen, bei Gelegenheit anderer bei weitem größerer Entdeckungen, folgende kleine Umstände aus der geheimen Lebensgeschichte dieses Heiligen laut und öffentlich zur Sprache. Als Kaplan zu Hofkirchen schwängerte er die Pfarrköchin. Als Kaplan zu Hirnheim erzeugte er mit der Küchenmagd seines

*) S. Feuerbach's Actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen. Zweiter Band. Gießen, 1829. S. 42 ff. unter dem Titel: Tartüffe, als Mörder.

Pfarrherrn, Anna Maria Eichstädter, ein Mädchen, welches, auf einen falschen Namen getauft, 4 Jahr nachher die unschuldige Veranlassung des grausamen Todes der Mutter wurde. Als Kaplan zu Pfarrkofen machte er eine Näherin zur Mutter. Uebrigens ging auch das Gerücht, daß auch die Küchenmagd des Pfarrers sich vom Kaplan in denselben Umständen befinde. Nach Pirkwang versetzt, verführte er eine Bauerntochter, Magdalena Frauenknecht, und zeugte mit ihr einen Knaben. Nach ihrem — wie die Folge lehren wird — unglücklichen Ende verband er sich mit seiner letzten Köchin, Anna Weninger, mit welcher er nicht weniger als drei Kinder erzeugte. Seine Beischläferinnen pflegte er, theils um ihr Gewissen zu beruhigen, theils um sich ihrer Treue zu versichern, durch feierliche Handlung, worinne er den Priester und Bräutigam in seiner Person vereinigte, sich als Gattinnen förmlich anzutrauen. Dabei pflegte er alle bei einer Trauung gewöhnlichen Gebete und Ermahnungen herzusprechen. Er schob übrigens die Schuld seiner Ausschweifungen auf den Cölibat, und bewies sich selbst obenein dialectisch, daß, uneheliche Kinder zu erzeugen, nicht nur nicht sträflich, sondern sogar löblich und dem Himmel wohlgefällig sey: denn, sagte er, nach der Vernunft ist es etwas Gutes, eine vernünftige Creatur hervorzubringen, die ewig dauern soll. Gegen Gottes Anordnung ist es auch nicht, weil dadurch die Zahl seiner Auserwählten einen Zuwachs erhält. Auch ist es nicht gegen die Kirche, wenn der Erzeugte zu einem rechtschaffenen Christen gebildet wird. Endlich nicht gegen den Staat, wenn er ein guter Staatsbürger wird. Ausserdem stellt auch die Kirchengeschichte dergleichen Beispiele auf. Doch wir eilen zu den Hauptmomenten dieses gleißnerischen und verruchten Lebens eines Geistlichen. Die Familie Frauenknecht, wo er die älteste Tochter verführte, brachte er durch einen falschen Kauf um ihr Bauerngut, und rechnete späterhin der Mutter noch 500 Fl. für die Verpflegung ihrer Tochter an. Dieses Gut verkaufte er in der Folge, und nahm Mutter und Töchter mit in seine neue Pfarrwohnung nach Priel. Hieher nun kam auch die schon früher genannte Eichstädter, welche Verpflegungsgelder für ihr Kind verlangte, und weil er nichts geben wollte, ihn öffentlich zu beschimpfen drohte. Da sie sich nicht beschwichtigen ließ, so ergriff er ein Rasiermesser, und schnitt ihr den Hals ab, indem er dazu rief: „Nandel, mach' Reue und Leid, Du mußt sterben." Den Leichnam verscharrte er in einem abgelegenen Winkel des Hauses. Kurz darauf vergiftete er, nach der Anzeige der jüngeren Tochter Frauenknecht, ihre ältere Schwester mit der Mutter, um nicht von ihnen verrathen zu werden. Durch einen Zusammenfluß von Umständen in Anklagestand versetzt und in Landshut verhaftet, wußte er — wie späterhin der Pfarrer Tinius, auf den wir hier in voraus aufmerksam machen — durch Läugnen und Verdrehungen seinen Proceß auf 4 Jahre hinauszuspinnen. Wie der eben Genannte, setzte er ein förmliches Bestechungssystem in Wirksamkeit, schrieb, wie dieser, an viele Personen seiner Bekanntschaft Briefe, in denen er, ebenfalls wie dieser, auf das umständlichste angab, wie sie für ihn zeugen sollten, namentlich daß und unter welchen Umständen die verstorbene Magdalena Frauenknecht sich selbst ihnen als Urheberin jenes Mordes entdeckt habe. Merkwürdig sind die Gründe, durch die er den Pfarrer K. (bei dem die Ermordete früher Köchin gewesen war,) in einem Briefe zur Ausstellung eines Zeugnisses bewegen will: „1) wegen unserer Bruderliebe; 2) wegen der guten Nandel; 3) wegen meiner Freunde, die um mich betrübt sind; 4) wegen der Geistlichkeit, auf die es einen Schatten wirft; 5) wegen der Gläubigen, die sich ärgern." Endlich, als er merkte, daß seine Briefe in die Hände des Untersuchungs-Richters gefallen waren, erklärte er diesem, — ebenfalls ganz wie Tinius, — es sey ihm das Unglück begegnet, daß er aus Melancholie in vorübergehenden Wahnsinn verfallen sey, in welchem er, ohne Verstand und Willen, Briefe geschrieben habe, die vielleicht gerade so aussehen möchten, als wenn er seines Verstandes

und Willens mächtig gewesen sey. In den meisten Verhören — deren neun und neunzig waren — zeigte er die ruhige Gelassenheit eines Dulders, und beantwortete die richterlichen Fragen mit einem süßen Lächeln. Zuweilen ward er heftig, bat aber sogleich wieder mit scheinheiliger Sanftmuth um Verzeihung seiner „Wärme". Andere Male versuchte er, seinen Richter, wenn dieser scharf in ihn drang, durch Kanzelton einzuschüchtern, die Zeugen aber zieh er frecher Lügen, und rief, im heiligen Zorn über ihre Verruchtheit, alle Strafen des gerechten Himmels über ihr Haupt herab. Dann wieder brach er „über die unerhörten Lügen, welche der Teufel gegen ihn erfunden," in helles Gelächter aus; und ein andermal wieder zwang er sich zu einem greinenden Ton und weinerlichen Gesicht, das sich jedoch vergebens um Thränen abmühete. Kurz, die Heuchelei und die Fülle der Lügen dieses entarteten Menschen war unerschöpflich, und selbst nachdem er zuletzt gestanden hatte, suchte er seine That durch Scheingründe zu beschönigen.

Wir wenden uns noch zuletzt mit Einem Blick auf den schon genannten Pfarrer Tinius. *) Auch dieser stellt uns ein schreckliches Beispiel im religiösen Leben auf. Er hatte von frühester Jugend an bis in die Jahre seiner verschiedenen Amtsführungen nicht blos das Zeugniß der Unbescholtenheit, sondern die glänzendsten Lobsprüche, theils seiner Talente, Kenntnisse und ausgezeichneter Geschäftsthätigkeit, theils seines sittlichen Lebenswandels und seiner Berufstreue, aus dem Munde und der Feder der würdigsten Männer aufzuweisen. Auch er besaß die Gabe durch seine Predigten seine zahlreichen Zuhörer auf das innigste zu bewegen. Aber auch ihn beurkundeten spätere Lebens-Erweise als in innerster Tiefe verdorben, und als auf verschmitzte und verstockte Weise heuchlerisch, lügnerisch, betrügerisch, und dem

*) S. Hitzig's Zeitschrift für Criminalrechtspflege u. s. w. Heft XXIX. S. 1 — 169. und Heft XLIV. S. 193 — 205. (Letzteres auch in des Verf. Criminalpsychologie. S. 347. ff.

Hange zu den schwärzesten Verbrechen hingegeben. Das geringste von diesen war das Unterschlagen von Kirchengeldern. Hauptsächlich aber war er zweier Mordthaten verdächtig, und der einen so gut als vollständig überwiesen. Auch er, in Anklagestand versetzt, zog seinen Proceß durch Läugnen, Verdrehungen und Lügen auf viele Jahre in die Länge. Auch er suchte sich durch Zeugen zu reinigen, um die er sich in verstohlnen Briefen bewarb, und, welche zu gewinnen, er das Mittel der Bestechung nicht verschmähte. Z. B. in einem Briefe an den Cantor H. lauten seine Worte: „Es müßte unter so vielen vertrauten Freunden Ihnen nicht schwer fallen, einen zu finden, auf dessen Zeugniß Sie Sich beriefen. Dadurch würde Ihr Zeugniß völlig außer Zweifel gesetzt, und Sie desto sicherer. Wissen Sie Einen, auf den Sie Sich verlassen können, so würde ich Ihnen sogleich durch meinen Sohn sechs Louisd'or auszahlen lassen, und noch mehr, wenn Sie es für gut finden." Auch er behauptete, als ihm seine gegen ihn zeugenden Briefe vorgelegt wurden: „daß er zu der Zeit, wo er sie im Gefängnisse geschrieben, krank gewesen sey, und Wahres vom Falschen nicht zu unterscheiden vermocht habe; daß über die ihm gemachte Anschuldigung sein Gemüth in eine solche Unruhe und seine Ideen so in Confusion gerathen, daß er sich Dinge als wahr vorgestellt, die er selbst nicht mehr dafür annehme." Wie lange vorher schon, ehe er als Angeklagter vor Gericht stand, er mit Betrug und Lügen umging, beweiset ein Fall, wo er seine Person und seinen Namen verläugnete. Um irgend einen Plan auszuführen, gab er sich bei dem Hausgesinde des Amtmanns Hofmann zu Suhl, den er zu sprechen wünschte, für den Amanuensis des Apellationsraths Gröbel in Dresden aus, und nannte sich Lange. Allein die Dienerschaft in der Gesindestube erkannte ihn, ungeachtet seiner Brille, und wiewohl er sich das Licht in der Nähe (es war im Januar, Abends 7 Uhr) wegen böser Augen verbat, sofort als den Magister Tinius. Er läugnete aber nicht blos seine Person ab, sondern hatte auch noch die Un-

verschämtheit zu fragen, wer denn dieser Tinius sey? Es half ihm dieß aber nichts: denn auch der Amtmann erkannte ihn; was er denn, nach anfänglichem Läugnen, zu seiner Schande eingestehen mußte. Doch genug von der Lüge im religiösen Leben sogar Solcher, die das Wort des Herrn verkündigen.

Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung der zweiten Art der religiösen Lüge, welche wir oben die objective genannt haben, d. h. eine solche, deren Charakter die Verfälschung des Heiligen ist. Es wurde von ihr angedeutet, daß sie dadurch täuschen und betrügen wolle, daß sie heilige Anstalten, Einrichtungen, Lehren, als Mittel zu unheiligen Zwecken mißbraucht, oder dadurch, daß sie dieselben untergräbt und auszurotten bemüht ist, oder endlich dadurch, daß sie unheilige Anstalten, Einrichtungen, Lehren, gleichsam mit der Farbe der Heiligkeit übertüncht. Wir verfolgen diese verschiedenen Seiten der religiösen Verfälschungs-Lüge auf dem Wege, den wir bei der Darstellung der Ausartung des religiösen Lebens vorgezeichnet haben, also nach ihrer Erscheinung im Heidenthum, Judenthum und Christenthum.

Was zuerst das Heidenthum betrifft, so gehören zunächst hieher alle Anstalten und Einrichtungen, welche die Priesterkasten im alten Asien, namentlich in Indien und den angrenzenden Ländern, vorzüglich aber die Priesterkaste in Aegypten, getroffen hatten, um das unwissende und abergläubische Volk zu bethören und von sich abhängig zu machen: die Theophanien, Phantasmagorien, Zauberkünste oder magische Künste aller Art, an denen besonders die ägyptischen Priester so reich waren. Es gehören hieher ferner die Orakel der Griechen und Römer, durch welche die bedeutendsten Staatsangelegenheiten geleitet wurden. Selbst die Mysterien in ihren Einweihungs-Gebräuchen sind davon nicht frei geblieben, und es finden sich Spuren genug von Phantasmagorien u. dgl., die bei den Einweihungen angewendet wurden. Nehmen wir noch hinzu, bei Griechen und Römern, vorzüglich bei den letzteren, die Deutungen der Priester aus dem Vogelfluge, aus den Eingeweiden der geopferten Thiere, u. s. w., welche namentlich auf Kriegsbeschlüsse so vielen Einfluß hatten, so tritt ein reiches Gewebe von Betrug und Lüge durch religiöse Mittel hervor, dergestalt, daß man nicht mit Unrecht beide, die Lüge und den Betrug, von den Priesterkasten der alten Völker ausgehen läßt. Je geheimer, je zurückgezogener diese Verbindungen waren, desto einflußreicher, aber auch gefährlicher für das Wohl der Völker. Auch die nordischen Völker mit ihren Druiden u. s. w. sind nicht frei von solchem Einflusse geblieben.

Ganz entgegen dieser Geheimnißkrämerei war die Religion der Israeliten. Ihr religiöses Gesetz war ein öffentliches, ihre Priester waren diesem Gesetz, so gut wie das Volk, unterworfen; und selbst das Allerheiligste der Stiftshütte oder des Tempels verbarg nichts, als die Symbole des unsichtbaren, allmächtigen Gottes. Nur erst in späterer Zeit wurden die heiligen Bücher und die auf sie gegründeten Einrichtungen durch Menschensatzungen entheiliget und das religiöse Leben in einen blos äußerlichen und todten Ceremoniendienst umgewandelt, bei welchem die Heuchelei, die Verstellung und die innere Lüge freies Spiel hatte. Wir haben bereits erinnert, daß diese Lüge der Pharisäismus war, dessen innerste Schlupfwinkel der Heiland mit so siegreicher Gewalt aufdeckte, dafür aber auch sich den Haß und die Verfolgung der ganzen Kaste zuzog. So sagt er von ihnen: „sie binden schwere und unerträgliche Bürden, und legen sie dem Volke auf den Hals; aber sie wollen dieselbigen nicht mit einem Finger regen." Er nennt sie Menschenverderber, die das Himmelreich vor den Menschen zuschließen, die darauf ausgehen, Proselyten und aus diesen Kinder der Hölle zu machen. Er nennt sie verblendete Leiter, die Mücken säugen und Cameele verschlucken; kurz, er giebt ihnen die Verunstaltung des religiösen Lebens und die Verfälschung des Heiligen auf den Kopf Schuld. Als er nun den pharisäischen Sauerteig herausgeworfen, als

er das reine Brot des Lebens dargereicht hatte: was geschah? was uns die Kirchengeschichte vom Laufe der Jahrhunderte berichtet, was wir bereits in der Geschichte der Ausartung des christlich-religiösen Lebens angedeutet haben und was wir nun, in Bezug auf unsern jetzigen Zweck, weiter verfolgen wollen.

Zunächst ist das Pabstthum auf eine Lüge gegründet. Es ist eine Verdrehung der Schrift und ein Widerspruch gegen die Geschichte, zu behaupten, daß vorzugsweise der Bischof zu Rom ein Nachfolger Petri, und, als solcher, Kirchenfürst mit unumschränkter Gewalt sey. Weder Christus, noch die Apostel, noch die ersten Christen haben irgend einen Menschen als Pabst erkannt.*) Das Zeugniß der alten Concilien,**) der alten römischen Bischöfe,***) der alten Kirchenlehrer†) beweiset, daß in der ersten Kirche kein Pabst gewesen; woraus folgt, daß sowohl die geistliche, als die weltliche Macht des Pabstes eine nur durch Verdrehungen, Betrug und Lüge erschlichene Usurpation ist. Um nur ein einziges Zeugniß hierüber von einem römischen Bischofe selbst anzuführen, so bekräftiget Gregorius M. mit großem Eifer: „daß kein Lehrer vor Christi Richterstuhl bestehen könne, welcher, unter dem Vorwand einer allgemeinen Kirchenregierung, sich alle Glieder Christi unterwerfen wolle. (Cyprian, Kap. IV. S. 99.) Der treffliche D. Cyprian zu Gotha, von dessen Werk Schröckh ††) sagt, daß es eines von den Büchern sey, „die man ohne stolzes Vertrauen unwiderleglich nennen kann," hat in der Vorrede desselben die falsche Anmaßung des Pabstes so schön

*) S. Cyprian, Belehrung vom Ursprung und Wachsthum des Pabstthums ꝛc. Kap. II. S. 33. ff.

**) S. ebendas. Kap. III. S. 49. ff.

***) S. ebendas. Kap. IV. S. 86. ff.

†) S. ebendas. Kap. V. S. 120. ff.

††) Abbildungen und Lebensbeschreibungen berühmter Männer. Dritten Bandes erstes Stück. S. 31 — 34.

persiflirt, daß wir uns nicht enthalten können, diese Stelle mitzutheilen. „Wenn Petrus, was er von Christo über das zu errichtende Pabstthum vernommen, dem römischen Kaiser und Volk öffentlich bekannt gemacht hätte, so würde er sich ohngefähr folgender Maßen an den Nero gewendet haben:

Ew. Majestät soll im Namen Gottes uneröffnet nicht lassen, daß ich mich nach Rom verfügen müssen, Christo eine Kirche zu versammeln und von hier aus alle Christen in der Welt auf eine monarchische Art zu regieren. Sollte es nun Ew. Majestät belieben, sich zu der Lehre Christi zu bekennen und ein Glied der Kirche zu werden, würden sowohl Dieselbe, als Dero Nachfolger, ein Großes von Ihrer Befugniß und Autorität zuzusetzen geruhen. Denn gleich anfangs müssen Ew. Majestät und Dero Nachfolger, was das weltliche Regiment betrifft, meine und meiner Nachfolger Subalterne werden, mithin dürfen Sie nichts wieder das Interesse meiner Kirche unternehmen, wofern Sie Sich nicht abgesetzt und Ihre Unterthanen vom Eid der Treue losgezählt zu sehen gewärtigen wollen. Ich werde einen Staat in Dero Staat formiren und nicht nur alle Geistlichen mit ihren Gütern Dero Jurisdiction völlig entreißen, sondern auch außerdem ein unglaubliches Geld aus Dero Landen holen. Wenn Ew. Majestät Unterthanen an mich appelliren sollten, werde ich als der oberste Richter mich der Cognition ihrer Angelegenheiten und der ergangenen Rechtssprüche auf eine independente Weise unterziehen. Sollten ich oder meine Commissarien Jemanden im Reiche für einen Ketzer erklären, ihm auch Ehre, Habe, Leib und Leben absprechen; müssen Sich Ew. Majestät gefallen lassen solch Urtheil, ohne einige Untersuchung exequiren zu lassen. Da sichs auch begeben könnte, daß Ew. Majestät, oder die folgenden Kaiser, aus der Kirche verbannt würden; habe ich das Recht, unschuldige Länder, in denen Sie Sich aufhalten möchten, mit dem Kircheninterdict zu belegen, und dadurch alle Unterthanen wider Sie aufzuhetzen. Meine Nachfolger werden auch, zu mehrerer Behauptung

ihres Ansehens, eine Krone aufsetzen, die soll die Kaiserkrone und das Reich der Welt heißen. Nicht minder werden sie in ihrem Hofceremoniel die Verfügung thun, daß, wenn sie zu Pferd steigen, Ew. Majestät Nachfolger ihnen den Steigbügel halten sollen, wie denn auch, nach der päpstlichen Krönung, ein König die erste Schüssel auf die Tafel tragen und sodann die kaiserlichen und königlichen Prinzen bei Tische aufwarten werden. Und, daß ich es kurz mache, ob es gleich jetzt ein schlechtes Ansehen dazu hat und unglaublich scheint: so werden doch meine Nachfolger Ew. Majestät Nachfolgern nach und nach Dero Residenz abzwacken und sie zu der ihrigen erwählen."

Läßt sich ein schöneres Bild von dem ganzen Lügen-Staate des Pabstes entwerfen? Und nun das ganze theologische Lehrgebäude des Pabstthums, auf welchen Verdrehungen, Verfälschungen und offenbaren, aber gewaltsam eingedrängten Lügen beruht es! Nur Ein Beispiel zum Beweise. Bis zum 12. Jahrhundert *) wurde das Abendmahl, nach Christi Einsetzung, unter beiderlei Gestalten, des Brots und des Weins, gereicht. Das Concilium zu Constanz bestätiget es. Das Tridentinische Concilium, obschon das eingestaltige Abendmahl als neues Gesetz einführend, gestehet die alte Ordnung ein.**) Der Pabst Gelasius selbst hielt es noch für einen Kirchenraub, wenn das Sacrament verstümmelt würde.***) Dessen ungeachtet läßt der römische Bischof †) gegen die Einsetzung Christi ein Mandat ergehen mit den Donnerworten: „Wenn Jemand vorgeben wird, daß Kraft göttlichen Gebots alle und jede Christgläubigen das Abendmahl unter beiden Gestalten nehmen sollten, der sey verflucht. Wer sprechen wird, die Kirche habe geirrt, daß sie den Laien

*) Cyprian, Kap. I. S. 25.
**) ebendas. S. 23. 24.
***) ebendas. S 26. 27.
†) ebendas. S. 31.

und Geistlichen, wenn diese nicht Messe lesen, die Communion nur unter der Gestalt des Brodes giebt, der sey verflucht." Das heißt doch eine Lüge sanktioniren! — Doch noch einer Hauptlüge in der päbstlichen Theologie müssen wir gedenken, die aber den Päbsten unendlich viel Geld eingetragen hat. Es ist die Lehre vom Fegefeuer, dessen Qualen nicht arg genug geschildert werden können,*) die aber mittels der Messe, eines ebenfalls durch Verfälschung entstandenen Instituts, in welchem Christus von neuem zur Versöhnung geopfert wird, getilgt oder, nach Befinden der Umstände, auch blos gemildert werden können.**) Und nun genug über die Verfälschungen des Heiligen in den papistischen Satzungen und Einrichtungen.

Aber das Heilige ist auch im ausgearteten Protestantismus verfälscht worden und diese Verfälschung macht von Jahr zu Jahr größere Fortschritte. Sie rührt von Menschen her, welche sich in ihrem Dünkel zu Richtern über das Heilige machen, für welches sie, so strahlend hell es sich auch in seinem Wesen und Wirken geschichtlich offenbart hat, und so treu und einfach auch diese Offenbarung in der heiligen Schrift niedergelegt ist, das vermittelnde Element für die Erfassung desselben verloren haben. Dieses Element ist der Glaube, in dem Sinne, wie Abraham, wie Maria glaubte: das Vertrauen, ja die Gewißheit, daß das Heilige nicht trügen werde; und, dem zu Folge, die Hingabe und gleichsam das Opfer unseres Herzens an das Heilige. Auf dem Altare des Glaubens wird unser Selbst geopfert: unser Eigenwille, Eigenwitz und Eigendünkel. Wer dieses Opfer nicht zu bringen vermag, hat den Glauben nicht, sondern fühlt, denkt und handelt im Unglauben; und mit dem Unglauben steht das Heilige nicht im Bunde: es verschwindet vor ihm, die Vernunft selbst erblickt es nicht mehr und kann es nicht mehr

*) Cyprian, Kap. XVIII. S. 345.
**) ebendas. S. 346.

erblicken; denn nur durch den Glauben gelangt Gott an die Vernunft, wie die Welt durch das Licht an das Auge. Im Glauben erweiset sich die Aufrichtigkeit, die Lauterkeit, die Reinheit des Herzens. Nur ein reines Herz kann Gott suchen und finden. Nur ein reines Herz findet Ihn und seine Offenbarung in der heiligen Schrift, die, wie sie ist, ein Ganzes ist, welches nur der Unglaube zersplittern kann. Wer sich mit heiligem Sinne an das Lesen der heiligen Schrift wendet, wird in ihr, von Anfang bis zu Ende, den herrlichsten Zusammenhang erblicken. Wie das sich aufschließende Samenkorn durch alle seine Entwickelungen und Verwandlungen doch immer nur Ein Ziel verfolgt: sich selbst wieder zu erzeugen und herzustellen, so die heilige Geschichte von ihrem Beginn in Adam bis zu ihrer Vollendung in Christo. Durchaus und überall derselbe Lebensodem, derselbe Geist, dasselbe heilige Fortstreben zum Ziele: in der einfältigen Kindersprache der Mosaischen Urkunde, in dem heiligglühenden, begeisterten Aufschwunge der Propheten, bis zu der ruhig-erhabenen Rede Jesu und den gewaltigen Kraftworten der geisterfüllten Apostel. Es ist Ein heiliges Wort, das durch die ganze Schrift tönt, ihr ganzer Inhalt ist das Wort: Gnade, das wahrhaftige Wort Gottes. Und dieses Wort, allerdings vom Menschengeiste erfaßt und von Menschenzungen ausgesprochen, sollte auch vom Menschengeiste erdacht und Jahrtausende hindurch als bloßes Menschenwort fortgepflanzt worden seyn? Dieß wäre ein Wunder, größer als alle Wunder des alten und neuen Testaments. Nein, jene Kraft, die Ein Wort durch Jahrtausende ertönen läßt, ist göttliche Kraft; und Menschengeister und Menschenzungen sind nur ihre Träger. Es ist der Geist Gottes, der durch die ganze Schrift weht und diese erzählt nichts als Gottes That, von der Schöpfung der Welt an bis auf die Sendung seines Sohnes und die Geist-Erfüllung der Apostel. Nun aber protestirt der neueste Protestantismus gegen diese

fortwährende Gottesthat, in welcher sich Gott als den lebendigen und wahrhaftigen Gott, als den Gott der Gnade und des Heils offenbart hat. Dieser Protestantismus löset das göttliche Band der Schrift auf und vermenschlichet sie in allen ihren Theilen. Die Mosaische Urkunde verwandelt er in ein altes Kindermährchen und verweiset den Vater der Lüge und den Sündenfall der ersten Menschen aus dem Reiche der Wirklichkeit. Somit bedarf es keines Erlösers und dem Heilande ist im voraus der Stab gebrochen. Der Glaube, welcher zuerst in Abraham lebendig hervorbricht, um der Träger göttlicher Offenbarung zu werden, wird als heidnischer Aberglaube verworfen und als Warnungstafel vor ähnlicher Verirrung aufgehängt. Mose hat seine Weisheit und Kraft nicht von Gott, sondern von den Aegyptischen Priestern. Die Propheten sind politische Träumer und idyllische Dichter. Christus selbst ist zwar der reinste und erhabenste Mensch, aber nur durch sich selbst, wiewohl die Propheten mit ihrer Messias-Idee und namentlich Daniel mit seiner Vision des himmlischen Menschensohnes einen nicht geringen Einfluß auf seine Phantasie gehabt haben. Seine reine Lehre übrigens, — die jedoch, selbst als Lehre vom Reiche Gottes, nichts weniger als neu ist — hat durch einige judaisirende Apostel viel von ihrer Reinheit verloren und es sind dadurch nur irrige Ansichten befördert worden. — Wo ist nun hier überall Gott und göttliche Offenbarung? Es geht Alles menschlich zu, nach Gesetzen der menschlichen Natur und der Zeit und des Orts. Und was namentlich die Wunder betrifft, wiefern sie thatsächlich sind, so muß man sich sehr hüten, sie über die Reihe von Thatsachen, die dem Causal-Nexus unterworfen sind, zu erheben. Es giebt also keinen Gott in der Geschichte, außer wie er auch in der Natur ist und wirkt, nämlich mittelbar, durch die ihr eingepflanzten Gesetze.

Diese Ansichten, diese Erklärungen, diese Urtheile, wir

müssen sie sämmtlich als Erzeugnisse des Unglaubens und als Verfälschungen des Heiligen betrachten und verwerfen. Nämlich es sind nur zwei Fälle möglich. Entweder es ist, wie gesagt, Alles menschlich in der heiligen Geschichte und das heilige Geschichtsbuch selbst ist rein menschliches Machwerk: dann ist jene Geschichte ein fortlaufender Betrug und die Bibel eine fortlaufende Lüge. Denn Mose und die Propheten, Christus und die Apostel waren nicht so blödsinnig, um nicht zu wissen, was sie selbst menschlicher Weise dachten und thaten, und auch nicht so wahnsinnig, um ihre eigenen Gedanken und Thaten für Wirkungen eines in ihnen geschäftigen höheren Geistes zu halten. Wenn sie also ihre menschlichen Worte für göttliche, ihre menschlichen Thaten für göttliche gaben, so logen und betrogen sie. Hat es ja doch wirklich überkluge*) Leute gegeben, die Mosen und Christum mit Mahomed**) in eine Brühe geworfen und sie sämmtlich für Betrüger erklärt haben. Sind sie dieß, dann giebt es keinen lebendigen und wahrhaftigen Gott, keinen Gott der Liebe und des Erbarmens. Denn in der ganzen weiten Welt und im ganzen Laufe der Geschichte haben nur Mose und die Propheten, nur Christus und die Apostel in fortlaufender Aufeinanderfolge, im unzertrennbaren Zusammenhange, einen Solchen verkündiget. Haben sie gelogen und betrogen, oder haben sie auch nur in eitler Selbsttäuschung geirrt und sich und Andere bethört: wo ist dann die Wahrheit? Dann lebe wohl, du Traum von einem göttlichen Wesen, das allweise und allmächtig, gerecht und heilig ist, aber auch voller Gnade und Erbarmen! Dann lebe wohl, du Traum von einem Reiche Gottes und einem ewigen Leben! Dann bedeckt Nacht und Dunkel das Erdreich, dann blickt das Auge der Vernunft umsonst nach einem Strahle von oben. Es giebt kein Licht, das diese Finsterniß erleuchtet; und Der, welcher sprach: „Ich bin das Licht der Welt," war nur ein Irrlicht. — Kein vernünftiger Mensch jedoch hat je an der Redlichkeit der Heroen der heiligen Geschichte gezweifelt. Ist diese aber als unumstößlich gewiß anzuerkennen, so bleibt nichts übrig, als dem obigen „Entweder" sein „Oder" entgegen zu stellen, d. h. da der erste Fall undenkbar ist, die Wirklichkeit des zweiten anzuerkennen, d. h. anzuerkennen, daß die heilige Geschichte kein Betrug und die Bibel keine Lüge ist, folglich anzuerkennen, daß die heilige Geschichte wahrhafte göttliche Offenbarung und die Bibel das Geschichtsbuch dieser göttlichen Offenbarung ist. Ist es aber wahr und gewiß, daß durch Einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen und der Tod durch die Sünde, daß aber der lebendige und wahrhaftige Gott, in seiner Weisheit, Macht und Güte, mit seinem Geiste und seiner Kraft Mosen und die Propheten, Christum und die Apostel, ausgerüstet zur Lehre und That und sie geleitet auf ihrer Bahn zur Verkündigung seiner Gnade und Wahrheit und vor Allen Christum, seinen eingebornen Sohn, der Welt geschenkt; ist es wahr, daß Christus für die Sünden der Welt am Kreuze gestorben und für das Leben der Welt auferstanden ist, wie die Apostel, von Christi Geist erleuchtet, einmüthig lehren: so ist das Unternehmen der gegen das Wunder und gegen die Gesammtheit der Wunder der göttlich-geschichtlichen Offenbarung, so wie gegen den Sündenfall, das Böse und den Vater des Bösen und der Lüge Protestirenden, ein Unternehmen gegen Gott und seinen heiligen Rathschluß selbst, gegen sein heiliges Wort und seine Wahrheit, ein Unternehmen des Unglaubens und der Herzens-Härtigkeit und Verstocktheit, welche die Augen mit Gewalt vor dem göttlichen Lichte verschließt, um ihr ei-

*) „überklug," in altes ehrliches Deutsch übersetzt, heißt: „aberwitzig."

**) Merkwürdig ist es, daß Mahomed selbst Jesum für einen Gesandten Gottes und seine Lehre für göttlich erklärt. Kor. Sur. 3. und 33.

genes Licht leuchten zu lassen, aber nicht in dem Sinne, wie Christus verlangt, zur Ehre Gottes, sondern zu ihrer eigenen Ehre, zur Ehre des Götzen der Selbstigkeit, des dünkelvollen, klügelnden menschlichen Ichs, welches die göttliche Weisheit meistern und Thorheit in ihr finden will. Denn, in der That, die Lehre vom Kreuz, wie sie die Apostel predigen, ist ihnen, wie jenen Griechen, eine Thorheit geworden und somit alles, was mit dieser Lehre zusammenhängt, folglich die ganze göttliche Offenbarung. Daher das eifrige Streben, das Wort Gottes zu vermenschlichen und herabzuziehen in den Bereich von irrigen und täuschungsvollen Berichten, das heißt, zu verfälschen. Recht gern wollen wir die Kindereinfalt der heiligen Schrift anerkennen: sie bürgt theils für ihr hohes Alter, theils, wie in den Evangelisten, für die Reinheit der Gesinnung. Recht gern wollen wir anerkennen, daß der göttliche Geist sich menschlicher Individualität nur bedienen konnte, wie er sie nach Zeit, Ort und Umständen fand, aber auch bedenken, daß darum doch das Heilige und Göttliche in jeder Form dasselbe bleibt, wie das Gold im gemeinsten Beutel, Gold, und der Wein im schlichtesten Trinkgefäße, Wein. Aber in der heiligen Schrift nur Menschenwerk suchen und finden, weil Menschen, wie sie sind, die Werkzeuge des göttlichen Geistes waren, heißt, nochmals: sie verfälschen. Denn alle Künste, welche die seynwollenden Erklärer der heiligen Schrift, die Fackel der Philosophie in der Hand, anwenden, um überall menschliche, der Zeit, dem Orte und den Umständen angemessene Ansichten, die sich noch dazu nicht selten unter einander selbst widersprechen, aus den Büchern der heiligen Schrift herauszuklauben, ja zum Theil diese Bücher selbst, wie z. B. das Evangelium Johannis, ja wohl gar die sämmtlichen Evangelisten in Bezug auf ihre Echtheit zu bezweifeln und verdächtig zu machen, was sind sie mehr, als eben so viele Bemühungen, die Bibel um ihren göttlichen Gehalt zu bringen, und die angebliche menschliche Vernunft oder auch Unvernunft an die Stelle des göttlichen Geistes zu setzen? Wir tragen aber kein Bedenken, dieses Verfahren mit dem Namen der Lüge zu bezeichnen: denn nur die Lüge erdreustet sich, die Wahrheit zu verdrängen. Die Wahrheit des göttlichen Worts aber fühlt jedes aufrichtige Herz. Wären sie aufrichtig, so würden sie das Göttliche in seiner Würde lassen.

Schluß und Uebergang.

Daß auch das zuletzt genannte falsche Bestreben in einer Ausartung des religiösen Lebens wurzelt, ist leicht zu erkennen. Denn was für ein religiöses Leben ist dasjenige, aus welchem der Glaube gewichen ist? Alle jene vornehmen Schriftausleger schämen sich des Glaubens, wie ihn die Schrift lehrt und verlangt. Das Denken ist bei ihnen an die Stelle des Glaubens getreten, die Klügelei des Verstandes an die Stelle der Herzens-Einfalt und Lauterkeit, welche allein dem göttlichen Geiste den Eingang zur menschlichen Vernunft verschafft, und, eben als Glaube, das lebendige Band zwischen Gottes Geiste und dem Menschengeiste ist. Wo dieses Band durch Verschließung des Herzens, durch den Unglauben, getrennt und zerrissen wird: da ist an keine Gemeinschaft des göttlichen und menschlichen Geistes mehr zu denken, da ist dieser sich selbst und den Mächten, die ihn regieren, überlassen. Diese aber sind, besagter Maßen, der Stolz und die Hoffarth, der Dünkel, der Hochmuth und Uebermuth, welche die Theocratie verschmähen und blos der Autocratie huldigen. Wir ehren die Autocratie, wiefern sie sich auf die sittliche Führung des Lebens beschränkt; aber wir verwerfen sie, wiefern sie Gott vorschreiben will, wie er seyn und handeln soll, oder vielmehr, wiefern

sie das göttliche Wesen und Handeln, und seine Erscheinung oder sein „Sich Selbst" Offenbaren in der Zeit, aus dem Bereiche der Menschheit verbannt. Es geht aber in unsern Tagen, wie in jenen Tagen, über welche die Schrift klagt, daß sich „die Menschen nicht wollten vom Geiste Gottes regieren lassen." Der Geist Gottes ist aber der Geist der Wahrheit; und wer sich von ihm nicht regieren läßt, der wird vom Geiste der Lüge regiert. Dieser nimmt den Verstand gefangen im Wahne, und spiegelt dem Menschen vor, daß es die Vernunft sey, die ihn leite, da doch die Vernunft der Sinn für das Wahre, das Rechte, das Heilige ist. Die Vernunft vernimmt den Geist Gottes; aber nur das reine, das gläubige Herz schließt das Ohr und das Auge der Vernunft auf, daß sie das Wort Gottes vernimmt und das Licht des Höchsten erblickt. Daher heißen die Pharisäer in der Schrift „blinde Leiter," weil sie ihr Herz gegen den Glauben verstocken. Darum sagt aber auch der Heiland zu Solchen: „Wehe euch Schriftgelehrten und Pharisäern, ihr Heuchler, die ihr das Himmelreich zuschließet vor den Menschen. Ihr kommt nicht hinein und die hinein wollen, lasset ihr nicht hineingehen." Und was thun Jene in unsern Tagen anders, welche die heilige Schrift und ihre Offenbarung den Leuten verdächtig machen, sie für antiquirt erklären und sogar den gemeinen Mann an die Natur und an die Vernunft verweisen, an die Natur, welche ein Räthsel ist, und an die Vernunft, welche dieses Räthsel nicht löset. Aber es heißt: „Forschet in der Schrift, denn ihr meinet, ihr habet das ewige Leben darinnen und sie ist's, die von mir zeuget." Und abermals heißt es: „ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben," und: „wer zu mir kommt, der wird nimmermehr dürsten." Aus dieser Quelle sollen also die Menschen nicht mehr trinken, die nur an die Natur und an die Vernunft gewiesen werden. Der Anker wird ihnen genommen, an welchen Gott selbst das Heil der Menschheit geknüpft hat. Aber diesen Anker ergreift nur der Glaube. Und der Glaube ist es, den die kritischen

Denker und Forscher mit der Schärfe des Verstandes zu zerschneiden suchen. Ist aber der Glaube an Gott, welches kein Denk-Glaube, sondern ein Herzens-Glaube ist, unter den Menschen verschwunden, so erstirbt auch der Glaube und die Treue im menschlichen Verkehr. Und so werden wir es denn alle Tage mehr gewahr, — doch jetzt nicht mehr als zu allen Zeiten, — wie der Verfall der Religion und des echt religiösen Lebens auch ein Verfall der Sitten ist, und wie, in dem Maße, als diese verfallen, auch Betrug und Lüge unter den Menschen überhand nehmen. In der That und wie wir gesehen, hat sich die Lüge in alle Kreise des Lebens einen breiten Weg gebahnt und wie ein pestilenzialisches Gift alle Adern der Menschheit durchdrungen.

Wiewohl wir nun schon vorläufig und durch alle bisherigen Untersuchungen und Betrachtungen auf die Beantwortung der Frage hingedeutet haben: wie es denn möglich war, daß die Lüge in das Reich der vernünftigen Geschöpfe auf dieser Erde eindringen und sich, von Geschlecht zu Geschlecht, immer weiter verbreiten, immer tiefer in die Lebensverhältnisse eingreifen konnte: so ist dennoch im bisherigen die gründliche Beantwortung dieser Frage nur erst vorbereitet, und es bedarf zur gnügenden Lösung dieser Aufgabe noch einer tiefer eingreifenden Untersuchung, die wir aber weder auf dem Wege der Beobachtung und täglichen Erfahrung, noch auch auf dem der göttlichen Offenbarung verfolgen können, weil dieser letztere uns nur auf ein ursprünglich, jener erstere nur auf ein nachfolgend Factisches hinführt, sondern zu welcher wir uns einen eigenen Weg bahnen müssen, welcher auf den Grund dieses Factischen hingerichtet seyn muß, auf welchem uns aber die Winke der göttlichen Offenbarung als Wegweiser dienen werden. Bevor wir jedoch diesen Weg betreten, müssen wir uns der Sicherheit und Richtigkeit desselben zu vergewissern suchen. Was im Eingange des nächsten und letzten Theiles unserer Schrift geschehen soll.

Dritter oder philosophischer Theil.

Metaphysik der Lüge.

Erstes Kapitel.

Einleitendes über Metaphysik überhaupt.

§. 1.

Wesen der Metaphysik.

„Wie? — kann man fragen —: auch ein philosophischer Theil? und zwar, nachdem der Verfasser im Eingange seines Werks, *) so wie vorher schon anderwärts, **) der Philosophie den Stab gebrochen? Welche Inconsequenz! Welcher Widerspruch!" Und dennoch weder das Eine, noch das Andere. Wir erkennen zwar keine Philosophie an, die uns über Gott und die Natur belehren will; — beide können nur aus und durch sich selbst zeugen; — aber wohl eine Philosophie, als Vernunftwissenschaft, wiefern sie in ihren Grenzen bleibt, das heißt, nur die Form und das Wesen der Vernunft zur Erkenntniß bringt: die erstere in der Logik, das letztere in der Ethik, oder was dasselbe ist, in der Metaphysik. „Denn die Metaphysik behandelt das über die Natur erhabene Wesen; und dieses ist das ethische, oder das sittlichfreie Wesen, so

*) S. Einleit. S. 3—11.

**) Pisteodicee, oder Resultate freier Forschung über Geschichte, Philosophie und Glauben. Leipzig, 1829, bei F. C. W. Vogel. (S. 243 — 386.)

weit sich dasselbe im Menschen vorfindet." *) Die folgenden Untersuchungen gehören also allerdings der Philosophie, und zwar in ihrem metaphysischen Theile, an; nur daß Metaphysik, in unserm Sinne, etwas anderes ist, als die bisherige Metaphysik; wie sich, mit einem Blicke auf diese, sogleich ergeben wird. Nämlich bis auf Kant, welcher zuerst den alten Thron der Metaphysik, als der Wissenschaft des Grundes der Dinge, erschütterte, ja, für einige Zeit umstürzte, und an dessen Stelle die Kritik des menschlichen Erkenntnißvermögens setzte, war Metaphysik das Idol der Philosophie, das höchste Ziel, wonach sie strebte, und zugleich der Stern, der ihr leuchtete und sie auf ihrem dunklen Pfade leitete. Nicht blos Plato und Aristoteles, die höchsten philosophischen Genien Griechenlands, waren, ein Jeder auf seine Weise, Metaphysiker, sondern Metaphysik war schon der Zielpunkt der ältesten Italischen und Jonischen Schule, wiewohl die letztere den Keim des Materialismus in ihrem Schooße trug. Der letztere aber ist nicht weniger metaphysisch als der Idealismus: denn auch er sucht den Grund der Dinge, nur auf einem anderen Wege als dieser. Und so hat sich der Hang zur Metaphysik fortgeerbt bis auf das Mittelalter und die neueren Zeiten. Denn sowohl die Scholastiker als die Mystiker des Mittelalters waren Metaphysiker, gleich dem Aristoteles, in dessen Geiste die Ersteren, und gleich dem Plato, in dessen Geiste die Letzteren philosophirten. Metaphysik wurde auch das Losungswort der neuen Zeit. Die genialsten Köpfe: Cartesius, Spinoza, Malebranche, Leibnitz, waren Metaphysiker. Und kaum hat Kant, durch den skeptischen Hume auf den Criticismus geführt, das alte Gebäude der Metaphysik eingerissen, so bauen es seine abtrünnigen Schüler, Fichte, Schelling und Hegel wieder auf, indem Einer nach dem Andern dem alten Fundamente ein neues Stockwerk aufsetzt, um zum Höchsten, zum Absoluten hinaufzusteigen.

*) S. Einleit. S. 11.

Wenn es denn nun die Metaphysik, von den ältesten Zeiten an bis auf die neuesten, mit dem Grunde der Dinge, mit dem Unbedingten, mit dem Absoluten zu thun gehabt hat, so wollen wir vor der Hand nicht fragen, ob die verschiedenen Wege des Realismus, Idealismus, Syncretismus u. s. w. zu Einem und demselben Ziele geführt haben, oder ob auch nur auf Einem derselben das gesuchte Ziel erreicht worden ist. Wir wollen überhaupt jetzt nicht fragen, was denn, Jahrtausende hindurch, die besten Köpfe getrieben hat, ihre Zeit, ihr Leben in die Tiefen der Metaphysik zu versenken. Aber da sie es nun einmal gethan, und auf verschiedene Weise gethan haben, so fragen wir wenigstens, ob dieser Verschiedenheit nicht irgend etwas Gemeinsames zum Grunde liege, was theils auf ein wahres Bedürfniß des forschenden Geistes hinwiese, theils auf eine Möglichkeit dieses Bedürfniß zu befriedigen. Dieses Gemeinschaftliche, wenn wir es fänden, würde dann etwas Wesentliches seyn und uns vielleicht über das wahre Wesen der Metaphysik selbst einigen Aufschluß geben. Und es hält auch wirklich nicht schwer, in allen metaphysischen Bestrebungen einen gemeinschaftlichen Charakter zu entdecken, nämlich den des Hinausschreitens über die Natur. *) Denn der Grund der Dinge mag nun, wie bei den Idealisten, in der Idee, oder, wie bei den Materialisten, in der Materie, d. h. in dem Urstoffe der Dinge, gesucht werden: in beiden Fällen wird über die Natur hinausgeschritten, indem weder die Idee noch der Urstoff der Dinge,**) im Bereiche der durch die Sinne erkennbaren Erscheinungswelt liegt, die ja ebendas ist, was wir Natur nennen. Kant giebt diesem Hinausschreiten der Forschung nicht blos über die Grenzen der erkennbaren Natur, sondern über die unse-

*) Daher auch der Name Metaphysik. S. Krug's encyclop. phil. Wörterb. Art. Metaphysik.

**) S. die bereits angeführte Schrift des Verf. Ueber die Hypothese der Materie ꝛc.

res Erkenntnißvermögens überhaupt, den Namen der Transcendenz, und verbietet ein solches transcendentes Verfahren überall. Er verschließt demnach geradezu die Pforten der Metaphysik. Allerdings liegt der Grund der Dinge, nach welcher Seite hin er auch gesucht werde, über unser Erkenntnißvermögen hinaus; und in so fern hat der scharfe und kühne Denker Recht, sich jenen „Ueberschritt" zu verbitten. Jedoch hiemit ist die Metaphysik, nur in einem andern Sinne, nicht aufgehoben: denn die Transcendenz, zwar nicht über das Erkenntnißvermögen, allein doch über die Natur, darf uns Kant nicht verwehren. Es handelt sich hier freilich um verschiedene Deutungen desselben Ausdrucks. Nämlich „über die Natur hinaus" kann einmal heißen: „weiter als die Natur." Und weiter als die Natur im Raume, also gleichsam über den Raum hinaus, können wir freilich nicht. Jedoch, „über die Natur hinaus" kann auch heißen: „höher als die Natur". Und höher als die Natur zu steigen vermögen wir allerdings, nämlich in das Gebiet der Freiheit. Eröffnete sich nun in diesem Gebiete eine Wissenschaft, so würde sie ohne Zweifel Metaphysik genannt werden können, nicht im Sinne der Metaphysiker, aber in der eben aufgestellten Beziehung. Und dennoch würde diese Metaphysik, mit der der Philosophen, die Transcendenz gemein haben. Noch mehr: sogar im Gegestande würde die Wissenschaft, die wir meinen, und die Metaphysik der Philosophen zusammentreffen; denn die über die Natur erhabene Freiheit muß nothwendig ein Unbedingtes, ein Absolutes seyn. Nur darinne würde die hier angedeutete Wissenschaft von der bisherigen Mekaphysik abweichen, daß sie ihren Gegenstand nicht über den Bereich der Menschheit hinaus, sondern nur im Gebiete derselben, in der uns einwohnenden Vernunft suchte, welche keine objective, göttliche, sondern eben nur eine subjective, menschliche, ist, wiewohl empfänglich für den göttlichen oder den heiligen Geist. Ja, wie das Auge nur für das Licht empfänglich ist, so ist die Vernunft nur für den Geist, für das heilige Wesen, empfänglich, wie bereits früher *) dargethan worden ist. Das Heilige nun, der Geist, ist das wahrhaft Unbedingte, das Absolute, die Freiheit an sich; und wiefern die Vernunft von diesem Geiste, von dieser Freiheit, erfüllt ist, wird die Wissenschaft, die sich mit diesem Unbedingten und Absoluten beschäftiget, auch Geistes- oder Freiheits-Lehre heißen können. Wir haben sie früher Ethik genannt, weil es das moralische, das heilig-freie Wesen ist, welches ihren Inhalt ausmacht. Man sieht aber nun leicht ein, daß der Name Ethik, welcher gewöhnlich der Sittenlehre gegeben wird, für die Wissenschaft, von welcher wir reden, nicht passend genug ist: denn die Sittenlehre kann erst aus der Freiheits- oder Geistes-Lehre abgeleitet werden. Diese steht also offenbar höher als jene. Und so enthalten wir uns denn fernerhin des bisher gebrauchten Namens der Ethik und wenden fernerhin nur den so eben eingeführten an. Er bezeichnet uns am treffensten das Element oder eigentliche Wesen der wahren Metaphysik, gegen welche selbst Kant nichts einzuwenden haben dürfte, weil sie nicht über die Grenze des menschlichen Erkenntnißvermögens hinausgeht, wiewohl sie lediglich in der über die Natur erhabenen Region des Geistes zu Hause ist. So viel demnach über das Wesen einer Metaphysik, welche allein wir gelten lassen können.

§. 2.

Wahrheit der Metaphysik.

Man hat oft, und mit Recht, von metaphysischen Träumen gesprochen, und das ganze metaphysische Thun und Treiben für ein Phantasiespiel erklärt. Dieß ist es auch, wenn und so lange die Forscher über die Grenzen des Erkenntnißvermögens hinaus in Regionen streifen und sich darin verlieren, zu welchen ihnen kein Zugang verstattet ist. Dieser

*) Erster Theil, Kap. 1. §. 3.

Vorwurf trifft alle Hauptstücke der alten Metaphysik: die Ontologie, Psychologie, Kosmologie und Theologie, wiefern in diesen Disciplinen das Wesen der Dinge, der Seele, der Welt und der Gottheit selbst bestimmt und erklärt werden soll. Denn wir befinden uns überall, nicht blos in dem Gebiete der Natur, sondern auch in dem des Geistes, in einer Erscheinungswelt. Unsere ganze Erkenntniß sammeln wir von den Einwirkungen, die auf uns geschehen, und über diese Einwirkungen hinaus, in das An-sich der Dinge, der Seele, der Welt und der Gottheit, ist uns jeder Uebergang verschlossen. Wiewohl wir hiermit nicht denen huldigen wollen, welche, wie Locke *), alle unsere Erkenntniß nur von den äußeren Sinnen ableiten: denn der innere Sinn, die Vernunft, hat seine Rechte, so gut wie die äußeren Sinne; und wir wüßten nichts vom Heiligen und von der ganzen Welt des Geistes, wenn wir keinen Sinn dafür hätten. Nur darin stimmen wir mit denen überein, die das: „nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu" festhalten, daß uns jeder Gegenstand der Erkenntniß durch irgend einen Sinn, den inneren aber nicht ausgeschlossen, gegeben sein muß. Aber nochmals: die Speculation, wiefern sie aus ihren Mitteln eine Naturphilosophie, oder Idealphilosophie, oder eine Identitätsphilosophie erzeugt, ist nicht unsere Sache; und es trifft die Metaphysik in diesen neuen Formen derselbe Vorwurf, welchem die eben erwähnte alte Metaphysik unterliegt, nämlich daß sie kein Fundament an wirklich gegebenen, und zwar ihrem Wesen nach gegebenen, Gegenständen hat. Dagegen die Metaphysik, in der Bedeutung, in welcher wir sie hier auffassen, kann jenem Vorwurfe nicht ausgesetzt seyn. Denn in unserer Vernunft (νοῦς) besitzen wir ein Erkenntnißvermögen des Heiligen; und in der Stimme, die zur Vernunft redet (λόγος), und die gemeinhin Gewissen genannt

*) On human Understanding.

wird, empfangen wir die Einwirkung des Geistes der Freiheit oder des heiligen Geistes, dessen Gesetz uns eben unser Gewissen fortwährend vorhält als die Richtschnur oder das Richtmaß unseres Lebens. Die Summe aller Verhätnisse des Wahren und Rechten entspringt aus dieser Quelle und unser Bewußtseyn müßte uns täuschen, wenn uns diese Offenbarungen des Geistes täuschen sollten. Es folgt hieraus, daß, wenn wir aus diesen wahrhaft metaphysischen Wahrnehmungen unseres Bewußtseyns ein Ganzes der Erkenntniß sammeln und es zur Wissenschaft verknüpfen, die wir füglich, wie Freiheits- oder Geistes-Lehre, so auch Metaphysik nennen können, diese Wissenschaft, als vom Geiste der Wahrheit ausgehend und vom Wahrheitssinne (der Vernunft) aufgefaßt, nichts anders als Wahrheit enthalten kann, dergestalt, daß wir von dieser Wahrheit, auch vor der Begründung und Ausführung dieser Metaphysik, gewiß seyn können.

§. 3.

Nothwendigkeit der Metaphysik.

Schon das Hinarbeiten der Denker aller Zeiten auf eine Metaphysik — und selbst Kant vermochte nicht, sich von einem metaphysischen Streben loszumachen — beweiset uns, (wie Alles, wozu der menschliche Geist gleichsam unwillkührlich getrieben wird, dergleichen beispielsweise die Mathematik ist,) daß diesem Bemühen eine unserer Forschungskraft angewiesene Aufgabe zum Grunde liegen müsse, die aber freilich, wie so manche andere Aufgabe im Gebiete der Kunst und Wissenschaft, ja des Lebens selbst, nicht immer sogleich richtig und vollständig gelöst wird, sondern zu ihrer vollkommenen Lösung — wenn sie anders möglich — der Zeit und der Berichtigung mancher Irrthümer bedarf, in deren Erkenntniß aber der Geist sich stärkt und für die Wahrheit kräftiget. „Aber wozu sollte denn" — kann man fragen — „eine Metaphysik nothwendig seyn? Besteht nicht der Staat und das ganze bürgerliche, häusliche und gesellige, das künst-

lerische, ja selbst das religiöse Leben, ohne Metaphysik?" Hierauf ist mancherlei zu antworten. Erstlich, für den Fall, daß die Metaphysik, wenn sie wirklich ausgeführt wäre — ihre bestimmte Stelle im Kreise der Wissenschaften einnehmen würde: kann man die Wissenschaften aus der Reihe der nothwendigen Thätigkeiten des menschlichen Geistes verbannen? Und wenn nicht: ist nicht hiermit zugleich die Nothwendigkeit einer wahren Metaphysik ausgesprochen? Und ferner: sind die Wissenschaften nicht für das Leben da? und ist nicht das Leben in seinen Beziehungen und Zwecken höchst mannichfaltig? Könnte es nicht eine Beziehung, ja vielleicht einen Hauptzweck des Lebens geben, für welchen, auf einer gewissen Stufe der menschlichen Entwickelung, eine Metaphysik, in unserm Sinne, unentbehrlich wäre? Wir haben uns zwar beschieden, daß wir durch die Metaphysik weder von der Natur, noch von Gott Kunde bekommen können; ja, was die Natur und ihre Kunde betrifft, so hat es die Erfahrung aller Zeiten ausgewiesen, daß, je weniger die Naturforschung (z. B. in der Medizin) durch metaphysische Speculation vom Wege gesunder Beobachtung in das Gebiet der Chimären verlockt worden ist, desto glücklicher ihre Bemühungen gewesen sind. Und ist es nicht, genau genommen, mit den theologischen Forschungen derselbe Fall gewesen? Was hat es denn für Frucht getragen, daß die Platonische, die Aristotelische Philosophie in die Theologie eingemengt worden ist? Ja, geht uns nicht in mancher tiefsinnigen Metaphysik, wie in der des Spinoza, und, weiter herauf, in der Fichte'schen und Schelling'schen, der wahre Begriff der Gottheit gänzlich verloren? Oder ist etwa die sogenannte Hegel'sche Logik, (welche eben nichts anderes denn Metaphysik ist,) im Stande, uns, aus ihren Mitteln, diesen Begriff wieder herzustellen? Nun also — könnte hier ein Gegner der Metaphysik sagen — ist es ja erwiesen, daß sie nicht nothwendig, ja sogar, daß sie nachtheilig ist. Inzwischen ist hier nicht von der Metaphysik in unserm Sinne die Rede gewesen; und es fragt

sich, ob sie nicht vielleicht gerade darum nothwendig ist, um dergleichen falsche metaphysische Bestrebungen zurückzuweisen; und nicht blos diese, sondern auch falsche Bestrebungen anderer Art, welche der wahren Theologie nicht minder Eintrag thun. Wir meinen die Bestrebungen der sogenannten rationalistischen Theologen, gegen welche wir an mehreren Orten dieses Werks *) alles Ernstes zu Felde gezogen sind. In beiderlei Hinsicht behaupten wir die Nothwendigkeit einer wahren Metaphysik nach der vor ihr aufgestellten Idee. Was nehmlich zuerst jene falschen metaphysischen Bestrebungen betrifft, so werden sie durch unsere Geistes- oder Freiheits-Lehre in ihr rechtes Licht gestellt, d. h. als Verirrungen des metaphysischen Strebens dargethan, und können folglich als solche nicht mehr schaden. Denn ist die Idee der eben genannten Lehre, nach ihrem Grunde, Wesen und Zwecke, die Idee einer wahren Metaphysik, (was wir §§. 1. und 2. erwiesen haben,) so folgt von selbst, daß die bisherigen metaphysischen Bestrebungen sich auf Irrwegen befanden und daß ihre Resultate nur durch Irrthümer zu Stande kommen konnten. Welches das Erste war. Was aber zweitens die Bestrebungen der rationalistischen Theologen betrifft, wie fern gegen diese eine Metaphysik, wie die unsrige nothwendig ist, so bedarf dieses einer besondern Erklärung. Daß die rationalistischen Theologen die Theologie, wie sie uns aus göttlicher Offenbarung entgegentritt, verfälschen, ist im Vorhergehenden (Th. I. Kap. VIII.) ausführlich nachgewiesen worden. Allein sie berufen sich, theils um eine andere äußere göttliche Offenbarung, als die in der Natur vor uns liegende, zurückzuweisen, theils um sich auf ihrem eigenen Gebiete zu behaupten, auf die Vernunft und ihren Inhalt. Nun thut unsere Metaphysik, nach der von ihr aufgestellten Idee, dar,

*) S. die ganze Einleitung. — Erster Theil. Kap. 1. Zweiter Theil. Kap. VIII.

daß der Inhalt der Vernunft allerdings der göttliche Geist oder das Heilige ist, allein dennoch nur ein uns einwohnendes, uns unmittelbar angehöriges Heilige, nicht das Heilige an sich, das heißt, nicht die Gottheit selbst, ihrem Wesen nach. Auf letztere kann der von der Vernunft erleuchtete Verstand wohl schließen, aber nur als auf ein zu Forderndes, (wie Kant thut) nicht als auf ein Gegebenes und Erkennbares. Das letztere vermag er nur in dem Falle, wenn sich der lebendige und wahrhaftige Gott in seiner Wesenheit und Wirklichkeit oder Wirksamkeit durch heilige Thathandlung für uns offenbart hat. Dann aber ist das Geschäft des Verstandes nicht mehr ein bloßes Schließen, sondern ein wirkliches Verbinden des Heiligen in uns und des Heiligen über uns. Bis dahin bringt es nun kein menschlicher, auch noch so metaphysischer, Verstand, ohne göttlich-geschichtliche Offenbarung. Denn in der Natur treffen wir nirgends auf einen heiligen Gott, nur in der Geschichte kann er sich als solchen in seiner Geistigkeit — denn das ist seine Heiligkeit — zeigen. Was weiß nun die Vernunft, belehrt durch das ihr einwohnende Heilige, von einer heiligen Geschichte? Nichts. Unsere Freiheits- und Geistes-Lehre weiß auch nichts davon, aber darum auch nichts von Gott. Sie gesteht dieß auch selbst ein. Nicht so die rationalistische Theologie, was ihre eigene Erkenntniß betrifft. Entweder sie stellt den Offenbarungs-Begriff der Gottheit auf, ohne doch anzuerkennen, daß sie denselben aus der geschichtlichen Offenbarung entlehnt hat, sey es nun, daß sie dieß nicht weiß, oder nicht wissen will; dann aber usurpirt sie eine Gottes-Erkenntniß, die sie an sich nicht besitzt. Oder sie begnügt sich mit dem bloßen Postulat und mit der erschlossenen Idee einer Gottheit: dann mangelt ihr dennoch der lebendige Gott; und dann darf sie sich nicht Theologie nennen: denn Theologie ist Gottes-Erkenntniß; und wo giebt es Erkenntniß ohne Gegenstand? Dieses nun ist das Erste, was durch unsere offenherzige Freiheits-Lehre klar wird, als welche zeigt, daß

wir in unserer Vernunft und durch dieselbe nicht über den Geist in uns, so heiliges Wesens er sey, hinaus kommen können, sondern uns begnügen müssen in unserer Vernunft und ihrem Geiste die Elemente eines sittlich-freien Lebens zu besitzen, zu welchem unser Wille anstreben soll, geleitet von dem durch die Vernunft erleuchteten Verstande. Unsere Metaphysik thut aber mehr. Indem auch sie die Nothwendigkeit und das Postulat eines heiligen Wesens anerkennt, auf welches sich unser sittlich-freies Leben zu beziehen hat, wenn es nicht Grund- und Zweck-los erscheinen will, sieht sie sich auch im großen Reiche des „Gegebenen" darnach um, sucht es auf, und weigert sich nicht die einzige geistige Offenbarung anzunehmen, welche wir von diesem Wesen besitzen. Und dieß ist die geschichtliche, die uns die Bibel kund thut. Hier findet sie das Reich des Geistes und der Freiheit, dem sie angehört; hier findet sie die Sprache wieder, in der sie selbst redet; hier findet sie ihr Vaterland, das Himmelreich. Für dieses wird sie nun selbst eine Zeugin. Sie erkennt das Wort der Offenbarung für göttliches Wort an, sie versteht dieses Wort, sie legt es aus: denn alles, was göttlich ist, ist kein Geheimniß für sie. So ist und wird zwar unsere Metaphysik zwar nicht an sich Theologie, aber sie wird das Organ der Theologie, wie uns dieselbe aus göttlicher Offenbarung in der heiligen Schrift entgegentritt. Sie beurkundet also die Wahrheit und Göttlichkeit der heiligen Schrift, und vertheidiget dieselbe gegen alle ihre Gegner, sowohl von der atheistischen, als von der deistischen Parthei. Und zu dieser letzteren gehören die rationalistischen Theologen, gegen welche der Glaube selbst keine andern, als bloße Vertheidigungswaffen hat. Denn der Glaube an sich ist unangreifbar, und wohnt sicher in seiner Veste. Aber er vermag nicht den Unglauben in seinen Verschanzungen anzugreifen: denn dieser ist etwas Innerliches (Subjectives), wie der Glaube selbst. Dagegen dringt die wahre Metaphysik in die innersten und tiefsten Schlupfwinkel des Unglaubens ein, treibt

ihn aus diesen heraus und entwaffnet ihn. Denn wie: „der Geist alle Dinge erforschet, auch die Tiefen der Gottheit," so erforschet er auch die Untiefen des Ungöttlichen. Denn daß der Unglaube die Ungöttlichkeit selbst sey, unter welcher Hülle er sich auch verberge, und wenn er auch die Gestalt „eines Engels des Lichts" annähme, das weiß zwar der Glaube, allein er kann es nicht beweisen, weil er es nicht mit der Kunst des Beweises, als dem Verstande angehörig, zu thun hat. Daher die vergeblichen Bemühungen der Gläubigen aller Zeiten, den Unglauben auszurotten, welcher eben mit den Waffen des Verstandes ficht. Mit diesen seinen eigenen Waffen aber greift ihn die Metaphysik an: denn der Verstand ist ihr Organ, aber der vom Geiste der Wahrheit geleitete Verstand; und dieses Leiters und Führers ermangelt der Unglaube. Jetzt also, wo der Unglaube unter der Maske des Rationalismus einherschreitet „wie ein brüllender Löwe, und suchet, welchen er verschlinge", jetzt ist der Zeitpunkt vorhanden, wo, wie oben angedeutet wurde, „jene Stufe der menschlichen Entwickelung erstiegen ist, auf welcher eine Metaphysik, in unserm Sinne, unentbehrlich wird." Hiemit ist also die Nothwendigkeit einer Metaphysik, als einer Geistes- und Freiheits-Lehre, auf alle Weise dargethan; und es fragt sich nur, wenn sie sich als Wissenschaft gestalten soll, von welchem Prinzip sie ausgehen und auf welcher Basis sie ruhen muß, da keine wahre Wissenschaft ohne richtiges Prinzip und ohne feste Basis denkbar ist. Dieß zu bestimmen ist unsere nächste Aufgabe.

§. 4.

Prinzip und Basis der Metaphysik.

Alle Wissenschaft ist ein Erkenntniß-Ganzes. Jedes Ganze besteht aus Theilen oder Gliedern, welche zur Einheit verbunden sind. Jede Wissenschaft ist also ein Ganzes oder eine Einheit einzelner Erkenntnisse. Jede Erkenntniß überhaupt wird erzeugt durch die Vereinigung eines gegebenen

Gegenstandes mit dem ihm entsprechenden Begriffe. Diese Vereinigung kann nur durch den Act der Gleichung (Aequation) zu Stande kommen, welcher darinne besteht, daß die Merkmale des Gegenstandes mit denen des Begriffs als zusammentreffend gefunden werden. Z. B. Wenn alle Merkmale eines gegebenen Gegenstandes mit dem Begriffe einer Uhr übereinstimmen, so hat man in diesem Gegenstande die Uhr erkannt. Nun kann man zwar sagen: wenn nun Jemand, etwa ein Kind, oder ein Wilder, noch keinen Begriff von einer Uhr hat, wie kann ein Solcher in einer Uhr die Uhr erkennen? Hierauf antworten wir: er erkennt sie auch nicht, eben weil ihm der Begriff der Uhr mangelt. Es folgt hieraus, daß zu jeder Erkenntniß eines Gegenstandes der ihm entsprechende Begriff erforderlich ist. Wir nennen einen solchen Begriff das Prinzip der Erkenntniß, aus dem Grunde, weil dieser Begriff zur Erkenntniß vorausgesetzt wird. Dagegen nennen wir den dem Begriffe adäquaten Gegenstand die Basis der Erkenntniß, weil der Begriff in dem Gegenstande gleichsam seinen Träger findet. Wie mit der einzelnen Erkenntniß, so ist es auch mit dem Erkenntniß-Ganzen, oder der Wissenschaft, beschaffen. Jede Wissenschaft verlangt ihr Prinzip und ihre Basis. Das Prinzip einer Wissenschaft muß die gesammten Gegenstände derselben in sich, als in einer Einheit, zusammenfassen und gleichsam auflösen, dergestalt, daß die Gesammtheit (Mannichfaltigkeit) dieser Gegenstände von der Einheit des Prinzips erfüllt und durchdrungen ist. So ist, z. B. in der Rechtswissenschaft der gegebene Gegenstand der Staat, und das Prinzip dieser Wissenschaft ist der Allgemeinbegriff, oder die Idee der Persönlichkeit. Diese Idee durchdringt und erfüllt alle Staatsverhältnisse, als die den Staat zusammenfassende und in sich enthaltende Einheit; und ohne diese Idee ist der Staat nicht begreiflich; und ein sich so nennender Staat, welcher dieser Idee nicht entspricht, z. B. ein despotischer Staat, wo Alle der Willkühr Eines oder Mehrerer zum Zwangsdienste un-

terworfen sind, ist keiner, weil in einem solchen Verhältnisse die Idee der Persönlichkeit entweder noch nicht erwacht, oder wieder untergegangen, kurz, nichts geltend ist. Dagegen, je adäquater der Staat der Idee der Persönlichkeit ist, als aus welcher allein die Gesammtheit von Pflichten und Rechten abgeleitet werden kann, desto vollkommner ist der Staat, desto mehr ist die Wirklichkeit mit der Idee ausgeglichen. Die Rechtswissenschaft aber hat ein solches Verhältniß zu entwickeln.

Nach dieser Bestimmung des Begriffs von Prinzip und Basis der Wissenschaft überhaupt sehen wir uns nun nach beiden in der Metaphysik um. Die Basis oder der Gegenstand derselben ist nicht schwer aufzufinden: wir besitzen ihn, erwiesener Maßen, in der Freiheit, denn durch die Freiheit steht der Mensch über dem bloßen Naturwesen. Man kann aber hier sogleich einwerfen, die Freiheit sey ja ein ganz inhaltloser Gegenstand, sie sey nur das Element der Geisterwelt, wie etwa der Raum das der Körperwelt. Jedoch gerade das hier gewählte Beispiel des Raumes spricht für unsere Behauptung: denn der Raum ist der Gegenstand oder die Basis einer sehr bedeutenden Wissenschaft: der Geometrie. Wenn es also nur einen der Freiheit entsprechenden Begriff gäbe, welcher sie, als seinen Gegenstand, umfaßte, erfüllte, und durchdränge, so würde hiemit auch ein Inhalt für die Freiheit gegeben seyn und es würden sich die Merkmale jenes Begriffs in der Freiheit, gleichsam wie in einem Spiegel, reflectiren. Daß jener Begriff zugleich das Prinzip für die Metaphysik, als Freiheitswissenschaft seyn würde, ergiebt sich von selbst. Nun leidet es keinen Zweifel, daß der, der Freiheit entsprechende Begriff, der des Geistes ist: denn es läßt sich nicht läugnen, daß der Begriff der Freiheit in dem des Geistes enthalten ist, weil ein Geist ohne Freiheit undenkbar. Das Prinzip der Metaphysik ist also der Geist, wie die Basis derselben die Freiheit. Den reinen Begriff des Geistes giebt uns die Vernunft, sein Organ. Es fragt sich also

blos, was die Vernunft vom Geiste aussagt, oder welche Merkmale sie uns von demselben giebt. Der Geist kündiget sich an in der Vernunft als das unbedingt oder absolut bestimmende oder fordernde. Dieser fortwährende Act des Forderns ist schon von Alters her unter dem Begriffe des Gebotes oder Gesetzes aufgefaßt worden. Es ist unnöthig, weitläuftig auseinander zu setzen, was dieses Gebot verlangt und wohin es gerichtet ist. Wir kennen es längst als das unserm Willen auferlegte Gebot der Heiligkeit. Nur ein heiliges Wesen kann ein solches Gebot ergehen lassen. Der Geist kündigt sich also an in der Vernunft als heiliges Wesen; oder mit andern Worten: Heiligkeit ist das Merkmal, an welchem wir den Geist erkennen und seinen Begriff für den Gebrauch in unserer Wissenschaft festhalten. Aber was ist Heiligkeit? Wir haben sie früher (S. 119.) wo es uns vergönnt war, diesen Begriff aus der heiligen Schrift zu schöpfen, der vollkommnen Güte, der völligen Selbstentäußerung, der reinen Liebe, gleich gesetzt. Jetzt können wir nur fragen, ob dieß auch der Inhalt des Gebotes ist, welches wir in uns finden. Und hier müssen wir denn allerdings zugestehen, daß das Gebot der Heiligkeit mit dem der Liebe identisch ist, wenn es auch gemeinhin nicht dafür erkannt wird. Nämlich die Heiligkeit kann nur ein Attribut der Freiheit seyn, das heißt, sie kann nur im Willen liegen. Was ist es nun für eine Beschaffenheit, die der Wille hat, wenn er heilig ist? Es ist keine andere, als die seiner Uebereinstimmung oder völligen Gleichheit mit der Idee des Guten, d. h. der Selbstentäusserung, die eben im Gebote gegeben ist. So wie wir ein Selbst seyn wollen, tritt uns das Gebot entgegen und heißt uns dieses Selbst verläugnen. (S. 99. ff.) Indem wir dieses thun, geht uns das Geheimniß des reinen Geistes, die Heiligkeit auf, durch welche das freie, selbständige, unveränderliche Seyn bedingt ist. Man kann demnach das Gebot des Geistes auch füglich das Gebot der Freiheit nennen, eben so wie Gebot der Liebe, weil das freie Seyn

durch Selbstentäußerung bedingt, diese aber, in ihrer Reinheit und Vollkommenheit, die Liebe ist. Wir haben mit dem Begriffe der Liebe, als des Wesens der Heiligkeit, sehr viel gewonnen. Denn wenn uns das Gebot der Heiligkeit mit einer gewissen Scheu, ja Furcht erfüllt, so tritt uns dasselbe Gebot, als Gebot der Liebe, auf das freundlichste entgegen und läßt uns das Wesen des reinen Geistes in uns, im reinsten Lichte erblicken. Durch den Begriff der Liebe wird der Geist gleichsam selbst zu Leben, und das Prinzip der Metaphysik, wiewohl ein wissenschaftliches, ist gleichwohl kein abstractes Prinzip. Die Metaphysik selbst gehört dadurch dem Leben, nämlich dem geistigen Leben an. Und so ist denn auch die Basis dieser Wissenschaft, die Freiheit, durchaus nicht als etwas abstractes, sondern als das Leben des Willens selbst zu betrachten. Es bleibt jetzt nur noch übrig eine Andeutung von dem zu geben, was sich aus der Wechsel-Beziehung dieses Prinzips und dieser Basis entwickeln läßt, oder mit andern Worten, eine Uebersicht des Inhalts der Metaphysik zu geben.

§. 5.

Inhalt der Metaphysik.

Es ist im Vorhergehenden (§. 2.) angedeutet worden, daß sich die Metaphysik zwar nicht, über ihre Grenzen hinaus, anmaßen darf, Theologie zu werden; aber dieses ist ihr (§. 3.) zugeschrieben worden, daß sie sich zu einem Organ der göttlichen Offenbarung eignet, wie dieselbe in der heiligen Schrift niedergelegt und aufbewahrt ist. Damit sie dieses aber seyn oder werden könne, muß sie sich selbst erst als reine Wissenschaft in ihrem Gebiete begründen und gestalten. Es ergiebt sich hieraus, daß die Metaphysik in zwei Theile, in einen reinen, und in einen angewandten, zerfällt; wie dieß auch bei der Mathematik der Fall ist. Es ist nun der Inhalt beider Theile in ihrer Aufeinanderfolge anzugeben. Zunächst hat sich die Metaphysik in ihrem ersten Theile selbst

zu begründen, das heißt: sie hat ihr Prinzip und ihre Basis aufzustellen; ein Geschäft, welches wir so eben (§. 4.) in seinen ersten Elementen angedeutet haben. Hierauf hat sie das besondere Wesen beider Elemente, des Geistes sowohl als der Freiheit, näher zu bestimmen; aus welcher näheren Bestimmung das Resultat hervorgeht, daß der Geist, als das Unbedingte und unbedingt Bestimmende, an nichts als an sich selbst, die Freiheit aber, als solche, und wiefern sie nicht Attribut des Geistes ist, an der Persönlichkeit haftet. Hieraus geht nun das Verhältniß zwischen dem reinen Geiste und der Person hervor, daß die Person, wiewohl frei, dennoch in so weit vom Geiste abhängig ist, als sie ihre Freiheit nur in Beziehung auf den Geist und sein Gesetz besitzt. Hierauf gründet sich nun ein doppeltes mögliches Verhältniß. Entweder nämlich die Person fügt sich dem Gesetze des Geistes, indem sie sich rein nach diesem Gesetze selbst bestimmt; oder: sie sagt sich von diesem Gesetze los; was allerdings auch mit reiner Selbstbestimmung (frei) geschieht, was aber, um geschehen zu können, nöthig macht, daß sie sich gegen jenes Gesetz bestimme. Die Entwickelung beider Wege, von ihrem Ausgangs-Puncte bis zu ihrem End-Puncte, giebt als Resultat eine doppelte Theorie. Nämlich die Beschreibung des gesetzlichen Weges stellt die Theorie des Guten (Heiligen) auf, welche zur Grundlage der Ethik wird.*) Sodann die Beschreibung des widergesetzlichen Weges entwickelt die Theorie des Bösen, welche die Grundlage der Strafrechtswissenschaft wird. **)

*) Ein Werk, aus diesem Prinzip deducirt, würde den Titel haben: die Theorie des Guten in ihrer Anwendung auf das persönliche Leben, oder Grundzüge der Ethik.

**) Der Verf. hat die Entwickelung der Theorie des Bösen bereits in seiner Criminalpsychologie gegeben, unter dem Titel: Grundzüge der Criminalpsychologie, oder, die Theorie des Bösen in ihrer Anwendung auf die Criminalrechtspflege. Berlin, bei Dümmler, 1832.

Beide Theorien sind die letzten Enden oder Ausgangspuncte der reinen Metaphysik. Was nun zweitens die angewandte Metaphysik betrifft, so hat auch sie sich zunächst selbst zu begründen; welches dadurch geschieht, daß gezeigt wird, die reine Metaphysik, als etwas ausschlüßlich Subjectives, postulirte einen objectiven Haltpunct. Von diesem ist zu erweisen, erstlich, daß er nothwendig etwas von außen Gegebenes seyn muß; zweitens, daß dieses äußerlich Gegebene nichts Natürliches, sondern etwas Uebernatürliches, ein Geistiges, seyn muß, welches, weil sich der Geist, als solcher, in seiner Heiligkeit, nur in der Zeit offenbaren kann, in welcher allein es der Freiheit möglich ist, handelnd, d. h. als Wille, zu erscheinen, nothwendig der Geschichte angehört, demnach eine geschichtliche Offenbarung des reinen Geistes (Offenbarung der göttlichen Liebe) seyn muß. Findet nun die reine Metaphysik eine solche Offenbarung in der Geschichte, hinlänglich durch historische Zeugnisse documentirt — und hier tritt ihr ohne Widerrede die heilige Schrift entgegen — so findet sie hier auch den gesuchten objectiven Haltpunct und gestaltet sich nun an diesem zur metaphysischen Hermeneutik und füllt solchergestalt eine Lücke aus, welche die Theologie in ihrer Hermeneutik bis jetzt schmerzlich empfinden mußte, und aus welcher ihr großer Schaden erwachsen ist, den allein die metaphysische Hermeneutik beseitigen kann. Es thut sich aber in der heiligen Schrift ein weites Feld für die metaphysische Hermeneutik auf, und zwar sowohl für die Theorie des Guten, als für die Theorie des Bösen. Die erste findet ihre Gegenstände in der Lehre von Gott und seiner uranfänglichen Offenbarung bis zur Erscheinung des Weltheilandes und der Verkündigung seines Evangeliums. Diese Lehre aber selbst kann nicht verstanden, begriffen und in ihrer göttlichen Wahrheit erkannt werden, ohne den Gegensatz, der in der göttlichen Offenbarung selbst aufgestellt ist, nämlich den des dem Guten widerstrebenden Bösen. Für die Anerkennung dieses, und seines Prinzips, — welches der Schlüssel zur Erlösungslehre und überhaupt zur gesammten göttlichen Offenbarung ist, — findet die Metaphysik in ihrer eignen Theorie des Bösen das dringendste Bedürfniß, und in dieser Anerkennung ihre vollkommene Befriedigung. Und so wird erst hieraus vollständig klar, warum die Bibel, ohne Anerkennung des bösen Prinzips, gar nicht verstanden und als wahrhaftige Kunde der göttlichen Offenbarung gewürdiget werden kann.

Zweites Kapitel.

Die Lüge als Gegenstand der Metaphysik.

§. 1.

Rückblick auf das Wesen der Lüge.

Ehe wir eine Metaphysik der Lüge auszuführen, oder auch nur in ihren Grundzügen anzudeuten, unternehmen können, müssen wir vor allen Dingen darüber mit uns einig seyn, ob auch die Lüge wirklich ein Gegenstand der Metaphysik ist, oder seyn kann. Zu diesem Ende müssen wir uns zunächst das zurückrufen, was früher (S. 151. ff.) über das Wesen der Lüge beigebracht worden ist. Alles was wir Wesen nennen, ist ein Inneres, welches der Grund, oder gleichsam der Träger, des Aeusseren, des Erscheinenden ist. So z. B. wenn wir von dem Wesen der Dinge überhaupt reden, denken wir uns ein Inneres, was den Erscheinungen der Dinge zum Grunde liegt, und dieselben hält und trägt. Nun ist auch die Lüge, auf ihre Weise, eine Erscheinung. Auch ihr müssen wir also ein Inneres, ein Wesen zum Grunde legen, durch welches die Lüge bedingt ist, und was sie eben zur Lüge macht. Dieses Innere kann nun nirgends anders als im persönlichen Wesen des Menschen aufgesucht werden: denn es versteht sich, daß hier nur von menschlicher Lüge die Rede ist, und daß die Frage, ob es auch andere, der Lüge fähige Wesen geben könne, vor der Hand noch ganz bei Seite gelassen wird. Nun ist (a. a. O.) gezeigt worden, daß die Lüge nichts nothwendiges im Menschen ist, und daß ihr Grund und Ursprung, ihr eigentliches Wesen selbst, nur in der menschlichen Freiheit, d. h. im Willen gesucht werden kann; jedoch, wie ebenfalls gezeigt worden, nicht in diesem allein, sondern auch in dem zweiten Elemente seiner Persönlichkeit: im denkenden Wesen. Was nun zuerst den Willen betrifft, so ist, weil die Lüge der Wahrheit entgegenstrebt, und weil die Wahrheit und das Gute unzertrennlich mit einander verbunden sind, der Wille, welcher die Lüge erzeugt, kein guter, sondern ein böser Wille, und zwar böse sowohl seinem Grunde, als seinem Zwecke nach. Nämlich die Lüge hat immer in der Selbstigkeit ihren Grund und der selbstische Wille ist der eigentlich böse Wille. Aber auch der Zweck der Lüge ist böse: denn es ist ebenfalls ein selbstischer Zweck. Inzwischen jeder Zweck gehört dem Verstande, als dem Vermögen der Zwecke an; und so ergiebt sich, wie die Lüge zu ihrer Begründung eben so sehr des Verstandes, als des Willens bedarf. Wozu vereinigen sich nun in der Lüge Verstand und Wille? zu zweierlei: zum Abfall von der Wahrheit und zur bösen That. Auch dieses ist am genannten Orte zur Gnüge auseinander gesetzt worden. Nämlich die Lüge kann weder Statt finden ohne daß sie sich der Wahrheit entgegenstellt: denn hierauf beruht ihr eigentliches Wesen; noch kann sie Statt finden ohne die Absicht der Täuschung und des Betrugs, um irgend einen selbstischen Zweck zu erreichen. Und hierauf beruht ihr Wirken. Denn einen Willen ohne Wirken zu denken ist ein Widerspruch; ein Wirken aber auf Andere, (denn für sich selbst lügt Niemand,) um sie zu berücken, ist eine böse That; und wenn die Lüge auch nur mit einem einzigen Worte ausgesprochen würde. Alles dieses, wenn es noch eines Beweises bedürfte, ist am obigen Orte hinreichend dargethan. Und somit sind wir aufs neue und hinreichend dem Wesen der Lüge nahe getreten,

um den Inbegriff desselben zu fernerer Untersuchung zu benutzen.

§. 2.

Räthsel des Ursprungs der Lüge.

Wenn wir vor der Hand die Erklärung abweisen müssen, die wir ebenfalls früherhin (S. 136. ff.) von der Geburt der Lüge gegeben haben, nämlich daß die Lüge durch eine Einflüsterung, durch eine Verführung vom Urheber des Bösen, vom Erfinder der Lüge, im Menschen erzeugt worden sey; — eine Erklärung, welche wir freilich späterhin genöthiget seyn werden, wieder aufzunehmen; — so gerathen wir in eine Verlegenheit, aus welcher uns die Psychologie und die gesammte Anthropologie, ja die ganze Naturwissenschaft, nicht herauszuhelfen vermag. Kein Wesen in der Natur lügt, außer der Mensch. Der treue Schüler seines großen Meisters Linné, der um die cryptogamischen Pflanzen so hoch verdiente Hedwig, pflegte zu sagen, wenn er sich lange, betrachtend, in den Wundern seiner Welt verloren hatte: „Natur ist Wahrheit." Ja, Himmel und Erde erzählen die Ehre des Schöpfers, welcher die Wahrheit selbst ist. Wie fällt nur der Mensch, dieses edelste, ausgezeichnetste Wesen, in die Lüge! Wie kommt er nur dahin, von der Wahrheit abtrünnig zu werden! Die grünende, blühende, fruchterzeugende Erde, der gestirnte Himmel, jeder Grashalm, jedes Insect, alle Lebendigen der Erde, bleiben, ein Jedes auf seine Weise, der ihm eingebornen Natur und Bestimmung treu, verleugnen ihr Wesen nicht, zeigen sich immer als dasselbe: nur der Mensch zeigt sich als ein Anderer, als er ist; nimmt eine Maske vor, und lügt. Sollte denn die Kraft des Schöpfers gerade an der Stätte, wo er seinem Geiste, dem Geiste der Wahrheit, ein eigenes Heiligthum schuf, ihre Macht und Wirksamkeit verloren, sollte sie nicht ausgereicht haben, um auch den Menschen, und ihn ganz vorzüglich, zum Zeugen der göttlichen Wahrheit zu machen? Nein! im Tempel unseres Innern hat der Geist der Wahrheit seinen Thron errichtet; unser Bewußtseyn, das höchste Wunder der Schöpfung, der Abdruck des göttlichen Geistes, verkündiget laut das Gesetz der Wahrheit und des Rechts, und der Geist, der in uns ist, zeugt von dem Geiste über uns auf das untrüglichste und gewisseste, und wird daher mit Recht das Gewissen genannt. Wie unser lebendiger Leib mit unbegreiflicher Weisheit eingerichtet ist, der Träger eines höheren, inneren Lebens zu seyn, wie der Besitzer dieses Lebens, das menschliche Ich, in seiner Dreieinigkeit von Gemüth, Verstand und Willen, das Ebenbild der in Kraft, Licht, und Liebe dreieinigen Gottheit ist: so ist unsere Bestimmung offenbar, in unserm Denken, Wollen, und Fühlen, des Geistes Gottes voll, und durch ihn heilig und selig zu seyn. „Wisset ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seyd? daß der Geist Gottes in euch wohnet?" Und diesen Tempel der Wahrheit schänden wir durch die Lüge, und dem Geiste der Wahrheit, der in uns wohnt, treten wir frech mit Verläugnung entgegen! Noch einmal: hat Gottes Macht nicht ausgereicht, sein Ziel an uns zu erreichen? Ist der große Künstler an seinem Meisterstücke gescheitert? Dieser Gedanke ist empörend, wir müssen ihn verbannen, oder unsere Vernunft Lügen strafen. Und gleichwohl sollte man meinen, müssen wir, wo nicht zur Lüge geradezu eingerichtet seyn, doch wenigstens die Fähigkeit zur Lüge besitzen: denn wie könnten wir sonst lügen? wie könnte Einer reden, wenn er nicht die Fähigkeit zur Sprache besäße? „Aber — kann man wieder sagen — es ist mit der Lüge wohl so schlimm nicht, als einige finstere Rigoristen dafür halten, die alles durch die schwarze Brille ansehen. Man gehe doch auf den ersten Ursprung der Lüge zurück! Ist nicht die erste Lüge ein Kind der Scheu, der Furcht, der Angst? Ist nicht die Lüge überhaupt das Erzeugniß der Schwäche, der Hülflosigkeit? Wer stark und kräftig ist und sich auf sich verlassen kann, bedarf der Lüge nicht und lügt auch nicht! nur wer sich in seiner Noth nicht zu helfen weiß, verfällt auf die Lüge: denn er hat keinen

andern Schutz, keine anderen Waffen. Die Lüge ist also nur ein Zeichen und Zeuge der menschlichen Gebrechlichkeit, die sich noch auf so manche andere Weise kund thut, die wir nicht einmal tadeln, geschweige denn verdammen. Wer tadelt einen Lahmen, wenn er sich der Krücke bedient? Und die Lüge ist eine solche Krücke: sie hilft dem armen Verlegenen, der auf andere Weise nicht fortkommen kann, wie eine Krücke, übel und böse fort; denn der Gang an dieser ist auch nicht der beste. Seyd also zufrieden, die ihr der Lüge nicht bedürft; und laßt dem Schwachen seine Stütze, ohne über ihn Ach und Wehe zu schreien." So findet alles in der Welt seine Apologie und seine Apologeten. Wenigstens hat es der sogenannten Nothlüge nie an solchen gefehlt. Entweder aber wir haben unsern Zweck mit dem ersten Theile dieses Werks gänzlich verfehlt, und unsere Psychologie der Lüge ist leeres Geschwätz; oder die Lüge ist das, als was wir sie dort aufgestellt haben: eine Entartung und eine Schande des Vernunftwesens, welches Mensch heißt. Wir dürfen, um dieß zu finden und klar wie den Tag zu erkennen, nur nicht bei der ersten Entwickelung der Lüge aus ihrem Keime stehen bleiben; wie in obiger Apologie der Lüge geschah. Auch der Giftbaum tödtet noch nicht, wenn seine ersten Blättchen die Hüllen des Saamenkorns durchbrechen. Aber lasset die Lüge wachsen, lasset sie reifen, lasset sie den ganzen Menschen durchdringen und alle Wahrheit in ihm mit ihrem Gifthauche zerstören: dann werde sie der Gegenstand eurer Prüfung, eures Urtheils! Und wenn ihr sie dann nicht in ihrer ganzen Scheußlichkeit erblickt, wie durch sie das göttliche Ebenbild im Menschen verzerrt und zerrissen wird: dann muß das Auge eures Geistes erblindet seyn, oder ihr selbst müßt die Wahrheit verläugnen. Nein! die Lüge bleibt ein moralischer, ein geistiger Auswuchs des Menschen, den er selbst verschuldet: denn „es ist dir gesagt, o Mensch, was gut ist und was der Herr dein Gott von dir fordert." Es ist einem Jeden in das Gewissen geschrieben, daß die Lüge

eine Verletzung der Wahrheit, eine Verletzung des Heiligen ist; und Jeder wird von seinem Gewissen für jede Lüge gezüchtiget, so lange er noch das Gewissen hört. Da uns nun weder die Natur, noch der göttliche Geist, noch auch unsere eigene Einrichtung und Bestimmung zum Abfall von der Wahrheit verleitet, und da der Abfall von der Wahrheit ein Abfall vom Schöpfer selbst ist: wie kommt der Mensch dazu, diesen Abfall zu begehen und dadurch, daß er ein Feind Gottes wird, sein eigener Feind zu werden, und die Stimme des Geistes in sich, wie eine Geißel, gegen sich zu wenden? Man betrachte nur, was dazu gehört, die Wahrheit wissentlich und willig zu verläugnen. Es gehört dazu nichts mehr noch weniger, als ein sich Auflehnen gegen das eigene Bewußtseyn, gegen das strafende Gewissen, gegen das Gefühl der Selbstentwürdigung, ja der Selbstverdammung. Was ist es denn, das den Menschen treibt, solche große Opfer zu bringen? Man kann sagen: es ist Vortheil mancher Art, den die Lüge zu gewähren, und Nachtheil mancher Art, den sie abzuwenden verspricht. Aber wer kann auf dieses Versprechen rechnen? denn wie oft erfüllt die Lüge nicht, was sie verspricht! Jeder Lügner muß die Entdeckung seiner Lüge fürchten; und erfolgt diese — und wie leicht erfolgt sie! — so wartet nur Vereitelung seiner Pläne, Verlust des Vertrauens, so warten nur Schande und Verachtung und Kränkungen aller Art auf ihn. Kurz, die alltäglichste Erfahrung, die gemeinste Klugheit sollte schon von der Lüge abrathen. Und so ist ein solches Eingehen in die Lüge, ein solches sich Verstricken in ihren Geweben, psychologisch und überhaupt anthropologisch, nicht zu erklären. Die Lüge steht da als ein Widerspruch mit unserer ganzen Natur. Der Mensch, welcher, wie die Planeten an ihre Sonne, durch eine Art von Gravitationsgesetz an die Wahrheit gekettet ist, reißt sich von diesem Lebensbande los, als ob es ihm Unheil brächte, mit der Wahrheit im Bunde zu seyn: wiewohl ihm das Unheil auf dem Fuße folgt, sobald er sich losgerissen hat. Welcher

Widerspruch! welche Verkehrtheit! Noch kann man sagen, um diese Verkehrtheit zu erklären, wo nicht gar zu rechtfertigen: „Ja, der Mensch ist einmal ein freies Wesen; so kann er dann wählen, was er will, wenn auch zu seinem Nachtheil. Warum hat ihn der Schöpfer frei geschaffen!" Diese Blasphemie des Schöpfers hat ihren Grund in der Unkunde des Wesens und der Bestimmung der menschlichen Freiheit. Der Mensch ist frei, weil nur der Freie dem Gebot des Geistes gehorchen kann, und weil er nur durch diesen Gehorsam im Reiche des Geistes leben und selig seyn kann. Der Mensch ist frei, nicht um zu thun, was er will, sondern, was er soll. Daß ihm lediglich hiezu die Freiheit gegeben ist, daran mahnt ihn Vernunft und Gewissen jeden Augenblick. Er kann sich also nicht entschuldigen, wenn er seine Freiheit mißbraucht, sondern er muß sich sogar in diesem Falle selbst verdammen; was auch unausbleiblich geschieht. Also auch aus der menschlichen Freiheit läßt sich der Abfall von der Wahrheit, der innere Charakter der Lüge, nicht erklären, noch weit weniger aber rechtfertigen. Und so ist und bleibt denn die Lüge nicht sowohl ein Naturräthsel, denn die Natur hat mit der Lüge nichts zu thun, — als vielmehr ein psychologisches und anthropologisches, oder wenn man will, ein ethisches; wiewohl gerade seine moralische Natur den Menschen zum Menschen stempelt. Es fragt sich nun: ist dieses Räthsel überhaupt unauflösbar? oder giebt es neben der Psychologie und Anthropologie noch eine andere Wissenschaft, vor deren Forum diese Aufgabe gehört? Allem oben Besagten zu Folge kann und muß uns die Metaphysik, wo nicht Aufschluß geben, doch wenigstens den Weg zeigen, auf welchem wir Aufschluß erhalten können; außerdem haben wir gar keinen zu erwarten und wir bleiben in Widersprüchen ohne Ende verwickelt. Doch es ist nicht überflüssig, nochmals uns zu vergegenwärtigen, was uns denn berechtiget, die Metaphysik hier zu Rathe zu ziehen.

§. 3.

Metaphysik, der Schlüssel zum Räthsel der Lüge.

Weder Psychologie noch Anthropologie sind fähig, in die Tiefe zu dringen, in welcher der Ursprung der Lüge vergraben liegt. Die Anthropologie faßt den lebendigen Menschen auf, wie er ist; die Psychologie wirft ihren Blick lediglich auf das Seelenwesen in seinen verschiedenen Beziehungen. Beide haben es mit dem Vorhandenen und Gegebenen am Menschen zu thun, aber beide gehen nicht über die Grenze des Gegebenen zu seinem ersten Grunde hinaus. Wenn nun gleich die Metaphysik nicht ist, wofür man sie sonst gehalten und ausgegeben hat, nämlich die Wissenschaft vom Grunde der Dinge: so fordert sie wenigstens in ihrem Gebiete, dem Gebiete des Geistes und der Freiheit, für ihre subjetiven Resultate einen objectiven Haltpunkt, welcher, wenn er gefunden ist, der Metaphysik auf die Fragen, die sie selbst nicht lösen kann, die gnügendste Antwort giebt. Indem uns die Metaphysik eine Theorie des Bösen, wie des Guten, aufstellt, vermag sie doch nicht aus ihrer subjectiven Sphäre herauszutreten, und ihr mangelt eben so sehr ein objectiver Grund des Bösen, wie des Guten. Kant hat dieß sehr wohl eingesehen und ist deshalb genöthiget gewesen, da, wo er selbst metaphysicirt, auf halbem Wege, nämlich blos bei den inneren Thatsachen des Bewußtseyns stehen zu bleiben. Er gelangt nämlich, in der Begründung der Theorie des Guten nicht weiter als bis zum kategorischen Imperativ, und bis zum bloßen Postulat eines objectiven Grundes für denselben d. h. bis zum Postulat einer Gottheit. Auf der entgegengesetzten Seite, in der Begründung der Theorie des Bösen gelangt er ebenfalls nicht weiter, als bis zum radicalen Bösen, von dem uns das Bewußtseyn gleichfalls Zeugniß giebt. Hier bleibt er aber stehen und vermeidet mit einer gewissen Scheu auch für das Böse das Postulat eines objectiven Grundes aufzustellen. Ein consequentes Verfahren hätte ihn

auch dieses Postulat aufgenöthiget. Es hätte ihn vielleicht auch weiter geführt: es hätte ihn vielleicht zu der Quelle getrieben, aus welcher allein der objective Grund des Bösen wie des Guten geschöpft werden kann: zur göttlich-geschichtlichen Offenbarung. Und wie stand der tiefsinnige Forscher ihr schon so nahe, indem er für den objectiven Grund des kategorischen Imperativs den Glauben forderte! Man hat ihm dieses zum Vorwurfe gemacht; und er verdient einen Vorwurf, aber nicht weil er den Glauben fordert, sondern weil er den Umfang seiner Forderung nicht ermessen hat. Allerdings ist mit einem blos subjectiven Glauben nichts gewonnen: er ist nur ein leeres Surrogat für die Erkenntniß. Aber schon die empirische Psychologie lehrt uns den Glauben auf eine ganz andere Weise in der täglichen Erfahrung kennen: sie zeigt ihn uns als eine Eigenschaft und Affection des Herzens, als Herzens-Vertrauen, wie dieses im Kinde, im Freunde, im Liebenden erscheint, kurz, als das Band der Herzen, und nicht blos der Herzen, sondern auch der Geister. Treibt nun der kategorische Imperativ zum Glauben, so ist dieß auf jeden Fall der Glaube an einen objectiven Grund desselben, d. h. an einen Gott. Dieser Gott aber kann und darf kein Gedankending, keine Idee, es muß ein wirklicher, ein gegebener Gegenstand seyn, ja ein Gegenstand, der sich selbst giebt, sich selbst offenbart, da er ja als der Urheber des kategorischen Imperativs gedacht werden muß, als der Quell alles Guten, als der gute Geist. Es durfte nur noch gefragt werden: giebt es eine Sphäre, ein Medium, für eine solche Offenbarung und für die Erkenntniß derselben? Es ist gezeigt worden, daß die Geschichte eine solche Sphäre, ein solches Medium ist, ja das einzige Denkbare für das Wirken des Geistes auf den Geist. Denn wenn schon alles, was der Mensch thut, der Geschichte anheim fällt: wie sollte, was Gott thut, nicht ebenfalls der Geschichte angehören? Die Metaphysik wird also, wie wir erwiesen haben, nach einer göttlich-geschichtlichen Offenbarung hingedrängt; und nun, sich nicht nach dieser umzusehen, ja vielmehr die Augen gegen sie zu verschließen, verdient allerdings einen Vorwurf. Wir, unserer Seits, lassen uns diesen Vorwurf nicht zu Schulden kommen, und werden reichlich dafür belohnt. Denn die Ausbeute, die wir aus der göttlichen Offenbarung erhalten, umfaßt nicht blos den Grund des absolut Guten, sondern auch den des absolut Bösen. Wenn nun die Metaphysik eine Theorie des Bösen entwickelt, so muß in dieser die Lüge nothwendig auch ihre Stelle finden: denn die Lüge und das Böse stehen in demselben strengen Zusammenhange, wie die Wahrheit und das Gute. Giebt uns nun die göttliche Offenbarung über das objective Prinzip des Guten und der Wahrheit Aufschluß, warum sollte sie uns nicht auch Aufschluß über das objective Prinzip des Bösen und der Lüge geben? Viele angebliche Verehrer der göttlichen Offenbarung läugnen dieß zwar, weil sie überhaupt nichts vom Bösen und einem Prinzip des Bösen wissen wollen: aber sie müßten diese Offenbarung und ihr schriftliches Document in zwei Stücke zerreißen und nur Eines derselben gelten lassen, ja, sie müßten auf das Verständniß und die Anerkennung sogar der einen Hälfte, die nur vom Guten zeugt, Verzicht thun, weil dieses Gute eben die Bekämpfung und Ueberwindung des Bösen zum Gegenstande hat, das heißt, sie müßten geradezu die göttliche Offenbarung aufgeben, wenn sie auf ihrer Meinung beharren wollten. Wie demnach die Lüge ein Gegenstand der Metaphysik ist, weil das Böse ein Gegenstand derselben ist, und wie folglich das objective Prinzip des Bösen eben so ein Postulat der Metaphysik seyn muß, wie das objective Prinzip des Guten; so ist es eine nothwendige Folge des Gegensatzes beider Prinzipien, daß, wo über das eine Aufschluß gegeben wird, auch das Andere seinen Aufschluß erhalten werde. Nun kann man zwar sagen: das Prinzip des Guten hat ursprünglich keinen Gegensatz, indem das Gute sonst nicht vollkommen wäre. Und man hat hierinne auch ganz Recht. Allein im menschlichen Bewußtseyn,

und in der Metaphysik ist dieser Gegensatz ursprünglich gegeben, er verlangt also seine Reduction auf zwei entgegengesetzte Prinzipien, gesetzt auch, daß, in der objectiven Geisteswelt, das Eine sich nicht als Prinzip behaupten könnte, sondern das Prinzipat nur usurpirte; woraus dann die Metaphysik ihre vollendetste Befriedigung schöpfen würde, da sie eben in diesem Gegensatze einen Widerspruch findet, der sich aber in ihrem Gebiete nicht auflösen läßt, und sie daher um so mehr treibt, diese Auflösung in einer höheren Sphäre, in der der Offenbarung zu suchen. Und wie mit dem Bösen überhaupt, so auch mit der Lüge: denn auch im objectiven Prinzip der Wahrheit läßt sich ursprünglich kein Gegensatz denken, wiewohl er im subjectiven Bewußtseyn gegeben ist und also auch der Auflösung bedarf.

§. 4.

Stellung der Aufgabe.

Die Metaphysik gelangt also in ihrer Theorie des Bösen in welcher die Lüge ein wesentlicher Gegenstand ist, auf einen Punct, oder vielmehr, sie geht von diesem Puncte aus, welcher eben kein anderer ist, als das Prinzip, oder der Grund, des Bösen und der Lüge. Denn sie findet beides, das Böse und die Lüge, als Thatsächliches im Bewußtseyn. Alles Thatsächliche aber muß seinen bestimmten Ursprung haben, der sich aber, zum Heil der Menschheit, im Bewußtseyn nicht nachweisen läßt. Der Mensch ist sich keines ursprünglichen Abfalls von Gott bewußt. Er ist sich nur bewußt, daß er der Verführung zum Abfalle nachgiebt, wenn er Böses thut, und folglich auch, wenn er lügt. Man kann vom Menschen nicht sagen, wie dort geschrieben steht, daß er „ein Lügner vom Anfang an" sey. Im Gegentheil ist sich der Mensch bewußt, daß, wenn er Böses thut und wenn er lügt, er sich von einem Bande losreißt, welches ihn ursprünglich an das Gute und an die Wahrheit kettet. Also, und mit einem Worte: der Mensch giebt sich nicht den ursprünglichen, den ersten Impuls zum Bösen und zur Lüge, oder auch: er ist nicht selbst der Schöpfer des Bösen und der Lüge, oder was dasselbe ist: der Feind, der Verderber und Zerstörer des Guten und der Wahrheit. Um so mehr ist der Forscher genöthiget, nach diesem Urheber zu fragen, gerade so, wie es ihn drängt, den Urheber des Guten aufzusuchen. Allein die Ausdrücke: Urheber, Schöpfer, sind ja doch in der Metaphysik nur metaphorisch zu verstehen; es ist ja hier weder von einer handelnden Person, noch von einem wirkenden Geiste die Rede, sondern blos von einem, im Gebiete des Erkenntnißvermögens liegenden Erklärungsprinzip oder zureichenden Grunde. So scheint es auf den ersten Blick. Jedoch, genauer betrachtet, lautet die Aufgabe dennoch anders. Nämlich, wenn gleich die Metaphysik sich über das Gebiet, nicht blos der äußeren, sondern auch der inneren, Erscheinungswelt erhebt, wenn gleich ihr ganzes Geschäft eine freie wissenschaftliche Construction (der Verhältnisse des Geistes und der Freiheit) ist: so sieht sie sich doch genöthiget, nach vollendetem Geschäft, von ihrer Höhe wieder in die innere Erscheinungswelt, in die Welt des Erfahrungs-Bewußtseyns, herabzusteigen, um ihre Wahrheit gleichsam an dieser zu messen und das Dunkel derselben durch ihr eigenes Licht aufzuhellen. Allein sie wird bald gewahr, daß ihr Licht zur Erhellung dieses Dunkels nicht ausreicht, eben weil sie hier denselben Mangel objectiver Prinzipien erblickt, der sie selbst drückt. Sie findet den Menschen, wie schon gesagt, als nicht Selbst-Urheber des Bösen und der Lüge, und kann ihm gleichwohl nicht sagen, wer es sey. Dieses „Wer" giebt dem Postulat der Metaphysik selbst, welches ihr im allgemeinen nur als das eines objectiven Prinzips erschien, einen neuen Gehalt und eine neue Bedeutung. Die Metaphysik selbst, in den Umfang der Persönlichkeit eingeschlossen, sieht sich nun genöthiget, das Prinzip des Bösen und der Lüge nicht von der Persönlichkeit oder Geistigkeit zu trennen: denn dieses Prinzip, welches

nothwendig ein geistiges seyn muß, in der Materie, oder Ungeistigkeit, zu suchen, kann ihr nicht einkommen. Und so kann sie nicht umhin, ihr Postulat selbst anders auszusprechen, und die Aufgabe zur Lösung anders zu stellen, nämlich zur Frage: Wer, (da es der Mensch nicht ist, und das reingeistige Prinzip im Menschen auch nicht,) Wer ist der persönliche oder geistige Urheber des Bösen und der Lüge? Wir brauchen nicht hinzuzufügen, daß, wenn nur erst der Geist des Bösen constatirt ist, in ihm sich auch der Urheber der Lüge offenbaren muß.

Drittes Kapitel.

Der Geist des Bösen.

§. 1.

Präliminarien.

Ehe wir an die Lösung der vorgenannten Aufgabe gehen, müssen wir uns mit den Lesern dieses und des folgenden Kapitels — wenn wir deren haben — möglichst zu verständigen suchen. Es ist viel gewagt, wenn man in unsern Tagen, bei unserer Aufklärung, den schon längst des Landes verwiesenen Geist des Bösen und der Lüge wieder in Erinnerung bringt. Ein spöttisches Lachen, oder ein mitleidiges, oder auch wohl verächtliches Achselzucken, oder gar ein bedenkliches Kopfschütteln, welches einen Zweifel am gesunden Verstande des Sprechers andeutet, ist die sicher zu erwartende Folge eines solchen Wagnisses. Leute, die über die sogenannte positive Religion hinaus sind, halten den Gedanken, oder vielmehr die Chimäre von einem Schreckbild, das kurzweg der Teufel heißt, für das Unsinnigste, was jemals in den Kopf alberner und abergläubischer Menschen gekommen ist. Aber auch ein großer Theil von denen, welche einer göttlichen Offenbarung huldigen, will mit dem Teufel nichts zu thun haben. Die Idee eines solchen Wesens gilt ihnen für die Ausgeburt finsterer Zeiten; und wiefern sich sogar in der Bibel Spuren davon finden, werden diese als

der Aus- und Ein-fluß fremder, namentlich persischer Religionsdogmen in die Vorstellungen und Schriften der Juden aus den Zeiten ihrer Exile angesehen. „Die reine Lehre von Gott, sagen sie, wie sie Christus vortrug, weiß nichts vom Teufel. Und wenn sich Christus zu den Vorurtheilen seiner Zeitgenossen schonend herabließ, so war doch aus seinem hellen Geiste, aus seiner liebenden Seele, die in Gott nur den Gott der Liebe erkannte, das Wahnbild eines Teufels ganz verdrängt. Wo er ja ernstlich von einem solchen Dämon zu reden scheint, da muß man diesen Ausdruck, wie so viele andere seiner Ausdrücke, für bildliche Bezeichnung der sittlichen Verdorbenheit und Ausartung überhaupt auffassen und erklären." Nun, wir wollen jetzt nicht mit ihnen darüber rechten; es wird sich weiterhin Gelegenheit finden, über diesen Punct zu sprechen. Wir haben es vor der Hand nur mit den Invectiven gegen Diejenigen zu thun, denen die Idee eines bösen Geistes, welcher der Vater der Lüge ist, nicht geradezu als etwas absurdes erscheint. Allein eben diese Ansicht und Aeusserung ist den Freunden sogenannter Aufklärung das sicherste Zeichen des Obscurantismus, Mysticismus, Pietismus, und wie diese Ehrentitel weiter heißen, kurz, das Zeichen eines verschrobenen und phantastischen Kopfs. Sollen wir aber diese Herren erinnern, daß die Frage über den Ursprung des Bösen sehr viele große und philosophische Köpfe von alten Zeiten her angelegentlichst beschäftiget hat? und noch mehr, daß, trotz ihrer Forschungen, dieser Gegenstand noch immer in ein tiefes Dunkel gehüllt ist? Man kann es sich leicht machen: man kann die Existenz des Bösen geradezu wegläugnen, man kann mit Pope*) und Hegel sagen: was da nur ist, ist gut. Soll man sich aber mehr über die Anmaßung oder über die Kurzsichtigkeit bei dieser Behauptung verwundern? Wo ist der Mensch, der das Reich

*) „Whatever is, is right". Pope.

des Seyns überschaut? und welches Recht hat er, über das, was er nicht kennt, abzuurtheilen? Nicht einmal der Ameisenhaufen, den wir die Erde nennen, ist uns genau bekannt, geschweige denn das Heer der Sterne, und was auf ihnen geschieht. Was aber auf der Erde geschieht, was Menschen thun und leiden, dieß ist es allenfalls, was einiger Maßen zu unserer Kunde gelangt. Und davon taugt Vieles sehr wenig, und Vieles ist ganz schlecht; schlecht nämlich im moralischen Sinne, was von Alters her böse heißt. Wie wird nicht über die Bosheit der Menschen in der heiligen Schrift altes und neues Testaments geklagt! Kommen diese Klagen von milzsüchtigen, vorurtheilsvollen, oder gar hämischen Menschen? kommen sie von solchen, die nicht wissen, was gut und heilig ist? Nein! der Vorwurf der Kurzsichtigkeit trifft die, welche gar nichts Böses am Menschen sehen, nur Schwächen an ihm erkennen, nur natürliche, ja, unvermeidliche Verirrungen eines sinnlich-vernünftigen Wesens. Man sieht an ihrem Urtheile, daß das Heilige, und der Maßstab des Heiligen, aus ihrer Seeele verschwunden ist, jener Maßstab, den die heiligen Scribenten überall an den Menschen legen, weil sie es, selbst vom Heiligen durchdrungen, thun müssen, weil sie Herolde, Werkzeuge des allein Heiligen sind, die Sünder zur Buße zu rufen und zur Umkehrung von ihrem bösen Wandel. Und wer sind diese Sünder? die Menschen sammt und sonders, denen der heilige Gott Gnade vor Recht angedeihen lassen will. Aber welche Worte sprechen wir aus! „Sünde, Buße, Bekehrung." Diese Worte stehen jetzt im Verrufe, sie gehören der Frömmelei, dem Pietismus an. Freilich unsern Philanthropen, die am Menschen nichts Böses finden, denen das Böse überhaupt ein Ungedanke ist, fällt es nicht ein, sich dieser Worte, außer spottweise, zu bedienen. Was wissen sie von Sünde, von Buße, von Bekehrung! ihr Leben liegt außer dem Kreise dieser Erkenntniß und dieser Handlungsweise. Es kommt ihnen nicht in den Sinn, sich für der Buße und Bekehrung bedürftige

Sünder zu halten; sie sind gut, und überhaupt sind die Menschen gut; und ihre kleinen Schwächen wird ihnen Gott schon verzeihen. So denkt, so redet die heilige Schrift nicht. Sie sagt: „die Welt liegt im Argen," d. h. im Bösen. Oder ist es nicht so? und ist die Welt, d. h. die Gesammtheit der Menschen, heilig? entspricht sie dem Gebote?: „ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig, der Herr euer Gott." Und wenn sie ihm nicht entspricht, so ist sie unheilig, und ist sie unheilig, so ist sie böse. Nun seht ihr hoffentlich, was böse ist, und werdet die Existenz des Bösen nicht mehr abläugnen, oder ihr müßtet läugnen, daß es einen heiligen Gott giebt. An diesen denkt ihr aber nicht, sondern ihr weiset diesen Gedanken weg, wenn er sich eindrängen will, damit ihr nur nicht in eurem weltlichen Thun und Treiben gestört werdet. Wir nennen aber weltliches Thun und Treiben dasjenige, was sich nicht über das weltliche Interesse hinaus erstreckt. Der Gedanke des Bösen kommt also nicht in eure Seele, weil der Gedanke des Heiligen nicht darinne lebt. Und so wißt ihr freilich nichts vom Bösen, und läugnet es ab: denn ihr habt, wie gesagt, keinen Maßstab, es zu messen. Seyd ihr darum etwa gut? Nein, verblendet seyd ihr, ganz blind über euren Zustand und über euer Verhältniß zu Gott, der euch fremd ist. Das Böse, das Unheilige, ist von jeher mit der Finsterniß verglichen worden, und das Gute, das Heilige, mit dem Lichte. Da ihr nun offenbar nicht im Lichte wandelt, nach dem Sinne des Apostels, sondern in der Finsterniß, so seyd ihr ganz unwissend über euer wahres Verhältniß; und so kommt es, daß das Böse und das Prinzip des Bösen, Undinge für euch sind, um so mehr, je mehr ihr mit dem selbstgeschaffenen Lichte der Aufklärung, welches ihr Wissenschaft nennt, das Heilige, wie das Unheilige aus eurem Erkenntnißkreise bannt. Denn nochmals, in dem Sinne, in welchem die Schrift vom Lichte redet, wißt ihr von keinem Lichte; da seyd ihr stockblind, wenn nicht etwa das hier Auseinandergesetzte, euch selbst unerwartet,

eure Augen öffnet. Geschieht dieß, so werdet ihr mit uns fragen: Wie ist das Böse, und mit ihm die Lüge, in die Welt gekommen?

§. 2.

Idee eines bösen Geistes überhaupt.

Wir hoffen nunmehr, so unmodisch unsere Untersuchung ist, durch den so eben in Erinnerung gebrachten Ernst des Heiligen, dem das Unheilige als böse gegenüber steht, das Prädicat des Lächerlichen von unserm Gegenstande abgewendet zu haben. Wenn das Heilige einen tiefen Grund hat, so liegt das Unheilige, seinem Wesen und Ursprunge nach, wenigstens nicht zu Tage; was schon daraus erhellet, weil beides im schärfsten Gegensatze steht. Wo ist aber die Kraft, die Thätigkeit, das Wesen, welches sich gegen das Heilige auflehnen kann, um es zu bekämpfen und, was noch mehr ist, mit Erfolg, oder der Hoffnung des Erfolgs es zu besiegen? Der Gedanke scheint so widersprechend, daß man das Factum als eine Unmöglichkeit verworfen hat. Aber das Unheilige ist da, und so muß auch sein Grund vorhanden seyn. Die Metaphysik selbst muß auf einem Prinzip des Bösen bestehen; aber es bleibt für sie, besagter Maßen, ein bloßes objectives Postulat. Sie kann nicht weiter gelangen, als daß sie in den Gegenstand dieses Postulats den Charakter der Persönlichkeit oder Geistigkeit legt. Denn wie das Gute nur aus einem solchen Quell entspringen kann, so auch das Böse. Das Einzige, was sie noch thun könnte, ohne ihre Grenzen zu überschreiten, wäre die Aufstellung der Idee eines solchen Gegenstandes. Diese Idee würde nur aus dem Gegentheil der Idee des Guten abgeleitet werden können. Diese ist, angegebener Maßen, die Selbstentäußerung, oder die Liebe. Jene würde demnach die Selbstbehauptung seyn, deren natürliche Folge der Haß, so zu sagen, der Universal-Haß, gegen Alles wäre, was sich dem Selbst entgegenstellt. Knüpfen wir nun, wie an die Idee des Guten, so an die des

Bösen, den Begriff des Geistes, so wird der Idee eines guten Geistes die eines bösen gegenüber stehen. Diese Idee ist nun genauer zu bestimmen. Intelligenz und Wille sind die unaustilgbaren Charaktere des Geistes. Die Intelligenz (das Bewußtseyn) ist dem Willen wesentlich einwohnend; aber nur der auf Selbstentäußerung gerichtete Wille giebt ein heiliges Bewußtseyn, weil in diesem Falle der Wille heilig ist. Demnach, ein nicht auf Selbstentäußerung (Liebe) gerichteter Wille, giebt ein unheiliges Bewußtseyn. Und so steht denn hiemit der Charakter des bösen Geistes vor uns, als eines Geistes zwar, aber ohne Heiligkeit, und, demzufolge, eines unheiligen Geistes. Dieser Charakter läßt aber noch eine nähere Bestimmung zu. Wie die Selbstentäußerung ein Hervorbringen, ein Schaffen ist: so ist nothwendig ihr Gegentheil, die Selbstbehauptung, ein Wegnehmen, ein Zerstören. Wie also der heilige Wille den Charakter des Schöpferwillens hat, so muß der unheilige den des Verderber- oder Zerstörer-Willens haben. Nun hätte dieser Wille keinen Gegenstand, wenn er nicht gegen den Schöpferwillen gerichtet wäre: was also dieser schafft, sucht jener zu verderben. Alles dieß hat noch keine factische Bedeutung, sondern bezeichnet blos die Merkmale der Idee des bösen Geistes. Hier berührt uns nun noch eine Frage von großer Bedeutung: ob nämlich dieser Gegensatz des bösen Prinzips gegen das gute ein ursprünglicher und absoluter, oder ein im Verhältniß der Nachfolge stehender, und relativer sey. So viel wir vom metaphysischen Standpunkte uns antworten können, ist die Negation des Heiligen, und die Reaction gegen dasselbe, nur als etwas nachfolgendes anzusehen, weil alle Negation eine Affirmation und alle Reaction eine Aktion voraussetzt. Aber jene Negation und Reaction kann auch nur relativ, d. h. untergeordneter Art seyn. Dieß ergiebt sich sogleich, wenn wir, zu Folge der Idee eines guten Geistes, als heiligen Willens, anerkennen, daß sich dieser Wille unbedingt zur Selbstentäußerung (Schöpfung oder Seyn-Gebung) bestimmt. Hier bleibt nun gleichsam kein

Platz für das absolute und unbedingte Gegentheil übrig. Was auch gegen die Schöpfung von ihrem Widerpart unternommen werde, es kann nur bedingter und relativer Weise geschehen. Ob und wie dieß überhaupt möglich sey, kann nicht eher nachgewiesen werden, als bis wir über den Grund und Ursprung eines bösen Prinzips, — nicht blos seiner Idee — nähere Kunde, irgendwoher, erhalten. Es ist allerdings sehr lockend für den Metaphysiker, die Entwickelung dieser Idee weiter, und bis zu ihrem ersten Ausgangspunkte, zu verfolgen; aber man muß wohl bedenken, daß aller (objective) Grund und Ursprung über die Grenze der Metaphysik hinausliegt, und dem Gegebenen, ja, was den Geist anlangt, dem Historischen angehört. Und wir haben bereits früher (Kap. 1.) als Axiom aufgestellt, daß die Metaphysik (und die Philosophie überhaupt,) weder eine Natur, noch einen Geist, erschaffen kann. Wir begnügen uns also mit der hier aufgestellten Idee eines bösen Geistes überhaupt, um sie zum Leitfaden bei unseren ferneren Forschungen zu gebrauchen.

§. 3.

Stimmen des heidnischen Alterthums für die Idee eines bösen Geistes.

Es ist merkwürdig, daß, wie die Idee eines guten Geistes, wenn auch meist mannichfaltig zersplittert und verkleinert, so auch die eines bösen, auf ähnliche Weise, unter allen Völkern des Alterthums, von denen einige Kunde zu uns gelangt ist, eine günstige Aufnahme, und, so zu sagen, einen willigen Boden gefunden hat, in dem sie wuchern konnte. Alle, wegen ihrer religiösen Weisheit vorzüglich ausgezeichneten Völker: die Aegypter, die Indier, die Perser, erkannten ein böses Prinzip an und stellten es, auf die eine oder andere Weise personificirt, dar. Der übrigen Völker nicht zu gedenken, bei denen die Idee des Guten wie des Bösen gleichsam wie in Bruchstücken zerfallen war. Ganz besonders aber ist hier der Perser zu gedenken, als eines Volks,

welches, wenigstens in gewissen Perioden seines langen Lebens, eine Reinheit und Schärfe religiöser Gesinnungen und Begriffe entfaltete, welche auf tiefe, aus der heiligen Urzeit hervordringende Quellen schließen lassen. Es ist hier nicht der Ort, die Verwandtschaft und vielleicht gemeinschaftliche Abstammung der Israelitischen und Persischen Religion zu untersuchen, — eine Untersuchung, die auch wenig Frucht bringen würde —: allein, abgerechnet, daß die israelitische Lehre von dem Einen Gott in ihrer Reinheit noch weit über der persischen steht, so ist dennoch in der Theologie der Perser so viel erhaben-einfaches, als man umsonst in der der übrigen Völker sucht. Mit dem einfachen Symbol des Lichts drücken sie das Gute aus; und das Lichtreich ist das Reich des Guten. Diesem gegenüber jedoch steht das Reich des Bösen, das Reich der Finsterniß, dessen persönliches Prinzip Ariman ist, wie Ormuzd das des Guten. Beide Prinzipien kämpfen um die Herrschaft; und das böse Prinzip wird zuletzt in diesem Kampfe unterliegen. Von diesem Kampfe des bösen Prinzips gegen das gute finden wir auch in der Indischen und Aegyptischen Religionsmythologie deutliche Spuren; selbst die griechische hat ihren Titanenkampf, und die Nordische desgleichen, wo an der Spitze ebenfalls das böse Prinzip, der Verführer Locke steht. Ueberall also kommen die Stimmen der Völker der Idee eines bösen persönlichen Prinzips, oder Geistes entgegen; und es verlohnt sich der Mühe, dem Grunde hievon nachzuspüren. Anerkannt wohnt der Begriff des Guten und Bösen jedem Menschenbewußtseyn ein: jener, als von etwas, das da seyn soll; dieser, als von etwas, das da nicht seyn soll. Somit kommen diese Begriffe auf ein Gebotnes und Verbotnes zurück, und folglich auch auf eine Macht — und zwar geistiger Art, — die da gebietet und verbietet. Es fragt sich nun, ob diese im Innern des Menschen wirksame Macht ein blos erschlossenes Wesen, oder ob sie ursprünglich näher an den Menschen getreten sey, und ihm ihre lebendige Wirklichkeit empfindbar gemacht habe.

Die menschliche Kindheit aber giebt sich nicht mit Erschließen ab; sie verlangt eine lebendige Gegenwart. Und so läßt sich denn wohl denken, daß das Gebot des Schöpfers — denn dieser kann doch hier nur gemeint sein — anfangs auf eine Weise an die Menschen erging, durch welche sie der lebendigen Gottheit inne wurden. Nun ist aber das ganze Alterthum vom Falle des Menschen voll, und von dem mit dem Falle in die Welt eingedrungenen Bösen und Unheil. Es ist demnach nicht zu verwundern, wenn auch der Grund dieses Falles einer persönlichen Ursache zugeschrieben wurde, welche den Menschen, gegen das Gebot zu handeln, aufregte. Es fragt sich hier wieder: war dieß ein bloßer Schluß, oder gründete sich jene Meinung auf eine Thatsache. Wenn der Mensch zum Bösen verführt werden muß, jener Mensch nämlich, der, aus der Hand des Schöpfers gegangen, das Ebenbild desselben in sich trägt: so bedarf es einer persönlichen oder geistigen Kraft, eines Verführers. Wo diese Kraft herkommen möge, dieß hat keinen Bezug auf den Act der Verführung, der aber eben so als wirklicher und lebendiger Act denkbar ist, wie die früheste Mittheilung des göttlichen Gebots. Jedoch zugegeben, daß diese ersten und einzelnen Acte Statt fanden, und als Denkmal ihrer Geschehenheit den Gegensatz und die Scheidung des Guten und Bösen im Bewußtseyn zurückließen: woher die Kunde von einem Kampfe des guten und bösen Prinzips, und von einem Reiche guter und böser Geister? Nun, etwas wenigstens muß doch der Völkerpoesie überlassen werden, wenn die ahndungsvolle Bevölkerung der Natur mit Wesen höherer Art, als die Menschen sind, eben nichts anders als Poesie ist. Ja, die alten Dichtervölker, wenn man sie so nennen will, gingen noch weiter. Sie ließen — namentlich die Indier — die Welt selbst, wie wir sie vor uns haben, durch einen großen Geisterabfall vom Könige der Geister, entstanden seyn, so, daß diese Welt gleichsam nur die Schlacke einer höhern, bessern Welt ist, der Tummelplatz jener gefallenen Geister, die nur durch allmähliche

Läuterung wieder zur Lichtregion emporklimmen können. Auf jeden Fall liegt hier in so fern etwas Wahres zum Grunde, als die Spuren des sittlichen Verderbnisses, oder vielmehr die Verwüstungen desselben, schon den alten Völkern klar vor Augen waren; welche Verwüstung mit allem Recht einer vorhergegangenen großen Ursache zugeschrieben wurde. Auch darinne war man consequent, daß man diese Ursache nicht im Reiche der Menschheit suchte, sondern in einem höhern Geisterreiche, weil, einmal das böse Princip in seinem Wirken zum Nachtheile der Menschheit anerkannt, man sich dieses eben so wenig isolirt denken konnte, als das Gute. Und wie eine Harmonie nur durch allgemeines Einstimmen hervorgebracht wird, so auch eine Dissonanz durch das Gegentheil. Diese Vorstellungsart dient zugleich, um einiger Maßen die Frage zu beantworten, die wir oben liegen ließen: nämlich nach dem Woher? jener feindlich gesinnten und wirkenden Macht. Nur ein Ungeheures, ein Abfall vom höchsten Geiste, konnte eine solche Umgestaltung hervorgebracht haben. Und daß Ein vorzüglicher Geist im Abfallen Andere mit sich ins Verderben gerissen, ist leicht zu denken. Eine andere Frage ist die nach dem Grunde des Abfalles selbst; und auch hier hören wir wieder Stimmen von Stolz, Neid und Selbstsucht aus dem Alterthume hervortönen. Kurz, die Alten wußten sich zu helfen; und wir wissen sehr wohl, daß vorzüglich die sinnigen Orientalen ihre psychologischen und metaphysischen Aufgaben bald auf dem mythologisch-, bald auf dem symbolisch-religiösen Wege lösten. Einen Vortheil haben sie auf jeden Fall vor uns voraus, nämlich, daß sie an der Symbolik und Mythologie ein Band besaßen, welches sie an eine höhere Welt, an ein Reich des Geistes knüpfte, mochte auch die Beschaffenheit dieses Reichs noch so menschlich und orientalisch gedacht werden; dahingegen wir uns in die enge Welt unsrer Begriffe einspinnen, und in solche kaum die Forderung eines Geistes überhaupt, geschweige denn den Eintritt eines solchen zulassen, auch wenn er sich noch so strahlendhell

offenbarte. Hievon ist nun bei den alten Völkern, von denen wir sprachen, nicht die Rede. Wir fragen nicht danach, ob ihre Lehren sich auf Offenbarung gründeten, oder nicht. Nur das war unsere Absicht, in einer Hindeutung auf die religiösen Lehren der ältesten Völker zu zeigen, daß, auf eine Erstaunen erregende Weise, das ganze Alterthum die Idee eines bösen Geistes, ja eines Reiches böser Dämonen, nicht nur nicht absurd findet, sondern sogar gleichsam als einen Glaubensartikel festhält. Was, da es so allgemein ist, wie alles menschliche, wir wohl weder einem stupiden Aberglauben der Völker, noch einer lügnerischen Gaukelei der Priester zuschreiben dürfen.

§. 4.

Postulat der Realität eines bösen Geistes.

Nach dem eben Beigebrachten dürfte kaum an einem, natürlich dem Völkergeiste einwohnenden, metaphysischen Bedürfnisse zu zweifeln seyn, welches sich freilich mehr in Bildern der Phantasie, als auf dem Wege und in der Form wissenschaftlicher Forderung zu erkennen giebt. Der Mensch, wenn er nicht durch höhere Weisung unterrichtet wird, sucht sich selbst auf die wichtigsten Fragen, den Grund und das Wesen der Dinge betreffend, Rede und Antwort zu geben: denn er ist dazu angewiesen. Was aber einst Aufgabe war für den metaphysischen Sinn, ist es auch jetzt noch, weil die höheren Interessen für den Menschen nicht aufhören. Denn das Menschengeschlecht schlägt zwar seine Wurzeln in den Erdboden, aber es gehört der Erde nicht an. Ein Zug, man möchte ihn magnetisch nennen, nöthiget es, sich nach einer höheren Region zu wenden, und hier die Befriedigung seiner innersten Bedürfnisse, die Lösung des Räthsels seines Daseyns zu suchen. Der geistige Funke, der in dieses Geschlecht eingesenkt ist, findet in der sichtbaren Welt keine Nahrung: er ist einer unsichtbaren bedürftig, aber auch verwandt, und mit ihrem Wesen vertraut. Daher alles, was sich auf die unsicht-

bare Welt bezieht, jede, selbst unverbürgte Kunde, die der Geist des Menschen von ihr erhält, so leichten Eingang bei ihm findet. Kurz, der Menschengeist ist auf der Erde nicht zu Hause, er liegt hier wie in Fesseln, und sehnt sich nach seinem eigenen Elemente, nach dem Elemente des Geistes und der Freiheit, gleichsam nach der heimathlichen Luft, zurück. Daher, unter allen Völkern, der immerfort erhaltene Verkehr mit der Macht oder den Mächten dieser unsichtbaren Welt: der Gottes- oder Götter-Dienst, die Reinigungen, die Opfer; aber auch zugleich der tiefe Glaube an eine Verschuldung, einen Abfall, welcher aber, menschlicher Seits, allgemein nur für etwas von außen her Veranlaßtes, gleichsam für ein Mithineingezogenseyn in fremde Schuld, angesehen wurde. Hier scheint der Metaphysik eine Handhabe gegeben zu seyn, um den Widerspruch des neben dem Guten bestehenden Bösen im Willen aufzufassen und zu beseitigen. Sie wird aber hiedurch nur noch dringender auf das Postulat eines äußeren, persönlich wirksamen Prinzips des Bösen getrieben. Denn von welcher fremden Schuld kann die Rede seyn? offenbar nur von einer Schuld geistiger Wesen aus der geistigen Welt, welche, wenn sie sich als etwas Gegebenes beurkundet, von der Metaphysik anerkannt werden muß. Sehen wir nun auf die Vorstellungen, die sich alle Völker von jener höheren Welt machen, so kommen sie sämmtlich in dem mehr oder weniger ausgebildeten Begriffe eines Reiches überein, und der in einem Reiche eingeführten Herrschaft und Ordnung, welche eben durch jene Schuld gestört wurde. Man kann sagen: „diese Vorstellung ist sehr natürlich, aber auch sehr menschlich, d. h. kindisch, indem der engbeschränkte Mensch meint, es müsse überall zugehen, wie in seinem Hause." Es scheint uns dieß aber doch nicht so. Denn wir dürfen nicht glauben, daß der Begriff eines Reichs, oder noch bestimmter, eines Staats, ein willkührliches Spiel, oder nothdürftiges Machwerk menschlicher Kraft ist. Es ist eine dem Geschlecht eingeprägte Idee, die einen höheren Ursprung hat, die aus der Region des Geistes kommt, und die dieses Geschlecht nur ausbilden soll, wie der Bienenschwarm seinen Kunstbau. Die Vorstellung eines Reichs ist also gerade umgekehrt ein Lichtstrahl aus höherer Welt, ein Analogon der Einrichtung jener Welt, welche, eben ohne Einrichtung und Ordnung, und folglich auch ohne ein herrschendes und leitendes Prinzip zu denken, baarer Unsinn wäre. Und so könnte denn in einem solchen höheren Reiche keine größere Schuld Statt finden, als die auch in menschlichen Reichen so häufig vorkommt, und sich, so zu sagen, als Nachbild eines Vorbildes wiederholt: die Schuld der Untreue, des Abfalls, der Empörung. Und von dieser Schuld sind alle Sagen der Völker voll. Anerkannt nun, daß nur die Ordnung gut ist, so muß die Störung dieser Ordnung nothwendig den Charakter des Bösen an sich tragen, und das geistige Wesen, welches der Urheber dieser Störung war, muß eben so nothwendig als der Urquell des Bösen angesehen werden. Das ist aber eben die Frage, nicht blos, ob ein solcher Urheber, ein solches Prinzip, ein Geist des Bösen, denkbar, sondern, was die Hauptsache ist, ob ein solcher wirklich ist oder war. Die Metaphysik kann diese Frage bekanntlich aus ihren Mitteln nicht beantworten, aber sich eben so wenig dem Postulat der Realität eines geistigen Prinzips des Bösen entziehen; wie sie dieß bereits ausgesprochen hat. Allein die Sagen der Völker, so ahndungsvoll sie sind, und unter allen am meisten die persische, geben uns dennoch keine Währung über die Realität jenes Wesens. Ja, die persische Sage, mit aller ihrer metaphysischen Tiefsinnigkeit, stellt uns einen unauflösbaren Widerspruch in der Ursprünglichkeit beider Prinzipien, des guten und des bösen, hin. Denn beide als ursprünglich, das heißt zugleich, als absolut zu denken, ist nichts anderes, als beide sich durch einander aufheben und vernichten lassen. Dem sey aber, wie ihm wolle: weder das gute, noch das böse Prinzip, ist bei den Persern anders, als durch Zoroasters und seiner Vorgänger und Nachfolger Lehre verbürgt; und die bloße Lehre ist keine hinlängliche Bürgschaft für die

Realität oder Existenz irgend eines Wesens. Wir werden also wohl durch diese und andere alte Völkerlehren bedeutet, jene Realität als keine bloße Chimäre verächtlich bei Seite zu werfen, da das ganze Alterthum alles Ernstes an ihr festhielt; allein wir sind doch auch durch die ganze religiöse Sagenwelt um nichts in ihrer Bestätigung gefördert. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß alle diese Sagen, und alle diese tiefsinnigen Lehren des Alterthums, nur noch für den Forscher leben, und daß die mächtigsten religiösen Gebäude des Alterthums in, allerdings staunenswerthe, aber doch ihre Vergänglichkeit beurkundende, Trümmer zerfallen sind. Wir werden daher, gleichsam unwillkührlich, getrieben, eine uns nahe fließende Quelle der Gewißheit aufzusuchen, welche alle bisherige Bedenklichkeiten heben kann, wofern sie nur in ihrem reichen Wahrheitsschatze ein Körnchen zur Bejahung unserer Anfrage mit sich führt. Wenigstens dürfen wir, nach dem mehrerwähnten Postulat, diese Nachforschung nicht von uns weisen.

§. 5.

Nothwendiger Zugang zur heiligen Schrift, um den Beweis der Wirklichkeit eines bösen Geistes zu führen.

Mancher Leser, oder vielmehr Blätterer in diesem Buche, besonders wenn er das Vorhergehende überschlagen hat, weil er nur nach Stellen stöbert, die sich wegen ihres mystischen Unsinns — ein Lieblingsausdruck unserer Zermalmer — ganz vorzüglich für den Pranger qualifiziren, also, mancher solcher Leser, wenn er plötzlich auf die Ueberschrift dieses §. stößt, wird seinen Augen nicht trauen, noch einmal hinsehen, und nun entweder laut auflachen, oder vor schreckensvoller Verwunderung außer sich seyn; was beides hier auf Eins hinauskommt. Wir haben uns aber bereits in unsern Präliminarien zu diesem Kapitel über dieses Benehmen ausgesprochen, und fügen jetzt nur noch hinzu, daß es im Reiche der Menschen, wie in dem der Thiere, eine große Mannichfaltigkeit

von Trieben, Bedürfnissen, und Befriedigungen giebt. Ein grasfressendes Thier will nichts vom Fleische wissen, und ein fleischfressendes bedankt sich für das Gras. Wie jede Thierklasse, so hat jede Menschenklasse ihr eigenes Futter: der Kaufmann Procente, der Jurist Processe, der Philolog Varianten, der Oeconom Kornpreise; kurz, jeder sucht auf dem Markte des Lebens blos seine Waare. Was geht nun den Leuten, die blos ein Auge und ein Herz für das tägliche Leben haben, deren Gesichts- und Strebe-Kreis auf den Horizont von Raum und Zeit beschränkt ist, der uns umgiebt, was geht ihnen das Forschen in den Tiefen der Metaphysik an, die es nur mit dem Geiste und mit der Freiheit zu thun hat? Was gehen ihnen solche Probleme dieser Wissenschaft an, die nur durch eine constatirte göttliche Offenbarung gelöst werden können? was geht ihnen diese Offenbarung selbst an, deren Reich nicht „von dieser Welt" ist? Aber es giebt andere Leute, die, so sehr auch sie sich von dieser Welt angezogen fühlen, dennoch die Nichtigkeit derselben anerkennen, so fern sie auf der Wagschale des Bleibenden, des Unvergänglichen gewogen wird. Diese fragen: wie sieht es „oben" aus? Was ist da zu erwarten, zu hoffen, zu fürchten? Diese nehmen nun ihre ganze Geisteskraft zusammen; und wie die Naturforscher auf das Hervortreten und Wirken der Kräfte der Natur, so lauschen die Geistesforscher auf das Hervortreten und Wirken der Kraft von oben, der Kraft des Geistes, kurz, der göttlichen Offenbarung. Sie zweifeln eben so wenig an einer solchen Offenbarung, als sie an einem Geiste zweifeln, der über Alles ist, und dessen Erkenntniß selig macht. Sollte er nicht zu diesem Behufe sein innerstes Wesen aufschließen? Seine Macht und Weisheit erscheint in der Natur, seine Heiligkeit im Bewußtseyn; wiewohl Er Selbst weder in der Natur noch im Bewußtseyn erscheint. Ist aber der Erweis seines Wesens und seiner Kraft nur auf die Natur und auf das Bewußtseyn beschränkt? Giebt es nicht sonst noch ein Gebiet, in welchem Er sich wirksam erzeigen

könnte, ja müßte, Er, der ja Alles erfüllt! Wohl steht noch offen das große Gebiet der Zeit, der Geschichte. Die Leute nun, von denen wir reden, sie richten ihren Blick auf die Geschichte. Und wo ihnen der Strahl, ja auch nur der Schimmer, des Heiligen entgegen tritt, da erblicken sie die Stätte, und gleichsam das Werkhaus des Herrn, des Heiligen. Aber umsonst überschauen sie den weiten Erdkreis, und verfolgen die Geschichte seiner Völker, von da an, wo diese aus der Nacht der Sage hervortaucht, bis zur Nacht des Unterganges eines jeden Volks. Ueberall Tempel und Altäre, überall Gebete und Opfer, überall Bilder und Symbole, überall geheimnißvolle Lehren über den Unbekannten und Unerforschlichen, überall Verehrung desselben auf mancherlei Weise. Aber der Heilige nahet nirgends mit seinem Geiste, und wirket nirgends mit seiner Kraft. Die Tempel und Altäre der Völker zerfallen in Trümmern, wie sie selbst; der Geist des ewigen Lebens hatte sie nicht angehaucht; und was dieses Lebensodems ermangelt, sinkt in den Staub. Ein Volk aber des grauesten Alterthums lebt noch, wiewohl über die ganze Erde zerstreut; und dieses Volk war das Gefäß seiner heilig-geschichtlichen Offenbarung. Hier ist die Stätte, hier das Werkhaus des Herrn zu suchen. Hier schlug der Herr seinen Thron auf, hier redete er durch den Mund seiner Knechte, hier verkündigte er die Offenbarung seines Heils. „Und als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe, und unter das Gesetz gethan." Und er war das Leben und die Vergebung; und „in ihm offenbarte sich die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig." Die Leute, von denen wir reden, erblicken in der Geschichte des „auserwählten Volks," nicht blos den Finger, sondern den Geist und die Kraft Gottes: keine bloße Hindeutung, keinen bloßen Wink, daß Alles, auch in der Geschichte, nur nach Naturgesetzen (gleichsam mechanisch) den Gang gehet, den Gott vorschreibt, sondern ein wirkliches Einschreiten und Eingreifen Gottes in einen widerstrebenden Stoff und seine Bewegungen, kurz, ein fortwährendes Wunder, einen fortwährenden Erweis, daß hier nicht Naturnothwendigkeit, nicht Zufall, nicht Menschenwitz und Menschenkraft, sondern Gottes Geist und Gottes Kraft das Wollende und Wirkende war. Und aus welchem Grunde, und zu welchem Ziele? weil die Sünde in die Welt gekommen war, und Gott die Menschheit von der Sünde gereiniget erblicken wollte, um sie ihrem ewig vorher bestimmten Ziele entgegen zu führen. Woher wissen denn dieß diese Leute, die der göttlichen Offenbarung so eifrig nachspüren? Aus dem Geschichtsbuche dieser Offenbarung selbst, wo es klar und deutlich geschrieben steht. Eben diese Leute aber können sich nicht enthalten, ein wenig zu lächeln, wenn sie hören, daß das Christenthum nur ein fortgesetzter, aber geläuterter Judaismus ist, dessen Grundwesen doch der Monotheismus bleibt. Sie lächeln nämlich über die Kurzsichtigkeit und überhaupt den Stumpfsinn, jene klugen Leute, die es gar nicht bemerken, daß es sich hier nicht um die trockene Fortpflanzung der theoretischen Lehre von Einem Gott, auch nicht um eine hierauf gegründete Moral, sondern daß es sich vor und nach Mose, bis Christus, und in ihm auf das vollkommenste, „um die Offenbarung des lebendigen Gottes" handelt. Eben Handlung, That, Erscheinung und Erweis des Heiligen, des Göttlichen, dieß ist es, wovon die heilige Schrift auf allen ihren Blättern zu berichten hat. Und wenn jene klugen Leute dieß Alles nirgends in der Schrift erblicken können, nun, so mögen sie wenigstens einmal einen Blick auf das lebendige Bild des Heilandes werfen, und um dasselbe im volleren Lichte zu schauen, es mit dem Bilde von irgend einem Weisen des Alterthums, namentlich mit einem Socrates und Plato vergleichen. Sie werden finden, wenn sie sich einen Augenblick zur Unbefangenheit entschließen können, daß hier, im lebendigen Christusbilde, etwas hervortritt, etwas das Ganze durchdringt und erfüllt, wovon bei jenen trefflichen Männern uns gar kein Gedanke einkommen kann. Es ist die Heiligkeit. Schauet auf Christum, wie er in voller Lebensgestalt in der

Gesammtheit der Evangelien vor euch steht, und fragt euch selbst, ob seine Heiligkeit nicht jeden Vergleich mit irgend einem andern Menschen zurückweise? In Ihm hat sich Gott lebendig offenbart, wie er ist; seine Rede ist göttliche Rede, sein Thun göttliches Thun. Und Er, der von sich selbst sagt, ich bin die Wahrheit, wie er von sich sagt, ich bin das ewige Leben: er sollte trügen oder lügen, wenn er Mosen, David und die Propheten, als Zeugen für sich aufruft? Stehen aber diese Koryphäen des israelitischen Volks, diese Glanzpunkte der israelitischen Geschichte, mit Ihm, dem Einzigen, im Zusammenhange: wer will zweifeln, daß Gott sein Offenbarungswerk schon früher begonnen habe? Er begann es mit den Worten: „des Weibes Same wird der Schlange den Kopf zertreten, und sie wird ihn in die Ferse stechen."

„Nun aber in aller Welt — sagen jene klugen Leute — was soll denn dieß Alles hier? Wir warten mit der größten Begierde auf den Beweis von der Wirklichkeit des Teufels; und, siehe da, man schwatzt uns ein Langes und Breites — nach beliebter Art — über die verschiedene Sinnesweise der Menschen, über weltliches und überweltliches Interesse, über geschichtliche Offenbarung und ihren Inhalt, vor; — was wir nun schon so oft und bis zum Ueberdrusse gehört haben; — zuletzt, wie immer, Christus, als der Grundpfeiler der Offenbarung. Aber wo ist denn nur die geringste Spur, ja nur die geringste Aussicht zu einem Anfange jenes Beweises, der in seiner Art einzig, außerordentlich seyn muß, so außerordentlich, daß wir fürchten, er überschreitet die Grenzen unsers an die Ordnung gewöhnten Verstandes. Noch einmal: wo bleibt er denn, jener Beweis?"

Das Vorhergehende hat ihn eingeleitet und ist sein Grund. Zuerst machten wir darauf aufmerksam, daß, die tiefliegende Wurzel des Guten und Bösen aufzusuchen, nicht jedermanns Sache ist, daß es dazu eines besonderen Interesse bedarf, welches wir unsern Lesern wünschen. Sodann sind wir auf den Grund und Boden übergetreten, auf welchem allein nach den Wurzeln des Guten und Bösen gegraben werden kann: auf den Grund und Boden der Offenbarung. Wir haben die Nothwendigkeit hievon angegeben, indem das ganze heidnische Alterthum mit allen seinen symbolisch-mythologischen Andeutungen uns doch in diesem Gebiete nichts festes, sicheres, aus höherer Quelle, aus der Quelle der Wahrheit gegebenes darbietet. Dieß thut die heilige Schrift. Und an sie gehen wir denn.

§. 6.

Beweis der Wirklichkeit eines bösen Geistes aus der heiligen Schrift.

„Was hat man nicht schon Alles, ja wie oft hat man das Widersinnigste, aus der heiligen Schrift beweisen wollen!" rufen unsere guten Freunde wieder. Wir geben ihnen vollkommen Recht; doch abusus non tollit usum. Zwar ist der Verfasser ein völliger Laie in der Theologie; allein er ist sich bewußt, einen theologischen Sinn, eine Fassungsgabe für theologische Wahrheiten zu besitzen, wie sie die Bibel vorträgt; er erblickt, vermöge desselben Sinnes, in der heiligen Schrift ein erhaben-einfaches, organisches Gewebe, in welchem, wie in einem lebendigen Organismus, alle Fäden zusammenhangen, alle von einer gemeinsamen Nahrungsquelle durchdrungen, genährt, mit Leben erfüllt werden. Und diese Nahrungsquelle ist der Geist Gottes, der heilige Geist, der uns, wohin wir auch in diesem Buche der Bücher unsere Augen, unbefangen forschend und prüfend, richten, bedeutungsvoll entgegen, und nicht blos in das Auge, sondern auch ins Herz blickt. Gleichwohl ist dem Schreiber dieses eben so klar und gewiß, daß sich das ganze Gewebe der Bibel auflösen würde, wenn man den schwarzen Faden ausreißen wollte, der zugleich mit dem Lichtfaden an den Anfang des Gewebes geknüpft ist, und diesen in mancherlei Windungen und Verschlingungen verfolgt, bis derselbe sein eigenes Gewebe vollendet hat. Mit andern Worten: man nehme aus dem Geschichts- und

Lehrgange der heiligen Schrift den Gegensatz und Widerstand, ja den Angriff und Kampf, des Bösen gegen das Gute, des Unheiligen gegen das Heilige hinweg: und ihr Grund und Ursprung, ihr Kern und Wesen, ihr Ziel und Zweck ist vernichtet. Die Bibel ist kein Schulbuch, weder für Kinder noch für Erwachsene, um ihnen Gotteskunde und Moral beizubringen; (wiewohl beide in ihr liegen, und aus ihr am reinsten geschöpft werden;) sondern die Bibel ist ein Document, ein Erbschafts-Document für die ganze Menschheit. Der Erb-Lasser ist Christus, und das Erbe ist das ewige Leben. Dieß documentirt die Bibel. Sie documentirt aber noch mehr: daß wir ohne Christi Tod und Auferstehung das ewige Leben nicht haben würden, weil es schon unsere Stammeltern verwirkt haben. „Wieder das alte Lied von der Erbsünde!" ruft man. Wie wäre denn aber die Sünde in die Welt gekommen, wenn kein Anfang zu sündigen gemacht worden wäre? Und wie wäre sie denn verbreitet worden, wenn sie nicht von Geschlecht zu Geschlecht, als ein Erbe vom Urahn, übertragen worden wäre? Dagegen wird wieder gefragt: „Wie können denn aber die Nachkommen für die Sünden der Voreltern gestraft werden? und noch dazu mit dem Verlust des ewigen Lebens?" Antwort: nicht für die ererbte Sündhaftigkeit, sondern für seine eigene Sünde würde jeder gestraft werden, wäre nicht Christus erschienen, um für die Sünde der Welt am Kreuze zu büßen. „Die Strafe liegt auf ihm,*) auf daß wir Frieden hätten; und durch seine Wunden sind wir geheilet." So reden die Apostel, und wir halten sie für Eingeweihete in den hohen Zweck der Sendung Jesu. Es war ein Zweck für die Ewigkeit, nicht für die kleine Zeitspanne des Lebens. Es galt die Rettung der

*) Die neueste Erklärungskunst hat herausgebracht, daß diese Stelle sich nur auf das freie Israel bezieht, dessen Bruder ins Exil geschleppt, und so zu sagen, der Wetterableiter des ersteren geworden war. Ein erhabener Gedanke!

Menschen für das ewige Leben. Denn eine sündige Welt kann kein Gegenstand des Wohlgefallens für einen heiligen Gott seyn. Darum heißt es auch: „Was unheilig ist, bleibet nicht vor Dir." Messet hier nur nicht mit menschlichem Maßstabe, mit dem Maßstabe des Leichtsinns, der Selbstgenügsamkeit, der Selbstverblendung. Ist das Menschengeschlecht ein heiliges Geschlecht von Anbeginn bis auf den heutigen Tag? Kein Geschichtsbuch der Welt macht sich das Geschäft oder giebt sich die Mühe, die Sünde der Welt an das Tageslicht zu ziehen: die Bibel aber thut es, sie stellt die Geschichte des menschlichen Verderbens auf. Sie schmeichelt nicht, spricht nicht von einer Perfectibilität des Geschlechts, von Fortschritten in der Cultur: ihr Hauptaugenmerk ist die Sünde, „der Leute Verderben." Und warum thut sie dieß? um die Wohlthat der Entsündigung ans Licht zu ziehen. Ihr Anfang und Ende ist die Aufdeckung der Sünde, die Vorhaltung der Strafe, welche der Tod ist, d. h. der Verlust des ewigen Lebens, und dann erst die Erlösung, die durch Jesum Christum geschehen ist, nicht durch den jüdischen Rabbi, sondern durch den Mensch gewordenen Sohn Gottes, den die geisterfüllten Apostel besser kannten als unsere neueren Exegeten. Er hat das Lösegeld bezahlt, er hat die Sünde der Welt geheftet ans Kreuz, und dadurch „Leben und unvergängliches Wesen ans Licht gebracht." Wie er erstanden ist vom Tode, wird er uns am jüngsten Tage zum neuen Leben auferwecken. Er hat es zugesagt, Er, der in die Welt gekommen war, daß er „die Wahrheit zeuge." Er hat aber auch zugesagt das Gericht und die Verdammung, mit den Worten: „dann wird der Herr sagen zu denen zur Linken, gehet hin ihr Verfluchten in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln." *)

*) Es ist viel über die Hölle und ihre Pein discutirt worden. Denkt euch Geister ohne Heiligkeit, dieß heißt eben so viel als ohne Seligkeit: und ihr habt die Hölle. Der Mensch kann sich im Kleinen,

Hier ist der Anknüpfungspunkt an unser Thema, und zugleich die Grundlegung zu unserm Beweise. Wir wissen jedoch wohl, daß wir bei Vielen mit Allem diesem nicht auskommen, sondern tauben Ohren predigen. Wir wollen daher, vor dem tieferen Eingehen in den Beweis, erst sehen, ob wir jene tauben Ohren nicht ein wenig öffnen können. Wir fragen sie also, jene Schwierigkeitsmacher: erkennt ihr in Christo den Heiligen, den Wahrhaftigen und zugleich den Herrn in Knechtsgestalt? Wir richten diese Frage nicht an euren kritischen Verstand, sondern wir legen sie euch ans Herz. Aus der Antwort werden wir sogleich sehen, wie es um dieses Herz steht. Aber ihr könnt auch schweigen. Doch dieß ist so gut wie Antwort. Ihr sagt damit: „Ich bin nicht mehr für das Heilige, das Wahrhaftige berührbar, ich bin abgestumpft dafür, es ist kein Impuls mehr für mein Leben." Desto schlimmer für euch! Schämt euch, und kehret um, laßt euch vom göttlichen Lichtstrahl wieder beleben! — Doch ihr antwortet: „Ja, wir erkennen in ihm den Heiligen, den Wahrhaftigen, oder wir müßten keine Augen haben. Aber warum zugleich den Herrn in Knechtsgestalt?" Antwort: weil der Herr mehr ist als der Knecht, und weil der höchste Mensch nur ein Knecht Gottes ist. Christus nennt sich aber nie einen Knecht Gottes, aber wohl nennt er sich selbst den Herrn, wenn er von seiner Zukunft redet. Und der Heilige, der Wahrhaftige, er sollte nicht der Herr seyn? Seyd ihr nun eher geneigt, seinen Worten Gehör zu geben? Und sie sind feierlich und erhaben diese Worte. Christus stellt sich in ihnen als künftigen Weltrichter dar. Und wer will Weltrichter seyn, wenn nicht der Heilige, der Wahrhaftige?

Schreiten wir nun auf dem Wege des Beweises weiter

---

nach seiner eigenen Erfahrung im Zustande der Unheiligkeit, schon hievon einigen Begriff machen.

fort. Der Grund ist gelegt. Christus, der Heilige, der Wahrhaftige, erklärt feierlich die Existenz eines bösen Geistes, durch die ihm und seinen Genossen bevorstehende Strafe: das ewige Feuer, welches der kräftigste Ausdruck ist, um einen rein geistigen Begriff anschaulich zu machen. An diesen Einen Punkt lassen sich leicht die übrigen Aeußerungen Christi über denselben Gegenstand, als erläuternd und bestätigend anknüpfen. Daß Christus den bösen Geist als eine Macht anerkennt, sieht man daraus, daß er ihn den „Fürsten dieser Welt" nennt. „Diese" Welt heißt ihm aber nichts anderes, als die Welt der Unheiligkeit, Bosheit, Falschheit, Heuchelei, kurz: der Bereich des Bösen. Und über den Charakter des Fürsten dieser Welt läßt er sich auch auf das bestimmteste aus. Er nennt ihn „den Lügner vom Anfang." Würde, könnte, dürfte er dies gethan haben, Er, der die Wahrheit selbst war, wenn er nicht von der Existenz des bösen Geistes überzeugt war, ja, noch mehr, wenn er ihn nicht, was man sagt, durch und durch kannte? So gewiß Christus eine wirkliche, lebendige Person war, so gewiß das Verhältniß seines Wesens ein höheres, geistiges, göttliches Verhältniß war, so gewiß muß auch sein Zeugniß von dem Daseyn und der Beschaffenheit einer geistigen Macht des Bösen volle Gültigkeit haben. Und weiter bedürfen wir nichts, als dieses Zeugniß, um der Anforderung der Metaphysik zu gnügen, welche nur einen reellen Stützpunkt für die Wirklichkeit eines (geistigen) bösen Princips verlangt. Daß Christus, sein Zusammentreffen mit dem Versucher ausgenommen, — das Wesen jener Versuchung war aber geistiger Art — in seinem Zeitleben keinen weiteren Kampf mit dem bösen Princip bestanden, liegt in diesem klaren Leben selbst vor uns. Das volle Ziel seines Zeitlebens aber war nicht sowohl ein Kampf, als vielmehr ein Sieg über den Geist des Bösen und seine Herrschaft, und war mit der Erlösung der Menschheit auf das unmittelbarste verbunden. Sie konnte nicht erlöst werden, ohne daß dem Tode und seinem Erzeuger die Macht genommen wurde. Das Uebrige bleibt aufbehalten dem Tage

des Gerichtes. So lehrt die Schrift, um, wie uns scheint, eben so consequent als einfach das schwere Räthsel des Bösen, wahrnehmbar in der Sünde und ihren Folgen, zu lösen. Es ist merkwürdig, mit welcher scheinbaren Nichtbeachtung der Urheber des Bösen, nachdem er den Knoten des großen Erden-Drama's geschürzt, nun gleichsam in der ferneren Darstellung desselben, wie sie die Schrift giebt, aus dem Gesicht gelassen wird, indem nur die Folgen seiner That, und die Aufhebung dieser Folgen die Schrift in ihrem ganzen Laufe beschäftigen. Vergessen zwar ist er nicht; und er selbst bringt sich hier und da in Erinnerung, durch sein fortwirkendes Verwirren und Stören des Guten, durch seine Anregungen, Verführungen, und durch die wirkliche Gründung eines Reichs des Bösen auf Erden. Aber die Stimme des Heilands selbst ruft: „lasset das Unkraut wachsen mit dem Waizen;" und überall wird darauf hingedeutet, daß das endliche Schicksal des Bösen aufbewahret werde bis zum Tage des Gerichts. Das Böse und sein Princip behauptet, zwar nicht seine Herrschaft, aber doch seinen mächtigen Einfluß innerhalb des Gebietes der Zeit, dieses Elements der Vergänglichkeit, dieses Stromes ohne gleichen, der zugleich vorwärts und ruckwärts fließt: rückwärts in eine unwiederbringliche Vergangenheit, und vorwärts, in eine schicksalsvolle Zukunft. Das gemeinsame beider Richtungen aber ist das nicht-Bleibende, das Vergängliche. Und in diesem Elemente soll das Reich des Guten nicht wurzeln, aber das Reich des Bösen hat darinne seine alleinige Begründung. Aber was für ein Gebäude ist das, welches auf den Grund der Vergänglichkeit gebaut ist! Es wird daher mit Recht das Reich „dieser Welt," und sein Beherrscher „der Fürst dieser Welt" genannt. Er und sein Reich wird also vom Heiland selbst anerkannt: aber dieser himmlische Mensch — himmlisch nicht blos in der Gesinnung, sondern auch in der Abkunft — schreitet durch dieses Reich, in welchem alles, was da lebt, wie durch einen bösen Zauber, an die Erde und die Zeit und ihren Dienst gefesselt ist, und wie träumend und schlaftrunken dahin wandelt.

Er schreitet durch dieses Reich, wie eine Lichtgestalt durch die Finsterniß, und erweckt die Schlummernden, scheucht den Schlaf von ihren Augenliden, daß sie den Tag sehen, das wahre Leben, das Leben im Geiste und in der Wahrheit. Er ladet sie ein zum Genuß dieses Lebens in höchster Fülle und Gnüge, im Reiche seines Vaters, und bringt sein eigenes Leben zum Opfer, um das ihrige, gereiniget und geheiliget, vor dem Angesichte seines Vaters darzustellen. Aber sein Grab wird auch das Siegel der versöhnten Heiligkeit Gottes, wiefern diese Heiligkeit der Gerechtigkeit gleich ist. Dieses Grab wird der Bürge, daß der Tod besiegt ist, und der Zugang zum Leben Allen eröffnet. „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg?" Dieß will eben so viel sagen, als: Böses, und Prinzip des Bösen, wo ist dein Sieg? Daß es dem Prinzip des Bösen, d. h. der Selbstbehauptung und des Hasses, um Vernichtung der Schöpfungen des guten Prinzips, des Prinzips der Liebe, zu thun sein mußte, ist klar. Die jüngste dieser Schöpfungen war der Mensch, mit der Gabe der Freiheit zur Vollbringung des Gebots. An ihn legt der Verführer seine Hand. Mit welchem Erfolg hat die Geschichte des Falles gelehrt. Tiefes Dunkel umgiebt uns hier. Woher der Verführer? woher seine Macht*)? Aber die Thatsache ist da, der Erfolg ist da. Die beiden Endpunkte: Fall und Erlösung sind gegeben, sie dürfen nur zusammengeknüpft werden. Und die heilige Schrift hat sie zusammengeknüpft. Nur menschliche Willkühr, um nicht zu sagen, menschlicher Frevel, darf es wagen, diese Verknüpfung zu zerreißen. Geschieht es, so wird die heilige Schrift aufgelöst. Geschieht es nicht, so behält sie ihren Zusammenhang, und ihre Bestätigung, daß das Reich des Bösen das Reich der Vergänglichkeit ist. Zugleich ist aber auch in „Christus und Belial" ein rein geistiger Gegensatz darinne bestätiget, nicht blos in der Idee, sondern in der Wirk-

*) Im Buche über die Wahrheit ist eine Deduction des bösen Prinzips gewagt. S. B. III.

lichkeit. So mußte also die Metaphysik sich von der heiligen Schrift belehren lassen, um ihren eigenen Gegensatz in der Theorie des Guten und des Bösen nicht blos zu begreifen, sondern auch den Widerspruch, den derselbe mit sich führt, auszutilgen.

Jetzt nur noch ein Wort über das Dunkel, in welchem uns die heilige Schrift läßt, den Ursprung und die übrigen Verhältnisse des bösen Prinzips zum heiligen Gott betreffend. Es ist, das sieht man klar, nicht das Geschäft der heiligen Scribenten, uns eine Geschichte vom Reiche des Bösen und seinem Gründer zu geben. Ist es doch nicht einmal der Zweck der göttlichen Offenbarung, und dessen, der sie uns am herrlichsten enthüllte, vom Reiche Gottes eine vollständige Auskunft zu liefern. Gleichwohl ist das Reich Gottes das Ziel aller Offenbarung. Aber es ist immer nur gleichsam im Prospecte hingestellt, weil das Wesen der uns gewordenen Offenbarung in der Enthüllung der Mittel besteht, durch welche wir in dieses Reich gelangen sollen. Auf gleiche Weise ist das Reich des Satans, nicht etwa in den Prospect, sondern vielmehr in den Hintergrund gestellt, gleichsam wie eine Gewitterwolke, die immer noch ihre Blitze über die Unvorsichtigen entladen kann. Es ist eine geheimnißvolle Vergangenheit vor der Zeit — wenn man sich so ausdrücken darf, — auf welche uns, wie in eine tiefe Dämmerung, nur ein ahndender Blick vergönnt ist. Christi Ausdruck: „der Teufel und seine Engel" läßt uns schließen, daß es ein hochgestellter Geist war, der den Abfall wagte, ein Geist, begabt mit der Kraft, aus sich zu leben, nur nicht zugleich mit der Macht, sich das Gesetz seines Lebens selbst zu geben, welche allein die des heiligen Gottes ist*). Auch jener hohe Geist stand unter dem göttlichen Gesetz, sind wir genöthiget zu schließen. Dieses Gesetz war das Band des Gehorsams, des Vasallens. Und dieses Band wagte er zu zerreißen — er hatte die Macht dazu — und indem er es zerriß, erreichte er das Ziel der Ungebundenheit, aber nicht, wie er gewähnt hatte, der Unabhängigkeit. Er war rein von Gott getrennt. Die volle Geistigkeit war ihm geblieben, aber die Heiligkeit war von ihm gewichen. Und so war vor ihm ein Abgrund aufgethan, der vorher verschlossen war: die Hölle. Aber er stürzte in diesen Abgrund nicht allein, sondern mit allen Geistern, die er an sich gerissen, wie uns zu denken erlaubt ist. Wer in diesem großen Geister-Ereigniß ein Gedicht sieht, hat ganz Recht; aber es ist ein lebendiges Drama, ein Drama für die Ewigkeit, in welchem Gott selbst mithandelt.

*) S. das Buch über die Wahrheit. A. a. O.

Viertes Kapitel.

Der böse Geist als Geist der Lüge.

§. 1.

Rückblick auf die unzertrennliche Verbindung des Bösen und der Lüge.

Der Weg, den wir im ersten Theile unseres Werks verfolgt haben, hat uns den Ursprung des Bösen im Menschen, und aus dem Bösen den Ursprung der Lüge gezeigt. Aber nur den Ursprung der Lüge im Menschen, nicht den Ursprung der Lüge überhaupt. Dieser ist auf dieselbe Quelle zurückzuführen, aus welcher das Böse abzuleiten ist, nehmlich auf das Prinzip des Bösen. Die Lüge ist ein geistiger Act, wie alles Böse, und setzt ein geistiges Wesen voraus, welches diesen Act vollzieht. Wir haben dies an seinem Orte (Th. I. Kap. III. §. 4.) zur Gnüge dargethan. Wir haben aber auch dort zugleich gezeigt, daß dieser Act nur durch einen bösen Willen vollzogen werden kann: denn es ist genug, daß der Wille unheilig sey, um böse zu seyn. Jede Lüge geht aus einem solchen Willen hervor. Es wäre somit die Unzertrennlichkeit der Lüge vom Bösen nachgewiesen. Aber es fragt sich nun noch, ob auch das Böse von der Lüge unzertrennlich sey, in dem Sinne, als wir uns das Böse, wenigstens in gewisser Beziehung, als bedingt durch die Lüge, denken. Und hier ist zwar nicht zu läugnen, daß das Böse ursprünglich ohne die

Lüge gedacht werden kann, aber auch eben nur in seinem Ursprunge. Denn zu seiner Entwickelung und Reife bedarf es allerdings der Lüge. Wenn wir nämlich anerkennen müssen, daß das Böse seiner Natur nach auf Verderben ausgeht, weil die Selbstsucht, das Wesen des Bösen, nichts Anderes außer sich aufkommen läßt: so folgt hieraus, daß, wenn das Böse sein letztes Ziel erreichen will, es auch kein Mittel dazu aus der Acht lassen darf. Nun wissen wir, daß das Böse, wie es geistige That ist, sich auch nur auf geistige Wesen beziehen kann, und daß, weil keine Gewalt unmittelbar etwas über geistige, als freie Wesen vermag, nur der Weg offen steht, die Freiheit geistiger Wesen gleichsam aus ihren Schanzen zu locken und in die Schlingen des Bösen zu verwickeln. Und dies ist der Weg der Lüge. Nicht ohne Absicht haben wir an seinem Orte das Beispiel und Bild der Schlange im Paradiese gewählt, um die Procedur des Lügengeistes anschaulich zu machen. Wir haben gezeigt, daß die erste Lüge sogleich ein Meisterstück des Lügengeistes war. Und es geschah hier nichts anderes, als daß die Freiheit der Belogenen zur Wahl des Bösen bestimmt wurde. Die Lüge erreichte ihren Zweck, wiewohl sie selbst nur Mittel des bösen Strebens war. Hiedurch bestätiget sich aber das Obige. Die Lüge ist demnach das Organ des Bösen; und da keine Kraft ohne Organ wirksam ist und seyn kann, so ergiebt sich hieraus die oben angedeutete Beziehung, in welcher das Böse, wenn auch nicht seinem Wesen nach, doch hinsichtlich seiner Erscheinung, durch die Lüge bedingt ist. Jedoch, wenn wir strenge seyn und tiefer eindringen wollen — und unsere Aufgabe verlangt es — so müssen wir sogar sagen, daß die Lüge schon mit dem Wesen des Bösen gegeben ist. Sie ist eben so mit demselben gegeben, wie die Wahrheit mit dem Guten. Beide, das Wahre und das Gute, treffen in der Einheit zusammen. Einheit ist das Siegel der Vollkommenheit. Wo die Einheit zerrissen wird, beginnt der Zwiespalt, das Reich der Zerstörung und des Todes. Der Moment der Trennung eines Wesens von der ewigen Ein-

heit — was eben so viel sagen will, als von der ewigen Wahrheit und Güte — ist auch der Moment des Abfalls. Nun kann ein (geistiges) Wesen nicht von der Güte abfallen, ohne von der Wahrheit abzufallen: denn wer in der Wahrheit ist, ist im Heiligen; und aufhören gut zu seyn, und dennoch wahr bleiben, ist der größte geistige Widerspruch. Was heißt aber das: von der Wahrheit abfallen, anders, als in das Gegentheil der Wahrheit verfallen? Und dieses Gegentheil ist die Lüge: denn es ist die Verneinung der Wahrheit. Und so ist also wirklich mit dem Abfall vom Guten der Verfall in die Lüge gegeben, dem Wesen nach, wenn auch noch nicht der That oder Erscheinung nach. Inzwischen, da der Abfall selbst That ist, und die That nicht ruhet, wenigstens nicht eher, als bis sie ihr Ziel erreicht: so ergiebt sich aus Obigem, daß auch die Lüge, als That, dem Abfalle auf dem Fuße nachfolgen werde. Wenn dem nun so ist, und wenn die Lüge so innig an das Böse gekettet ist, so ist die Versuchung groß, aus dem Gebiete der Metaphysik herauszutreten, und zu fragen, von welcher Beschaffenheit wohl die erste, aus dem Bösen hervorbrechende, Lüge gewesen sey. Allein wir erhalten keine Antwort, weder aus der heiligen Schrift, noch aus irgend einer Völkersage, so kühn auch diese Sagen sich auf die Uranfänge alles Seyns und Wesens in unendliche Ferne hinausdehnen. So viel aber tritt uns nahe, und steht wie in lebendiger Gegenwart vor uns, daß die Verführungslüge der Schlange, als die erste geschichtliche Lüge, (weil sie den Impuls zur Weltgeschichte gegeben) nur den Uebergangspunkt der Ur-Lüge, aus einem zeitlosen Jenseits in das Reich der Zeit, bezeichnet, und uns drängt, den eigentlichen Ursprung der Lüge in jenem Jenseits zu suchen. Denn man sollte billig meinen, daß, wie die Menschenverführung durch den Geist des Bösen nicht der Ursprung des Bösen war, so möchte auch die Schlangenlüge nicht die erste Lüge seyn. Dürfen wir z. B. eine Vermuthung wagen, die auf die plausible Annahme gegründet ist, daß der abgefallene hohe Geist sich Mitgenossen seines Abfalles gewonnen habe, so ist es diese, daß jener Mitabfall auf dem Wege der Lüge bewerkstelliget worden sey, ja vielleicht sogar auf dem Wege derselben Lüge, mit welcher das begehrliche Menschenherz späterhin gegirrt wurde: mittels der Vorspiegelung der Gott-Gleichheit. Was ihn selbst, den hohen Geist, verlockt und gestürzt hatte *), brauchte er nun als Köder für andere.

§. 2.

Selbständigkeit der Lüge im Geiste des Bösen.

Die zuletzt genannten Vermuthungen bei Seite, so gelingt es uns vielleicht noch auf einem andern Wege, der eigentlichen Ur-Lüge auf die Spur zu kommen. Es ergiebt sich aus dem Vorhergehenden, daß sich, wie das Böse, so die Lüge, nicht ohne das geistige Prinzip denken läßt, dem beide angehören. Daß dieses Ein und Dasselbe Prinzip ist, bedarf keines Beweises. Wir haben es kurzweg den bösen Geist genannt. In ihm ist alles Böse und alle Lüge begründet. Bis jetzt aber haben wir die Lüge nur als das Mittel zum bösen Zweck kennen gelernt. Jedoch sie ist mehr. Sie gehört zur Wesenheit, und gleichsam zur Selbständigkeit des bösen Geistes, oder mit andern Worten, sie behauptet in demselben ihre eigene Selbständigkeit. Dieß ist nun zunächst nöthig nachzuweisen, weil es einen Theil der Aufgabe ausmacht, den metaphysischen Grund der Lüge in äußerer Realität zu befestigen, oder an dieselbe anzuknüpfen.

Der metaphysische Grund der Lüge liegt in dem, dem Gesetz widerstrebenden, Willen. Der Wille kann nicht dem Gesetz widerstreben, ohne einen Stützpunkt zu haben, der ihm gegen das Gesetz ein entschiedenes Uebergewicht giebt. Dieser Stützpunkt ist seine Selbstgewalt. Diese Selbstgewalt ist aber nicht in der Wahrheit begründet: denn sie widerstreitet dem Gesetz. Sie ist also eine usurpirte, oder noch besser, eine

*) S. das Werk über die Wahrheit. Buch III.

fingirte Gewalt, oder mit andern Worten, sie ist eine Lüge gegen das Gesetz und gegen die Wahrheit. Auf diese Lüge nun ist die ganze Selbstbehauptung des Willens gegründet. Was hier blos eine metaphysische Gültigkeit hat, erhält eine reelle, wenn wir sie auf das äußerlich gegebene geistige Prinzip des Bösen anwenden. Der böse Geist kann nicht bestehen ohne die Lüge, nicht nur, wiefern er ohne dieselbe nicht wirken kann, (wiefern sie Mittel zu seinen Zwecken ist,) sondern auch wiefern seine Selbstbehauptung, d. h. seine Wesenheit und zugleich seine Existenz als böser Geist, von der Lüge getragen wird. Seine ganze Selbstbehauptung ist eine Lüge: denn sie gründet sich auf die Selbstgewalt, von welcher so eben erwiesen ist, daß sie nur auf der Fiction (einer Selbstgesetzgebung) beruht. Kurz, es ist nicht wahr, daß er sich selbst behaupten kann. Er kann es nur, wiefern er die Macht und Gewalt des Gesetzes abläugnet; und dieses Abläugnen ist eben eine Lüge. Mit andern Worten: es ist eben so gewiß wahr, daß er sich selbst behaupten kann, als es wahr ist, daß das Gesetz keine Gewalt über ihn hat. Das Gesetz hat aber Gewalt über ihn: denn es richtet, es verurtheilt ihn. Die That seiner Selbstbehauptung wird also durch die That des Gesetzes widerlegt, oder was dasselbe ist: er wird durch das Gesetz der Lüge überwiesen. Gleichwohl ist die Selbstbehauptung gleichsam das Element seines Daseyns, nicht als Geist überhaupt, aber als böser Geist. Da nun diese Selbstbehauptung mit der Lüge in Eines zusammenfällt, so geht ganz klar hervor, daß seine Wesenheit und Existenz als böser Geist, auf die Lüge gegründet, durch die Lüge bedingt, und von ihr abhängig ist. Hiedurch erhalten die Worte des Heilandes: „der Teufel ist ein Lügner von Anfang," ein eigenthümliches Licht. Denn welcher Anfang kann hier gemeint seyn, außer jener, wo die große Umwandlung, aus einem Geiste des Lichts in den Geist der Finsterniß, mit ihm vorgeht? An einen andern Anfang, z. B. den der Schöpfung, oder auch nur den der Weltgeschichte, ist hier nicht zu denken. Denn am Anfang der Schöpfung (beim Schöpfungsacte) war kein böser Geist, sondern „der Herr sahe an, was er geschaffen hatte, und, siehe da, es war gut;" was wir auch ohne das Zeugniß der heiligen Schrift eingestehen würden. Und sodann, am Anfang der Weltgeschichte, d. h. im Acte und Momente des Sündenfalls, machte der Verführer bereits von der Lüge, wie von einer Kunst, in welcher er die Meisterschaft besaß, Gebrauch. Der Teufel war also ein Lügner, nicht blos bei diesem Anfange, sondern bereits vor demselben. Es bleibt also, besagter Maßen, nichts übrig, als den Anfang seiner Lügnerschaft mit seinem Abfalle zu vereinigen und in ein gleiches Moment des Werdens zu versetzen, so daß sein Abfall nur durch die Lüge (gegen das Gesetz) möglich war. Der Augenblick der Verläugnung des Gesetzes war auch der Augenblick des Abfalls. Und so hätten wir allerdings die Lüge zu einem früheren Ursprunge und zu einer früheren Begründung zurückgeführt, als uns hiezu im vorigen §. die Aussicht gegeben wurde; wir hätten gezeigt, daß die Lüge mit dem Wesen des bösen Geistes verschmolzen ist, und folglich ihre Selbständigkeit in diesem Wesen behauptet; was zu erweisen war.

Allein es stellt sich gegen diesen Beweis, und gegen Alles, worauf er sich gründet, eine Bedenklichkeit ein, die wohl zu beachten ist. Wie kann nämlich die Lüge ihre Selbständigkeit im bösen Geiste behaupten, wenn die Selbständigkeit des bösen Geistes selbst eine Lüge ist? Denn diese gründet sich, erwiesener Maßen, auf seine Selbstbehauptung, und diese fällt, ebenfalls erwiesener Maßen, mit der Lüge in Eines zusammen; woraus wir, mit Recht, geschlossen haben, daß die Wesenheit und Existenz des bösen Geistes selbst, als eines solchen, auf die Lüge gegründet ist. Was heißt aber dieses: die Wesenheit und die Existenz eines Wesens ist auf die Lüge gegründet? Heißt es nicht eben so viel, als: die Wesenheit und Existenz dieses Wesens, als eines solchen, ist eine Lüge? Heißt dieß also mithin nicht auch: der böse Geist selbst ist

eine Lüge? Nichts würde denen willkommener seyn, die den bösen Geist wenigstens für eine Fabel, oder für eine Chimäre halten, wenn sich nur ausmitteln ließe, von wem eine solche Lüge (nicht blos Fabel oder Chimäre) kommen könnte. Vom Geiste der Wahrheit nicht; auch nicht von einem Menschengeiste: denn um einen Teufel zu lügen, müßte ein solcher selbst wenigstens die Elemente eines Teufels in sich tragen. Es bleibt also nichts übrig, als daß der Geist des Bösen, indem er sich durch die Lüge behauptet, wenigstens seine Wesenheit als Geist nicht verläugnet. Das letztere kann er auch gar nicht wollen, und wenn er es auch wollte, würde er es nicht vermögen. Er kann es nicht wollen: denn er will ja seine Selbstbehauptung; und er vermag es nicht: denn er hat sich diese Wesenheit nicht gegeben. So kommt also der Sinn des obigen scheinbaren Widerspruchs darauf hinaus, daß der Geist des Bösen, um sich (als solcher) zu behaupten, von seinem unseligen Anfange an bis an das unselige Ende seiner That, zu fortwährender Lüge genöthigt ist. Die Lüge ist gleichsam das Charakterzeichen des bösen Geistes; er ist nicht ohne Lüge zu denken; und so ist es nun ohne allen Widerspruch begreiflich, wie seine Wesenheit und Existenz auf der Lüge gegründet ist, wiewohl diese selbst keinen andern Halt hat, als den Act, der sie hervorbringt.

§. 3.

Einfluß des Lügengeistes auf die zeitliche Welt.

Wir maßen uns nicht an, etwas über die Kraft und Wirkung der Ur-Lüge in der Welt der Geister, die wir nicht kennen, auszusagen; wiewohl die kühne Phantasie der alten Völker-Seher, vorzüglich in Indien, eine Macht annahm, welche schon die ursprüngliche Schöpfung mit dem Schleier des Scheins und der Täuschung umhüllte, und dieser Macht den Namen Maja gab. Wir halten uns an das, was uns vor Augen liegt, und finden schon hier Stoff genug zu dem Schlusse, daß das Wesen und Wirken des Lügen-

Geistes nicht ohne Einfluß auf die Welt geblieben ist, die sich in der Zeit entwickelt, so weit diese Entwickelung zu unserer Kenntniß kommt, das heißt, auf die Welt menschlicher Handlungen und Thaten. Man hält heutzutage dafür, daß der Geist des Bösen — wenn man sich nämlich geneigt findet, einen solchen anzuerkennen — keinen Einfluß, weder auf die Gesinnungen, noch auf die Handlungen der Menschen habe, obschon von jenem Verräther des Heilands geschrieben steht: „der Satan war ihm ins Herz gefahren." Allein schon nach unserer Theorie des Bösen läßt sich die Entstehung des Bösen im Menschen nicht ohne Einwirkung einer feindlichen Macht erklären, die dem Guten überall in den Weg tritt. Man erinnert sich, daß wir in der Einbildungskraft und in ihrer Ungebundenheit das Vehikel anerkannt haben, dessen sich jene Macht bedient, um den Samen des Unkrauts in das menschliche Herz auszustreuen. Läßt man es doch hingehen, wenn Solche, die mit reinem Glauben an Gott hangen, von Eingebungen des guten Geistes reden. Auch haben Sie ein Recht hiezu: denn sie sind sich ihrer Verbindung mit Gott bewußt. Und Eingebungen des bösen Geistes sollten bei denen nicht möglich seyn, die immerfort Böses sinnen und denken, und sich, so zu sagen, dem Geiste des Bösen immer mehr nähern, sich immer mehr gleichsam zu seinen Werkzeugen bilden? Die Schriften der Apostel sind voll von diesem Doppelverhältnisse des Menschen zum guten und zum bösen Geiste; und nur, wenn wir zwischen unser Leben und ein höheres, religiöses Verhältniß eine feste Scheidewand ziehen, verschwinden solche Ansichten; wie denn überhaupt alsdann der Offenbarungsglaube verschwindet. Aber das sichtbare ist vom Unsichtbaren umgeben; und das Unsichtbare ist der Geist. Der Geist Gottes aber ist nur denen nahe, die ihn suchen. Denen, die ihn nicht suchen, die ihn von sich weisen, nahet ein anderer Geist, der Verführer, der Verderber; und sie ziehen ihn und seinen Einfluß in dem Maße mehr an sich, als sie ihm weniger widerstehen, als sie sich ihm mehr hingeben.

Wer aufrichtig mit sich zu Werke geht, wird wissen, wann ihm mehr der gute, mehr der böse Geist nahe war. Jenes Nähe beseliget, dieses verunseliget. Es giebt Menschen, die Jahre lang, die einen großen Theil ihrer Zeit hindurch, in immer wachsender Unseligkeit dahin leben, deren Inneres immer mehr verdüstert, verfinstert wird. Sie leben im Elemente der Finsterniß; und dieses ist das Element des bösen Geistes. Und er sollte sie nicht berühren? nicht lenken, wie der gute Geist die Seinigen? Wie im Einzelnen, so im Ganzen; wie im Guten, so im Bösen. Die Menschen-Welt hat sich von jeher in zwei, aber freilich ungleiche, Hälften getheilt: in die Guten und in die Bösen. Unsere heutige Zeit will nichts mehr von dieser Theilung wissen; aber die heilige Schrift, sowohl des alten, als des neuen Testaments, hält sie fest. Christus selbst, als Weltrichter, macht diese Theilung; und wir sollten etwas dagegen haben können? Er macht sie nach dem Prinzip, daß Niemand zweien Herren dienen kann. Zu denen, deren Herzen für alles Gute verschlossen sind, sagt er: „ihr seyd von eurem Vater, dem Teufel." Aber eben zu retten, das verloren ist, und es dem Reiche seines Vaters zuzuführen, erschien der Erbe dieses Reichs, und warb um künftige Bewohner desselben. Aber auch sein Widerpart wirbt noch heutzutage für sein eigenes Reich und verspricht Güter der Erde denen, die da niederfallen und ihn anbeten. Aber weil er nicht in Person erscheint, sollen wir darum seinen Einfluß abläugnen? auch seinen Einfluß als Geist der Lüge? Wenn Christus im Geiste des Bösen seinen entschiedenen Gegner erkennt, wenn er ihn den Vater der Lüge nennt, wenn er aber dennoch versichert, daß sein (Christi) Werk so fest stehe, daß es „die Macht der Hölle nicht überwältigen solle": so muß doch vorausgesetzt werden, daß diese Macht, und der Machthaber, dagegen ankämpfe. Und mit welchen anderen Waffen vermag er dieß besser, als mit den Waffen der Lüge? Und daß dieß zu allen Zeiten geschehen, daß es noch geschieht, wer will es läugnen? Alle Bemühungen von den ältesten Zeiten her, die Menschen von der wahren Gotteserkenntniß abzuführen, sie in den Dienst des Zeitlichen und Vergänglichen zu verlocken, Haß und Zwietracht unter ihnen anzufachen, die Kunst der Lüge auf das feinste auszubilden, mit dieser Kunst die Wahrheit zu verdrehen, zu verunstalten, und sogar lächerlich zu machen: welchem Einflusse sonst soll dieses zugeschrieben werden, als dem Einflusse des Geistes der Lüge? Erhob er sich nicht schon mächtig, um die ersten Anpflanzungen des Christenthums zu vernichten? Hat er sich nicht späterhin aller Künste der Verläumdung und der Anschwärzung bedient, um das Heilige seines Glanzes zu berauben? Hat er nicht alle Macht des Zweifels aufgeboten, um die Macht des Glaubens zu überwinden? Hat er nicht die Kunst verstanden, den Glauben in Aberglauben zu verwandeln und durch ihn die größten Verwüstungen im Reiche der Wahrheit anzurichten? Und als das Werkzeug des Aberglaubens auf einige Zeit abgenutzt schien, hat er nicht an dessen Stelle den Unglauben hervorgerufen, und mit seiner Hülfe die Veste der Wahrheit zu untergraben gesucht? Wirkt er nicht gerade in jetziger Zeit am allergewaltigsten durch den Unglauben? Hat er nicht durch den Unglauben die alte kindliche Hingezogenheit der Gemüther zur heiligen Schrift, ihrer Lehre und ihrem Troste und ihren Verheißungen und Hoffnungen abgewendet? Hat er nicht durch den Unglauben die göttliche Person Christi selbst ihrer Herrlichkeit entkleidet? Hat er nicht durch den Unglauben die Grundpfeiler der göttlichen Offenbarung untergraben? Sucht er nicht durch den Unglauben das Christenthum selbst auszurotten? Und kann der Unglaube mit andern Waffen kämpfen, als mit denen der Lüge und des Betrugs? Denn wenn der Unglaube die Wahrheit auf seiner Seite hätte, so wäre ja der Glaube, so wäre die göttliche Offenbarung, so wäre das Wort Gottes selbst Lüge! Der Unglaube also ist die Lüge, er ist das Gift, vom Lügengeiste ausgespritzt, er ist der Tod der Wahrheit und des ewigen Lebens; er kann nicht von Menschen

kommen, er muß vom Geiste des Bösen selbst denen eingehaucht seyn, die sich zu seinen Diensten eignen. „Aber — kann man sagen — zugegeben, daß der Unglaube überhand genommen hat, so ist er ja doch immer nur, wie Alles, was in der Menschenwelt geschieht, das Werk von Menschen, oder man müßte annehmen, daß die Menschen Maschinen wären, die durch fremde Gedanken, durch fremde Bewegungen regiert würden." Allein wie war es denn von jeher mit den Verkündigern des Heiligen? wie war es mit den Gottgesandten des alten und neuen Testaments? redeten sie aus sich? trugen sie ihre eigenen, selbsterdachten Ansichten, Weisungen, Zwecke vor? Wie war es mit Christus und den Aposteln selbst? Wenn ihr zugebt — ihr thut es nur dann nicht, wenn euch der Unglaube in seinen Schlingen hat — daß Gott sie erleuchtete, daß Er durch sie redete: so wird es euch auch nicht schwer fallen, zuzugeben, daß der Geist der Lüge die Seinigen, seine Werkzeuge, nicht erleuchtet, sondern verblendet mit dem Wahne von Einsicht, Wissenschaft und Klugheit, und daß eigentlich er selbst durch die Verblendeten redet, daß sie seine Werkzeuge sind, ohne es zu wissen, daß er ihnen aber den Ruhm läßt, aber auch zugleich den Wahn, ihre eigenen Zwecke zu fördern. Denn dieß ist der Unterschied zwischen den Dienern des Geistes der Wahrheit, und zwischen denen des Lügengeistes, daß Jene auf eigenen Ruhm und eigene Ehre Verzicht thun, diese aber für eigenen Ruhm und eigene Ehre kämpfen. Weßhalb ihnen auch kein größeres Herzeleid zugefügt werden kann, als wenn dieser Ruhm und diese Ehre irgendwie angegriffen wird. Sie speien dann Feuer und Flamme, und legitimiren sich auf diese Weise vollkommen als Unterthanen des Königs der Selbstbehauptung, aber auch des Meisters der Lüge. Man hat nur die Wahl, entweder diese Zeitwelt ihrem eigenen Schicksale zu überlassen, oder anzuerkennen, was die heilige Schrift als zweifellos feststellt: daß ein Einwirken der Macht des Bösen, wie der Macht des Guten, in dieselbe Statt findet. Warum der Macht des Bösen eine Einwirkung gestattet ist, darauf kann Gottes Weisheit allein antworten. Die, welche sich über diese Weisheit erheben, und aus eigenen Mitteln Schiedsrichter über dieses räthselhafte Verhältniß seyn wollen, helfen dadurch, ohne es zu wissen, aber nicht, ohne dazu erregt zu seyn, der Sache des Lügengeistes, welche nicht besser gefördert werden kann, als wenn seine Einmischung, ja seine Existenz und Wesenheit, von recht Vielen, nicht blos in Zweifel gezogen, sondern geradezu abgeläugnet wird. So kann er, was man sagt, im Trüben fischen.

§. 4.

Der Lügengeist als Zeitgeist.

Nichts giebt einen stärkeren Beweis von der verkehrten Stellung, in welcher sich die Menschen jetzt befinden, als daß dem sogenannten Zeitgeiste mit wahrhaft göttlicher Verehrung gehuldiget wird. Nicht mehr Gott, sondern der Zeitgeist ist es, welcher als der Lenker der menschlichen Verhältnisse, Zustände, Schicksale, unbedingt anerkannt und verkündiget wird. „Was dem Zeitgeist entgegen ist, heißt es, kann nicht bestehen; was ihm gemäß ist, muß eintreten, wirken, und die Herrschaft gewinnen. Der Zeitgeist verlangt Revolutionen, Umgestaltungen der Staaten, neue Institutionen aller Art. Namentlich bedarf die Religion einer völligen Reform. Sie darf nicht mehr unter der Vormundschaft des Glaubens bleiben. Sie ist mündig geworden; und die Vernunft, die Bürgin und Vorsteherin aller Mündigkeit, muß auch der Religion ihre Constitution geben, wie sie dieselbe den Staaten giebt. Vor allen Dingen muß der Staat selbst von der Religion ganz unabhängig seyn, wie er von jeder seiner übrigen Institutionen unabhängig ist: denn die Religion ist ein Staats-Institut: sie ist die Hochschule der Moral. Eine Religion, die mehr seyn will als Moral, ist ein Auswuchs der menschlichen Leidenschaft und Phantasie, und darf nicht geduldet werden. Deßhalb sind besonders scharfe

Maßregeln gegen den Mysticismus und Pietismus zu ergreifen, welche die Maske des sogenannten evangelischen Christenthums annehmen: denn sie gehen beide auf Obscurantismus aus, welcher geradezu dem höchsten Staatsprinzip, der Intelligenz, widerspricht. Licht und Freiheit, das sind die Bedürfnisse des Tags, die Forderungen des Zeitgeistes. Beide können nur das Werk der Vernunft seyn. Die Vernunft giebt Freiheit, indem sie den constitutionellen Staat schafft; sie giebt Licht, indem sie die Wissenschaft erzeugt und pflegt. Die Wissenschaft bringt Klarheit und Ordnung in alle Verhältnisse des Lebens, auch in die religiösen. Die Wissenschaft verscheucht den Dämon des Aberglaubens, der die Völker seit Jahrtausenden gefesselt hielt. Die Wissenschaft kennt keine andere Offenbarung, als die sie selbst, oder vielmehr, die die Vernunft durch sie giebt. Die Wissenschaft ist das Organ der Vernunft. Der alte Volkswahn, die alte Glaubensautorität, verschwindet vor ihr, wie der Nebel vor der Sonne. Die Lehrmeinung, das Dogma, zerschmilzt vor ihrem prüfenden, sichtenden, zermalmenden Blicke in Nichts. Was in der traditionellen Lehre Vernünftiges ist, behält seinen Werth, erhält ihn aber nicht durch die Lehre, sondern durch die Vernunft. Wir brauchen nur die Vernunft zur Idee der Gottheit, und nur diese Idee, um das Leben nach ihr zu gestalten. Die Idee der Gottheit ist der Grundpfeiler der Ethik, und die Ethik ist nicht blos der Grundpfeiler, sondern der Inbegriff der Religion. Das Streben einzelner Individuen, oder ganzer Corporationen (Sekten) nach wirklicher Vereinigung mit dem hypostasirten Gegenstande der Idee, ist ein Sprung über die Grenze der Realität, ist Verrücktheit und Wahnsinn oder führt zu beiden. Diesem Uebel zu steuern, und allen Mysticismus und Pietismus mit der Wurzel auszurotten, giebt es kein besseres Mittel, als die alte Unterlage religiöser Begriffe, die, auch in ihrem hohen Alter noch zum Theil ehrwürdige, Bibel von allem Zeit- und Volks-thümlichen zu reinigen, die crassen Vorstellungen von

einem Gott, der sich durch Menschenblut, oder vielmehr durch sein eigenes Fleisch und Blut, durch seinen Sohn, versöhnen läßt, in ihrer ganzen Absurdität an den Tag zu legen, zu zeigen, daß dieser sogenannte Gottmensch eben so gut ein Mensch war wie andere Menschen, daß er auf demselben Wege wie andere, nämlich auf dem Wege des Unterrichts und der Selbstbildung, zu der Höhe moralischer Cultur gelangt war, die ihn vor seiner Umgebung auszeichnete, daß er aber dennoch dem Einflusse alter National-Vorurtheile und altes National-Aberglaubens nicht ausweichen konnte, was er durch die unglücklicherweise aufgefaßte und verfolgte Messias-Idee bewies, die ihm zuletzt auch das Leben kostete. Wenn auf solche Weise die Bibel von allem Supranaturalistischem gereiniget wird, wenn durch eine strenge Kritik und helle Exegese nachgewiesen wird, wie das Ganze zu verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Verhältnissen, von verschiedenen Verfassern, von verschiedenen Standpunkten aus, und nach verschiedenen Richtungen oder Zwecken hin, entstanden, und gleichsam nur durch Zufall zu einem Ganzen oder vielmehr zu einem Aggregat, verbunden worden ist, in welchem Historisches und Poetisches, Sage und Mythus, auf die wunderlichste Weise untereinandergemischt, ja oft, sich selbst widersprechend, einander gegenübergestellt ist: so wird sich nach und nach ein richtigerer Begriff über den Werth dieses alten orientalischen Denkmals religiöser Vorstellungen, die nicht mehr die unsrigen seyn dürfen, ausgestalten, und auch im Volke Leben gewinnen, welches nicht mehr, wie ehedem, durch blinden Glauben gegängelt werden darf, weil es schon durch eigene Anerkennung, Vertheidigung und Wahrung seiner bürgerlichen Rechte seine Mündigkeit auch für die übrigen Vernunftwahrheiten beurkundet hat. Kurz, der Zeitgeist verlangt Achtung der Menschenwürde auch bei dem Geringsten im Volk."

Und dieser Zeitgeist sollte ein Lügengeist seyn? Ja, und zwar der alte Geist der Lüge, von dem im Vorigen geredet

worden ist. Man kommt uns auf halbem Wege entgegen, indem man das Thun und Treiben der heutigen Welt einem Geiste, einem an sich unsichtbaren, aber dennoch wirksamen, Prinzip zuschreibt; wiewohl nicht blos das heutige Welttreiben, sondern ein jedes von Anbeginn der Zeit, von einem solchen, oder vielmehr von demselben Prinzip ausgegangen ist, welches der Heiland den Fürsten dieser Welt nennt. Wie wir dieß beweisen wollen? auf sehr einfachem Wege. Der Zeit steht die Ewigkeit gegenüber, und dem Zeitgeiste der ewige Geist. Alles, was der Zeit, und blos der Zeit angehört, ist vergänglich und nichtig; nur was den Keim des Ewigen in sich trägt, dauert nicht blos in der Zeit, sondern auch über die Zeit hinaus. Alle Völker und Staaten des Alterthums sind untergegangen; ihre Künste, Wissenschaften, religiösen Institute mit ihnen; und nur so viel ist hier und da übrig geblieben, daß eben die Trümmern den Untergang auch des Herrlichsten, was die Welt erzeugt, bethätigen. Mitten unter den Trümmern der alten Religionen hat sich die zarte Pflanze des israelitischen Glaubens erhalten, und ist zum Baume aufgewachsen, der in seinem Wipfel die Blüthe und Frucht des Evangeliums getragen hat. „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht," sprach Christus, von dem sein Jünger zeugte: „Herr, du hast Worte des ewigen Lebens." Kurz, das Wort Gottes, das Wort der Verheißung und Erfüllung, es lebt bis auf den heutigen Tag, wie in der heiligen Schrift, so unter allen Völkern, denen es bis jetzt verkündiget worden. Und die entferntesten Völker vernehmen, als wäre es heute und unter ihnen gesprochen, jenes weissagende Wort des Herrn über das Weib, das seine Füße salbte: „Wahrlich, ich sage euch, wo dieses Evangelium geprediget wird in der ganzen Welt, da wird man auch sagen zu ihrem Gedächtniß, was sie gethan hat." Und nahe sind es an zweitausend Jahre, daß der Herr diese Worte sprach. Aus ihm sprach nicht der Zeitgeist, sondern der ewige Geist, der

unveränderliche, wahrhaftige, heilige, der Geist des Gottes, dessen Name auf Erden geheiliget werden soll, wie er im Himmel geheiliget ist. Jenes „dein Name werde geheiliget," dringt durch die ganze heilige Schrift, und wird geboten von einem Ende der Erde zum andern, und von einem Jahrtausend zum andern. Es giebt kein anderes Gebot des ewigen Geistes an die Welt, als dieses. Und dieses Gebot schließt in sich Alles, was die Welt zum Himmel machen würde, wenn es befolgt würde. So redet der ewige Geist. Wie redet aber der Zeitgeist? was verlangt er? was gebietet er? In alter Zeit, in der Zeit der Jugendkraft Asiens, Griechenlands, Roms, hat er blutige Kriege, Eroberungen, Unterjochungen geboten. Und wenn die Begierde nach Raub gesättiget war, so hat er Schwelgerei und Ausschweifungen geboten, bis die Völker erschöpft niedersanken, um nicht wieder aufzustehen. Aber Veränderlichkeit ist der Charakter des Zeitgeistes. Dem Mittelalter ist er in anderer Gestalt erschienen, als dem Alterthum, und der neueren Zeit in anderer, als dem Mittelalter. Ueber dieses führte er das Scepter als Geist der religiösen Herschsucht und Ketzer-Verfolgung, zugleich aber auch als Geist des Faustrechts, und des Kriegs Aller gegen Alle. In die neuere Zeit aber hat er sich zunächst als Geist der Staatsintrigue und der Völkerunterdrückung eingeschlichen; dann aber hat er sich auf die Seite der Völker gewendet und sie zur Empörung aufgewiegelt; er hat ihnen eingeflüstert, daß Majestät und Herrschaft ihnen gebühre, daß die Könige, wenn sie deren dulden wollten, ihre Geschöpfe und ihre Diener seyen; er hat sie mit dem Gifttranke der Freiheit berauscht, ja, wahnsinnig gemacht, und Eines derselben sogar verleitet, in diesem Rausche den Altar des Höchsten umzustoßen. Von hier aus hat er zu den Nachbarn Apostel der Aufklärung ausgesendet, um ihnen auf leichte und bequeme Art das Joch des Glaubens abzunehmen, welches sie hinderte, frei und ungehemmt die Gegenwart zu benutzen und zu genießen. Er hat die Sor-

gen der Menschen vom Himmel zur Erde gebannt, und die Beherrschung von Land und Meer durch Wissenschaften und Künste, Handel und Gewerbe zum Ziele ihres Lebens gemacht. Er hat den Sinn der Menschen so gestellt, daß es ihnen nun eine Narrheit scheint, nach oben zu blicken, Weisheit aber, sich lediglich innerhalb der Grenzen des irdischen Daseyns zu rühren und zu vergnügen. Hauptsächlich aber sich zu vergnügen, und zu diesem Behufe, auf welche Weise es immer sey, Geld und Gut zu erwerben. Man will einen vollkommenen Staat, um das Seinige sicher zu besitzen, und man will es sicher besitzen, um es ruhig zu verzehren. Mit Einem Worte: der Zeitgeist ist mit aller seiner angeblichen Vernunft, die nichts als ein durch Selbstsucht und Hochmuth irre geleiteter Verstand ist, ein von Grund aus irdischer Geist, der entschiedene Gegner des himmlischen. Ist nun der himmlische Geist der ewige Geist der Wahrheit: was kann der Zeitgeist anders seyn, als der Geist der Lüge? Oder ist es keine Lüge, das zeitliche Interesse, sey es auch das des Staats, als das höchste aufzustellen? keine Lüge, den Staat vom göttlichen Gesetz zu isoliren, und von bloßer menschlicher Intelligenz abhängig zu machen? keine Lüge, eine Religion ohne einen lebendigen Gott, auf den Grund einer bloßen Idee, aufzubauen? keine Lüge, aus dieser Idee eine Moral abzuleiten, der Niemand Gnüge leistet und leisten kann? keine Lüge, die Menschen mit einer solchen Moral, als ob sie ihnen, auch unerfüllt, eine hohe Würde gäbe, in den Schlaf zu lullen? keine Lüge, Menschenwitz über göttliche Weisheit, und Menschenzwecke über das von Gott vorgesteckte Ziel zu erheben? Ja, das große Bemühen des Lügengeistes ist auch noch jetzt, die Menschen um das Himmelreich zu bethören, wie er von Anfang an gethan; und unter tausend Gestalten reicht er noch täglich die Frucht dar, die den Menschen aus dem Paradiese scheucht. Dieß ist der Götze, welchem die Zeit fröhnt, und von dem ein edler Dichter sagt:

„Der Narrenkönig beherrscht die Welt."

Er ist kein Phantom dieser Narrenkönig, wenn gleich er nicht in sichtbarer Gestalt erscheint. Er mag auch nicht gesehen, nicht gekannt seyn; und am liebsten ist es ihm, wie schon gesagt, wenn man sein Daseyn läugnet. Wer ihn läugnet, der ist ihm gewiß. Woher weißt du denn dieß? kann man fragen. Antwort: aus der Logik, die der Lügengeist verstehen muß, indem er sie, wie alle Wahrheit, in Lüge, in Sophistik umzuwandeln weiß; wie uns die heilige Schrift auf das klarste in dem Beispiele der ersten Menschen-Verführung, in dem Beispiele der Versuchung Christi kund thut. Ist aber der Lügengeist und der Zeitgeist Einer und derselbe, so können wir auch ermessen, was von der Zeit zu erwarten ist, wenn sie nicht die ewige Wahrheit und ihr Wort zum Richtmaß nimmt. Sie läßt sich berücken, und verfehlt ihr Ziel, weil es nicht vom Herrn gesteckt ist. Und so diese Zeit, wie alle Zeiten.

§. 5.

Das Reich der Lüge und sein Schicksal.

Wer an einem Reiche der Wahrheit zweifeln wollte, würde an Gott zweifeln. Das Reich der Wahrheit ist das Himmelreich. Diesem auf der Erde nicht sowohl die Stätte zu bereiten, — denn es ist ja kein zeitliches, sondern ein ewiges Reich, — als vielmehr ihm Mitgenossen zu erwerben in allerlei Volk, war das Geschäft des Erlösers, während er auf Erden wandelte, so wie der Boten, die er aussendete, aller Welt die Nähe, d. h. den leichten Eingang in dieses Reich, zu verkündigen. Fort und fort wird es verkündiget, seit fast zweitausend Jahren her, immer noch unter denselben Bedingungen, und unter derselben Bürgschaft. Große Schaaren haben sich zu ihm versammelt, und immer noch ziehen Solche, welche die Stimme des guten Hirten vernehmen, der noch heute ruft, und rufen wird bis an das Ende der Tage, zu seinen Pforten ein. Aber der Herr hat es feierlich ausgesprochen, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist. Es giebt

aber ein Reich von dieser Welt, dem Reiche der Wahrheit gegenüber: es ist das Reich der Lüge. Wie der Geist der Wahrheit die Seinen hat, so hat auch der Geist der Lüge Solche, die ihm anhangen und folgen. Und ihrer ist, und war von jeher, eine große Zahl. Sie sind seine Unterthanen, sie gehören in sein Reich. Alles, was dem Vergänglichen und Nichtigen huldiget, und darinne, wie in seinem Elemente lebt, gehört hieher. Es ist Keiner hiezu bestimmt; alle Menschen sind zum Reiche der Wahrheit berufen; denn „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde, und daß sie alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen." Es ist ihre freie Wahl, wenn sie „kräftigen Lügen glauben," und ihr Ohr vor der Stimme der Wahrheit verstopfen. Es ist die Wahl ihrer zum Nichtigen hingezogenen Herzen. Sie werden verlockt, und sie folgen der Lockung. Wer lockt sie aber? der Geist des Abgrunds, der Verderber, der Feind Gottes, der Feind der Wahrheit, der Fürst der Lüge. Die heilige Schrift sagt es uns. Wollen wir sie der Lüge zeihen? Das sey ferne! Er hat ein Reich, dieser Fürst der Lüge; das Reich der Lüge ist sein Reich. „Der Teufel ist ein Lügner vom Anfang, und ist nicht bestanden in der Wahrheit." Wollen wir weiteres Zeugniß? Die Grenzen dieses Reichs sind für uns in Dunkel gehüllt. Nur so weit es sich über die Erde erstreckt, ist es uns vergönnt, einen Blick auf dasselbe zu werfen. Es ist auch ein geistiges Reich: denn es gehört einem Geiste an, aber einem Geiste ohne Heiligkeit, dem unheiligen, dem bösen Geiste. Lassen wir uns nicht täuschen über das Nicht-Seyn eines Solchen. Sein Wirken, seine Herrschaft beweiset sein Seyn. Und groß ist seine Herrschaft auf dieser Welt: Alles, was nicht der Wahrheit huldiget, gehöret ihr an. „Der Weg ist breit, der zur Hölle führet, und Viele sind, die ihn wandeln." Dieß sagt die Stimme der Wahrheit; wollen wir ihr widersprechen? Es ist also ein weites Reich, das Reich der Lüge; aber auch ein festes? so fest, als die Lüge selbst, das heißt, nichtig. Nicht die Zeit vernichtet es: denn in der Zeit hat es seinen Sitz aufgeschlagen; aber in der Ewigkeit kann es nicht bestehen: denn die Ewigkeit ist Gottes, Gott aber ist die Wahrheit. Und so tritt uns denn abermals der Weltrichter mit seiner Verkündigung entgegen. Am Ende der Tage, wenn die Wellen der Zeit aufhören sich zu bewegen, dann wird Gericht gehalten werden über die Nichtigkeit, und über das Böse, und über die Lüge, und über das Reich der Lüge und Alles, was darinnen ist. Dann wird offenbar werden der Rathschluß Gottes; und seiner Gewalt wird Nichts widerstehen können. Menschliche Weisheit, wie bist du so thöricht! Menschliche Klugheit, wie bist du so kurzsichtig! Du missest die Ewigkeit mit dem Maßstabe der Zeit, und das, was geschehen kann und wird, nach dem Maße dessen, was täglich geschieht. Was täglich geschieht, wird einst nicht mehr geschehen; die Kreise, in denen sich jetzt das Leben bewegt, werden stille stehen; der Weltlauf wird am Ziele seyn, und die irdische Sorge, wie die irdische Lust ihr Ende erreicht haben. Jetzt ist es dem Menschen vergönnt, nach Willkühr zu leben; ein weiter, freier Spielraum öffnet sich ihm für seine Zwecke und Pläne, für seine Bestrebungen und Handlungen. Der Horizont ist begrenzt von der Zeit, und Niemand blickt über diesen Horizont hinaus. Das macht die Leute sicher, wenn auch der Tod Geschlecht nach Geschlecht hinwegmähet. Aber auch ihr müßt weichen, die ihr lebt, und Alle, die nach euch kommen. Dann ist für euch Alle keine Zeit mehr; ihr fallt der Ewigkeit anheim. Was wird sich hier entfalten? was hier zu Tage kommen? die Wahrheit in ihrem Licht, und die Lüge in ihrer Finsterniß. Glaubt ihr dieß nicht? dann glaubt ihr keinen Gott. Glaubt ihr aber an Gott, so glaubt auch, daß er über die Finsterniß richten wird. Und das Gericht ist voraus verkündiget, und des Richters Ausspruch auch im voraus gesprochen. Unser Gott aber „ist ein wahrhaftiger Gott, und was er zusagt, das hält er gewiß," so dem Bösen, wie dem Guten. Wie also auch das Reich der Lüge, auch auf Erden, sich einer vorübergehenden Macht und Wirksamkeit erfreue: sein Ziel ist seine

eigene Zerstörung. Und wie auch der Same der Lüge auf Erden zu gedeihen und glückliche Frucht zu bringen scheine dem, der ihn pflegt und aufzieht: dennoch reift er zum Verderben, und wird „abgehauen und ins Feuer geworfen," und seine Stätte nicht mehr funden im Reiche der Lebendigen. Dieß ist das vorausverkündigte Schicksal des Reichs der Lüge, dem sich so viele Herzen anschließen, denen das Ewige Nichts ist, und das Nichtige Alles. Verlohnte es sich nicht der Mühe, dieses Reich der Lüge in seiner Blöße darzustellen?

Schluß.

„Und was hilft es denn, so viel über die Lüge zu reden, ihre Wurzeln im menschlichen Herzen zu entblößen, ihren Verzweigungen im Leben zu folgen, und zuletzt gar, zu ihrer uranfänglichen Begründung und endlichen Erklärung, den längst in das Reich der Vergessenheit verwiesenen Geist des Bösen und der Lüge, aus seiner finsteren Tiefe heraufzubeschwören? wird darum auch nur einmal weniger in diesem Jammer- und Lügen-Thale gelogen werden? Die Welt bleibt wie sie ist; und ihr pietistischen und mystischen Kritiker, die ihr besser thätet, euch um euch selbst zu bekümmern, macht sie um kein Haar anders, als sie ist. Bei aller Lüge hat sie sich doch bis jetzt ganz leidlich erhalten; und wer nicht belogen seyn will, mag die Augen hübsch aufmachen. Man ist deshalb noch kein Bösewicht, weil man sich einmal mit einer Lüge hilft." Diesen Erfolg seiner Bemühungen, diese Censur seines Werks, hat der Verfasser vorausgesehen; und er muß sich fügen, wie er sich schon so oft gefügt hat. Allein er kann doch nicht von der Rednerbühne steigen, die er vielleicht jetzt zum letzten Male betreten hat, ohne auf die Universalmedizin aufmerksam zu machen, die auch gegen die

Lüge hilft, wenn man sie gehörig braucht, und die freilich nicht alle Leute kuriren kann, weil sie sie nicht Alle brauchen mögen. Diese Universalmedizin ist „das Wort Gottes, wie es in der heiligen Schrift geredet ist." Ein einziger Tropfen dieses Lebens-Elixir's kann ein ganzes Leben heilen. Gesetzt, es nähme sich Einer aus der Bibel nur den Spruch heraus: „Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thust wider Gottes Gebot;" und hielt diesen Spruch fest in seinem Gedächtniß, und dächte daran — und thäte darnach — vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und tagtäglich, auf allen seinen Wegen: ob sich dieser nicht, unter andern, auch das Lügen abgewöhnen sollte, und wäre es ihm auch schon, so zu sagen, zur andern Natur geworden? Beweisen im voraus läßt sich das freilich nicht, denn Jeder muß hier selber die Probe machen. Wenn aber die Erfahrungen Anderer hier etwas gelten, so kann der Verfasser Jemanden nennen — nämlich sich selbst — der in einem, nun bereits sechszigjährigen Leben, (als er das Buch über die Wahrheit schrieb, hatte er das funfzigste Lebensjahr zurückgelegt,) sich auf gar mancherlei Weise hin und her gewunden hat, um seine Tage vergnügt zuzubringen; aber, nach manchen Excursionen, und Kreuz- und Quer-Zügen, dennoch immer wieder auf die alte Stelle zurückgekommen ist, die ihm schon die Mutter anwies, wenn sie dem stammelnden Knaben die Hände zum Gebet faltete: auf die Stelle, welche als Zielpunkt das hellsehende Auge Gottes hat, und als Point du départ, den Weg, auf welchem man Gott immer im Auge behält. So lange es ihm glückte, auf diesem Wege in gerader Linie fortzugehen: ja, wie könnte er sagen, wie es ihm da zu Muthe war! Es läßt sich so etwas nur in Bildern anschaulich machen. Es war ihm also zu solcher Zeit immerfort wie Sonntag, wo Alles still ist und friedlich, und hell und heiter, und eine innerliche Fröhlichkeit, man weiß nicht, wo-

her? und warum? Aber sie war da; und mit ihr ein Frühling, auch im Winter; und eine Liebe zu den Andern, die man sonst vielleicht gar nicht leiden mochte; aber jetzt ging das Bruderherz gegen sie auf, und war gut und weich gegen sie. Und dieses Gefühl, es war wie ein Wiederstrahl der Liebe Gottes; man fühlte ihn, wie er die Liebe ist; man hatte ihn nahe, man hatte ihn gewiß. Und wenn der Mensch Gott hat, ist er selig. Das waren freilich nur Tage, Stunden, Augenblicke; aber sie befestigten die Ueberzeugung, daß Gott die Wahrheit ist, und sein Wort Wahrheit. Und diese Ueberzeugung hat auch den Erzähler dieses auf allen Irrwegen, auch auf denen der Philosophie, nicht verlassen; im Gegentheil hat er auf ihnen nur die Bestätigung gefunden, daß nur der in der Bibel bezeichnete Weg der rechte ist. Er legt hier offen das Bekenntniß ab, daß dieses Buch, wie es das einfältigste ist, das er kennt, so auch das erhabenste, an dem man nicht mäckeln darf. Es ist ein Spiegel des menschlichen Herzens, dessen Untiefen hier aufgeschlossen werden. Es ist ein Spiegel der Weltgeschichte, die nichts weniger als das Weltgericht ist, sondern erst von der heiligen Stimme der Schrift ihr Urtheil empfängt. Es ist das Geschichtsbuch der Thaten Gottes, der „was klein ist und verachtet vor der Welt," erwählt hat, seine Befehle auszurichten. Es ist die Stimme Gottes an die Menschen, „ein zweischneidig Schwert, das durch Herzen und Nieren dringt." So redet kein menschliches Buch von Gott, wie die Bibel von ihm redet, die seine Heiligkeit, aber auch seine Liebe offenbar macht. So redet aber auch kein menschliches Buch vom Bösen und seinem Urgrunde, wie die Bibel von ihm redet. Wie sie das Böse in seinem Wesen darstellt, können wir es nicht verkennen, nicht verleugnen, aber uns auch nicht gegen dasselbe verblenden. Und dieser Wegweiser zu dem Abgrunde der Lüge hätte nicht benutzt werden sollen? Und dieser Wegweiser sollte nicht benutzt werden, um aus diesem Abgrunde wie-

derum den Pfad zur Sonnenhöhe der Wahrheit zu finden? Stolz und Dünkel freilich suchen ihn nicht, und finden ihn nicht. Aber Jene, für welche nicht umsonst geschrieben ist: „Suchet, so werdet ihr finden," sie werden erkennen, daß der sicherste Weg des Lebens, der Weg der Wahrheit, und nicht der Lüge ist, so Viele auch auf diesem wandeln, und so wenig sie auch durch irgend eine Warnungstafel zurückgewiesen werden können.

177.3
H36
Heinroth.
Die lüge.
COLUMBIA UNIVERSITY
0032149344